Goethe's Leben

Johann Wilhelm Schaefer



Stuttgart Verlag von Karl Göpel

Goethe's Leben.

Von

J. W. Schaefer.

Erster Band.

(Mit dem Bildniß Goethe's in seinem dreißigsten Lebensjahre.)

Zweite, aufs neue durchgearbeitete Auflage.

Bremen.

C. Schünemann's Verlag.

1858.

Jhro Kaiserlichen Hoheit

der Frau Großherzogin

zu Sachsen-Weimar und Eisenach,

Maria Paulowna,

Großfürstin von Rußland,

der hochsinnigen Kennerin und Pflegerin alles Schönen,

mit den Gesinnungen der reinsten Ehrfurcht

gewidmet.



Aus der

Vorrede und dem Schlußwort

zur ersten Auflage.

„Was Du lebst, ist besser, als was Du schreibst“, äußerte Merck gegen Goethe. Daß dieser Ausspruch des feinsinnigen, scharfblickenden Freundes Wahrheit enthält, hat der Antheil bestätigt, den man fortwährend an den Schilderungen dieses Dichterlebens nimmt, vor Allem der Beifall, mit dem Goethe's „Dichtung und Wahrheit“ aufgenommen wurde. Eben so sehr durch seinen Stoff als durch seine Form ist es ein Lieblingswerk der Nation geworden. In der Fülle anziehender Schilderungen, in die der Dichter uns hineinzieht, vergessen wir fast, daß er uns nur erst zu den bescheidenen Quellen, zu den jugendfrisch dahintanzenden munteren Bächen seines Lebens hinführt und den klaren stolzen Strom, zu dem sie sich sammeln, nur ahnen läßt.

Ueber diese autobiographischen Erzählungen reicht jedoch auch in den Kreisen der Gebildeten die zusammenhangende Kenntniß von Goethe's Lebensereignissen nicht weit hinaus, und die weniger deutlich vorliegenden Lebensepochen des Dichters entstellt nicht selten die anekdotenartige Tradition, welche bekanntlich ästhetische wie politische Gegner für ihre Zwecke auszubeuten gewußt haben. Man kann nicht an Alle, welche in Goethe's Dichtungen Genuß suchen, zugleich die Forderung stellen, daß sie von dem hin und wieder zerstreuten biographischen Material sich Kenntniß verschaffen, daß sie die zahlreichen Briefsammlungen, aus denen die tiefere Kenntniß seines Geistes und Charakters geschöpft wird, mit forschendem Sinne durchlesen und die Einzelheiten zu einem Gesammtbilde zusammensetzen. Dem Leser, der schnell über sie hinwegzukommen sucht, werden sie zu einem Labyrinth, worin ihm der biographische Faden, der allein hindurch und heraus zu führen vermag, entgleitet.

Dies biographische Gemälde nach den uns erhaltenen Zeugnissen zu entwerfen, das Leben unsers größten Dichters nicht sowohl innerhalb des Bereichs literarhistorischer Wissenschaft, als für den weiteren Kreis gebildeter Leser so zu erzählen, daß Gründlichkeit der Forschung und anziehende Darstellung sich nicht gegenseitig ausschließen, das war in dem Werke, dessen ersten Theil ich jetzt der Oeffentlichkeit übergebe, das Ziel, welches ich nach Kräften zu erreichen gestrebt habe.

Es waren unvergeßliche Stunden, als mir in der ersten Frische jugendlicher Geistesentwickelung die Lectüre von Goethe's „Dichtung und Wahrheit“ eine noch ungekannte Welt aufschloß. Die Begeisterung für des Dichters Leben ward mir eine Aufforderung, in seine Geisteswerke tiefer und tiefer einzudringen und sie mir bis zum geringsten Fragment zu eigen zu machen. Ich hatte den Menschen in ihm lieben und verehren gelernt, ehe ich den Dichter kannte, und einen Schlüssel zu seinen Werken gewonnen, den mir keine Kritik wieder entreißen konnte. Alles, was mich über sein Leben, über die individuellen Veranlassungen und Beziehungen seiner Dichtungen aufklären konnte, wurde nach und nach ohne Aussicht auf künftigen schriftstellerischen Gebrauch excerpirt, so daß manche Blätter, welche zu dieser Ausarbeitung sich benutzen ließen, schon vor mehr als zwanzig Jahren niedergeschrieben sind. Wohin sich auch im weiteren Gange des Lebens meine Studien in alter und neuer Literatur wandten, ein bleibendes Interesse führte mich immer wieder zu Goethe zurück. Dies drängte mich zu dem Entschluß, das, was von verschiedenen Seiten für Schiller geschah, endlich auch für Goethe, dessen Leben bis dahin nur in dürftigen Skizzen dargestellt war, zu versuchen; ich hoffte das Werk zur Säcularfeier des Jahres 1849 überreichen zu können.

Das Erscheinen von Viehoff's Biographie Goethe's veranlaßte mich, meine Arbeit wieder beiseit zu legen, weil sie dadurch überflüssig geworden zu sein schien. Ueberdies war die Zeit politischer Stürme nicht geeignet, zu der Darstellung

eines Dichterlebens einzuladen. Erst als neue Publicationen Goethe'scher Briefe unerwartete Aufschlüsse gaben und dem biographischen Material einen ansehnlichen Zuwachs zuführten, als im Fortgange des erwähnten Werkes klar ward, daß es mehr für den engeren Kreis der Literarhistoriker bestimmt sei und durch kritische und ästhetische Erörterungen und Excurse sich zu mehreren Bänden erweitere, als endlich der Name Goethe's wie zu einer Friedensfeier über den Eingang in eine beruhigtere Zeit geschrieben ward, glaubte ich, daß ein zweiter Versuch noch daneben Platz finden könne, ohne daß einer dem andern den Rang streitig mache.

Man könnte freilich entgegnen, daß es räthlicher sei zu warten, bis manche biographische Schätze, die durch Engherzigkeit, Mißgunst und ähnliche Motive noch unter Verschluß gehalten werden, ans Licht gebracht seien. Allein man kann nicht aufschieben Geschichte zu schreiben, bis alle Archive geöffnet sind. Spätere werden glücklicher sein und Besseres leisten können. Indeß darf man schon jetzt behaupten, daß keines Dichters Leben in solcher Ausführlichkeit, Klarheit und Offenheit uns bekannt geworden ist, wie das Leben Goethe's.

Was mir als beglaubigte Thatsache ermittelt zu sein schien, habe ich in meine Darstellung aufgenommen; was als ausschmückender Zusatz verdächtig war oder aus unzuverlässiger Quelle floß, ist ohne lange Erörterung weggeblieben. Ich strebte in meiner Erzählung nach keinem andern Reiz als dem der Wahrheit. Auch die Schwächen sind nicht

verschwiegen worden; es gilt von Goethe das Wort Johannes von Müller's: „Es ist ein Lob für einen Mann, wenn man seine Fehler sagen darf, ohne daß er groß zu sein aufhört“.

Ueberall, wo ich von dem in „Dichtung und Wahrheit“ gegebenen Berichten abweiche, ist anzunehmen, daß ich anderweitigen, glaubwürdigeren Zeugnissen folge, die, soweit es in der Kürze möglich war, im Texte oder in den Anmerkungen erwähnt sind. In Goethe's Darstellung ist manchmal die historische Treue der schönen Form geopfert; andere Ungenauigkeiten sind Gedächtnißfehler. Es findet sich in dieser Hinsicht eine große Ungleichheit; partieenweise liegen Tagebücher und ältere Aufzeichnungen zum Grunde. Wenn ich meinem ersten Zwecke nicht untreu werden wollte, so mußte ich darauf verzichten, die kritische Untersuchung vor den Augen des Lesers zu führen oder gar mich in eine Polemik gegen Irrthümer und schiefe Beurtheilungen, deren die Goethe-Literatur voll ist, einzulassen. Einige Andeutungen sind in die Anmerkungen verwiesen, in denen ich auch die Schriften genannt habe, die mir das kritische Geschäft um Vieles erleichtert haben. Uebrigens habe ich mich in den Citaten auf das Nothwendigste beschränkt, um nicht jede Seite mit Nachweisungen auszustatten, die doch nur von Wenigen nachgeschlagen werden. Die Bekanntschaft mit Goethe's Werken mußte ich voraussetzen, und da überdies den neuern Ausgaben gute alphabetische Register beigegeben sind, so konnte ich mich der Hinweisungen auf diese fast ganz enthalten.

Aesthetische Abhandlungen über Goethe's Dichtwerke habe ich ausgeschlossen. Eine Biographie braucht kein Repertorium zu sein. Jedoch sind alle bedeutenderen Productionen seines Geistes nach den historischen und psychologischen Beziehungen, welche ihr Entstehen und die in ihnen Gestalt gewinnende Idee erklären, an geeigneter Stelle vorgeführt; es war mein Bestreben, das in Goethe's Werken so bedeutsame biographische Moment vornehmlich hervorzuheben.

Die Kindheits- und Jugendgeschichte Goethe's habe ich möglichst zusammengedrängt, ohne etwas zu übergehen, was für die Geschichte seiner ersten Bildung wesentlich und charakteristisch ist; manchmal mußte ich ausführlicher sein, wenn die Erzählung in „Dichtung und Wahrheit“ einer Berichtigung oder Ergänzung bedurfte. In dem zweiten Buche, welchem ich die Aufschrift „weimarische Lehrjahre“ gegeben habe, glaubte ich um so mehr ins Einzelne eingehen zu müssen, als diese Periode erst jetzt aufgehellt und dem größeren Publicum nach ihrem tieferen Gehalte und im Zusammenhange fortschreitender Entwickelung des Dichters noch wenig bekannt ist. Meistens als Jahre lustigen Hoflebens aufgefaßt, ist es vielmehr die Zeit, worin sich sein sittlicher Charakter zu der maßvollen Haltung, sein Gemüth zu der Milde und Klarheit heranbildeten, worauf zugleich seine menschliche wie seine dichterische Größe beruht, die Zeit, wo sein rastloses Hinanstreben zu dem Ideal eines nach außen und innen thätigen Lebens mit Bewunderung erfüllt und dem Worte Herder's,

daß er in jedem Schritte seines Lebens ein Mann sei, so wie Wieland's, daß an diesem Gottesmenschen nichts verloren gehe, vollgültige Zeugnisse giebt.

Schließlich bemerke ich noch, daß es mein stetes Bestreben war, Goethe's Charakter und Geistesentwickelung überall im Fortgange seines Lebens durch Thatsachen und seine eigenen Aeußerungen zu zeichnen, in engem Anschließen an die zuverlässigsten Berichte, einzelne Erörterungen darein zu verweben und dadurch vor dem Geiste des Lesers das Gesammtbild entstehen zu lassen, nicht aber mich in der Allgemeinheit der Phrasen zu bewegen; „denn“ — sagt Goethe selbst — „was ist die beste Charakteristik im Vergleich mit dem Detail eines bedeutenden Lebens?“ Ohne apologetisch oder polemisch zu verfahren, hoffe ich durch die Wahrhaftigkeit in den Einzelnheiten und eine rein objective und chronologische Zusammenstellung des Thatsächlichen den einsichtsvollen, von Vorurtheilen unbestochenen Leser am besten in Stand gesetzt zu haben, Goethe's Charakter und Bildungsgang in klarem Bilde aufzufassen oder sein Urtheil zu berichtigen. Noch giebt es Viele, für welche die aus trüber Quelle geflossenen, halbwahren oder erlogenen Anekdoten über Goethe's Lebensverhältnisse und Charaktereigenthümlichkeiten mehr Reiz haben, als die edelsten Züge liebevoller Fürsorge, pflichttreuer Aufopferung und reinen Strebens für das Höchste der Menschheit; welche in ihrer Unfähigkeit, den

sittlichen Kampf, durch den eine reichbegabte Natur sich hindurchzuarbeiten hat, zu begreifen, an alle Größen nur mit dem pharisäischen Bewußtsein ihrer passiven Sittlichkeit herantreten. Indeß ist die Zeit wohl vorüber, wo es für geistreich galt, Goethe herabzuwürdigen und das einzige Gut, das unserer Nation die Hochachtung der Nachbarvölker erworben hat, lächelnd schmälern zu sehen.

Bremen, 1851.

Vorrede

zur

zweiten Auflage.

In der Anerkennung, welche meine Biographie Goethe's sowohl bei der Kritik als in den weiteren Kreisen des deutschen Publicums gefunden hat, ist mir der schönste Lohn für mein vieljähriges Bemühen, Goethe's Leben kritisch zu erforschen und auf streng-historischem Wege den Entwickelungsgang seiner Geistes- und Charakterbildung zu verfolgen, zu Theil geworden. Wenn ich das Zeugniß verdiene, welches Opzoomer in seiner geistvollen Einleitung zu van Hees holländischer Uebersetzung (Utrecht bei Dannenfelser 1856) meinem Werke giebt, es sei eine treue, wahrhafte und ungeschminkte Darstellung, mehr als alles Andere geeignet, in das Verständniß von Goethe's Dichtungen einzuführen, so darf ich hoffen, hinter dem Ziel, das ich bei meiner Arbeit vor Augen hatte, nicht allzu weit zurückgeblieben zu sein und

einigen Antheil an der unbestreitbaren Thatsache zu haben, daß sich seit einigen Jahren eine richtigere Einsicht in Goethe's Leben und Charakter weiter und weiter verbreitet, daß das seichte Geschwätz alberner Vorurtheile und engherziger Anklagen vor dem Einklange der allgemeinen Verehrung mehr und mehr verstummt.

In allem diesen habe ich die lebhafteste Aufforderung erkannt, das Werk für die neue Auflage aufs sorgfältigste durchzuarbeiten, den Inhalt zu berichtigen und zu vervollständigen oder die Form der Darstellung zu verbessern. Uebrigens möchte hier die Bemerkung am Orte sein, daß ich nicht für bloße Unterhaltung geschrieben habe und auf den pikanten Feuilletonstil, hinter dem sich die Oberflächlichkeit zu verstecken sucht, gern verzichte.

In dem vorliegenden ersten Bande wird man die bessernde Hand fast auf allen Blättern erkennen. Vornehmlich haben die Abschnitte, welche Goethe's Aufenthalt in Wetzlar, den Beginn seiner weimarischen Periode und die letzten Jahre vor seiner italienischen Reise schildern, eine Umarbeitung erfahren, da seit dem Erscheinen der ersten Auflage sich mehrere ergiebige neue Quellen geöffnet hatten. Daß ich die Ansichten und Auslegungen, die man neuerdings über Goethe's Verhältniß zu Charlotte von Stein — „das reinste Verhältniß, das er je zu einem Weibe gehabt“ — zu verbreiten sucht, nicht zu den meinigen gemacht habe, wird niemand wundern, der mit Goethe's Briefen an die Freundin, dem köstlichen Denkmal der edelsten Seelengemeinschaft, sich vertraut gemacht hat.

Durch unerquickliche Polemik habe ich den Lesern nicht beschwerlich fallen wollen. Von der Darstellung selbst habe ich sie möglichst fern gehalten und in den Anmerkungen nur solche Puncte besprochen, wo eine kritische Erörterung um der Sache willen nothwendig schien. In diesen finden sich auch die Nachweise der wichtigsten Quellen und der gediegensten Abhandlungen über einzelne biographische Momente. Alles unnütze Citiren ist jedoch vermieden, so leicht es auch gewesen wäre, jedes Blatt mit einem reichen Citatenprunk auszustatten.

Möge das mit Liebe gepflegte Werk in seiner neuen, wesentlich verbesserten Gestalt eine wohlwollende Aufnahme finden und auch ferner zum Verständniß des Lebens und der Werke unsers größten Dichters beitragen.

Bremen, den 10. November 1857.

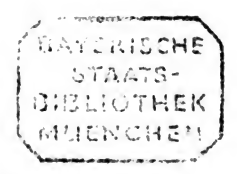
J. W. Schaefer.

Wo ist das südlichere Volk, das uns nicht den großen Meister der Dichtung beneiden sollte, dessen Werke alle ein tiefes Gefühl der Natur durchdringt, in den Leiden des jungen Werther wie in den Erinnerungen aus Italien, in den vermischten Gedichten wie in der Metamorphose der Gewächse? Wer hat beredter als er seine Zeitgenossen angeregt des Weltalls heilige Räthsel zu lösen und das Bündniß zu erneuen, das im Jugendalter der Menschheit Philosophie, Physik und Dichtung mit *einem* Bande umschlang?

Alexander von Humboldt.

Erstes Buch.

Kindheit und Jugend.



Erstes Capitel.

1749 — 1765.

Ein Dichterleben zieht sich in die Stille der innern Welt zurück. Es tritt nicht hinaus auf die geräuschvolle Bühne des öffentlichen Lebens, oder, wo es geschah, selten zum Vortheil des Dichters und der Dichtung. Je weniger wir indeß den Wellenschlag auf der Oberfläche gewahren, um so heftiger ist in der Tiefe der großen Dichterseele die Bewegung. Die Verhältnisse des Hauses wie die Beziehungen zu den weiteren Kreisen des Lebens, die Zustände des Vaterlandes wie die Ereignisse der Völker, die kleine Welt des Herzens wie die große der Geschichte, Alles wirkt vereint dorthin zurück, berührt und erregt des Dichters Gemüth und bildet seine Weltanschauung, so daß seine Stimme eine Sprache seines Zeitalters, seines Volkes und zugleich der veredelten Menschheit überhaupt wird.

Von den größten Geistern entfernter Jahrhunderte ist selten eine genügende Kunde auf uns gekommen, durch welche Bildungsschule ihre Jugend hindurchging, wie Welt und Leben auf sie einwirkte; wenig erfahren wir von mühsamen Versuchen, von den Hindernissen, durch welche sie sich zu der Größe und Vollendung, in der sie uns in ihren Meisterwerken entgegentreten, hindurcharbeiten mußten. Die Persönlichkeit der Dichter tritt daher völlig hinter ihr Werk zurück; wir gewinnen zu ihnen kein näheres persönliches Verhältniß. In-

dem uns von den Productionen ihres Geistes wenig mehr als das Bedeutendere erhalten zu sein pflegt, ist uns kaum eine richtige Kenntniß der Uebungsschule ihres Geistes gewährt, um aus dem Versuchen und Ueben das endliche Gelingen, aus dem Unvollkommenen die vollendete Schöpfung hervorgehen zu sehen.

Günstiger ist unser Verhältniß zu den Dichtern der neueren Zeit. Mag es auch den Anschein haben, als ob durch das genauere Eingehen auf die Einzelnheiten des Lebens, durch die Betrachtung auch der schwächeren Productionen der Verehrung Eintrag geschähe und der Genius in die Sphäre der Gewöhnlichkeit herabgezogen würde, so ist dafür der Nachwelt durch den klaren Einblick in seine Werkstatt ein Genuß bereitet, durch den erst das völlige Verständniß des Dichters und seiner Werke möglich wird. Sie vermag die Anregungen und Bildungselemente, die der Einzelne von Vor- und Mitwelt, von der nächsten Umgebung, wie von entfernteren Einflüssen empfangen hat, in Anschlag zu bringen; sie hält seine unvollkommenen Versuche neben die vollendetsten Erzeugnisse seines Geistes, um Eines aus dem Andern zu erklären und in Allem den Stufengang, die Wendungen und Richtungen seiner geistigen Thätigkeit zu verfolgen. Auf diesem Wege gewinnen wir eine Totalanschauung seines äußern und innern Lebens, welche ein tieferes Gefühl der Verehrung erweckt: es enthüllt sich uns der ganze Reichthum einer schönen menschlichen Existenz von den Träumen der Kindheit bis zu der Fülle und Sicherheit gereifter männlicher Geisteskraft.

Kaum giebt es irgend ein Dichterleben, das durch einen solchen Reichthum innerer Poesie, durch eine solche Fülle geistiger Bewegungen und Strebungen die Betrachtung fesselte, wie das Leben Goethe's, keines, das in allen seinen Theilen sich mit solcher Klarheit vor unsern Augen offen darlegte. Ausgedehnt bis zur äußersten Grenze menschlichen Daseins, entfaltet es in jeder Periode eine eigenthümliche Blüthe, und

selbst das Greisenalter ist hier kein langsames Verwelken, sondern eine lebendige Kraft treibt noch an dem ehrwürdigen Stamme immer neue Zweige hervor. Zwar wird in dem Leben Goethe's nicht, wie bei andern hervorragenden Männern, deren Genius und Thatkraft sich durch die Hemmungen der Welt Bahn bricht und zum vorgesteckten Ziele drängt, unsere Theilnahme durch den energischen Fortschritt des Drama's erregt und gespannt. Goethe's Leben hat mehr den ruhigen Fortgang des Epos, in welchem selbst retardirende Zwischenfälle zum Gewinn für das Ganze dienen. Der Kampf ist freilich auch ihm nicht erspart; es verläuft nicht mit der Gemächlichkeit einer Idylle; aber es hat kein gewaltsames Ueberstürzen, kein stürmisches Ueberspringen der Mittelstufen. So war ihm von seiner frühesten Entwicklung an durch den geheimnißvoll leitenden Zug seines Innern seine Bahn vorgezeichnet, und das äußere Lebensgeschick kam ihm mit so viel Gunst entgegen, daß er mit Recht auf sich die Worte anwenden konnte: „Was man in der Jugend wünscht, hat man im Alter die Fülle.“

Wenn schon an und für sich das Leben Goethe's, bloß von seiner menschlichen Seite betrachtet, ein gehaltvolles und bedeutsames ist, so gewinnt es einen besondern Reiz durch die enge Beziehung, worin bei unserm Dichter alles Erlebte zu seinen Geisteswerken steht. Leben und Dichten war ihm eins. Seine poetische Empfänglichkeit senkte sich mit zahllosen Wurzelfasern in das wirkliche Leben ein, sog Nahrung aus den geringfügig scheinenden Ereignissen, aus jeder Erregung, jedem Kampfe des leichtbewegten Herzens, machte Beobachtungen über die mannigfachen Charaktere, mit denen er in Berührung kam, wie über die Geschicke des menschlichen Daseins, das er in seinen größten wie in seinen kleinsten Kreisen betrachtete, und verband so das Einzelne mit dem großen Ganzen der Menschheit. Das Werk des Dichters nöthigt uns daher überall in seine eigenen Erleb-

nisse einzugehen und in ihnen den Schlüssel zu dessen Verständniß zu suchen. Seine Biographie wird ein Commentar seiner Dichtungen.

Hierzu kommt endlich noch, daß Goethe im Mittelpuncte der inhaltreichsten Periode unserer neueren Literatur steht, nicht bloß als das hervorragende Haupt, sondern in innigster Beziehung zu Allem. was sie Großes und Bedeutsames hat. Von den Jahren, wo er als ein Schüler Gellert's sich nach dessen Theorie des deutschen Stils zu bilden suchte, bis zu den Zeiten der Rückert und Platen, welch eine Periode der Nationalentwickelung! welch ein fast beispielloser Umschwung der Literatur! Keine bedeutende Erscheinung des geistigen Lebens ging unbeachtet an Goethe vorüber, wenn auch auf der letzten Lebensstufe die Rückwirkung schwächer ward. Mit den ausgezeichnetsten Männern stand er in freundschaftlicher Verbindung, die ihm als geistiger Verkehr, als anregender Gedankenaustausch stets als eine der werthvollsten erschien; mit dem jüngeren Geschlecht, das seine Nähe und seine Theilnahme suchte, trat er durch leitenden Einfluß und liebevolle Förderung in mannigfache Beziehung. Sein Leben wird daher zu einer Geschichte einer ganzen Literaturperiode, und nicht allein der Entwickelung ihrer Poesie, sondern der geistigen Bewegungen und Strömungen überhaupt. Je mehr jene Zeit nach und nach in eine gewisse Ferne zurücktritt und Vieles, was vormals glänzte, in Vergessenheit sinkt, um so heller und glänzender steht Goethe vor der Nachwelt; ihre Verehrung ist in eben dem Maße gestiegen, als sie erkannt hat, daß Adel des Charakters, daß Güte und Wärme des Herzens mit seiner geistigen Größe aufs innigste verbunden waren.

In der Mittagsstunde des 28. August 1749 trat Goethe ins irdische Dasein. Von seinem Großvater mütterlicher Seite, dem kaiserlichen Rath und Stadtschultheiß, Johann Wolfgang Textor, der ihn folgenden Tags aus der Taufe hob, erhielt er die Namen Johann Wolfgang.

Ueber seiner Kindheit waltete ein günstigerer Stern, als über der seiner nachgebornen Geschwister, welche in frühen Jahren dahinstarben bis auf eine ein Jahr jüngere Schwester, die nach der Mutter des Vaters, welche die Geburt der beiden Enkel noch erlebte, den Namen Cornelia erhielt. Auf ihn, den Erstgebornen, war vor allen die kräftige Wohlgestalt des schon in gereiften Mannesjahren stehenden Vaters und die Gesundheitsfülle einer jugendlichen Mutter übergegangen. Der Knabe machte Aufsehen, wenn er umhergetragen wurde. Selbst die Blattern, die damals noch gewöhnliche Kinderplage, welche ihn mit aller Heftigkeit ergriffen und seinen Körper so dicht bedeckten, daß er mehrere Tage wie blind daniederlag, verschonten das liebliche Gesicht; sie fielen wie eine Maske ab, ohne eine sichtbare Spur auf der Haut zurückzulassen.

Eine noch werthvollere Mitgabe begleitete ihn ins Leben, eine Fülle geistiger Anlagen, welche schon in frühen Knabenjahren mit bewundernswürdiger Frische und Regsamkeit hervortraten und schon den ersten Kindeseindrücken und Kindesspielen eine Bedeutung gaben. Der muntere Geist der Mutter, der bei dem ernsten Wesen des bereits vierzigjährigen Gatten kein Verständniß und keine Erwiderung fand, schloß sich um so inniger an das Gemüth des vielversprechenden Kindes an und führte seinem lebhaften Geiste stets neue Nahrung zu. Erscheint schon seine dichterische Anlage, seine heitere Empfänglichkeit für das Leben, sein freier, offener Sinn als ein von der Mutter überkommenes Erbtheil, so war diese es auch, durch deren lebendige Erzählungsgabe die Einbildungskraft

des Kindes angeregt und zuerst in die Märchen- und Zauberwelt eingeführt ward. [1])

Johann Caspar Goethe, der Vater unsers Dichters, hatte sich den juristischen Studien gewidmet und war ein Mann von gründlicher Gelehrsamkeit, welche er, wenig von Naturgaben unterstützt, durch angestrengten Fleiß sich erworben hatte und noch in späteren Jahren erweiterte. In dem streng abgemessenen ruhigen Gange seines Lebens scheint eine in seinem dreißigsten Jahre (1740) unternommene Reise nach Italien der einzige erregtere Moment gewesen zu sein. Sie hinterließ ihm fürs ganze Leben die angenehmsten Erinnerungen, die heitersten Eindrücke; die Ausarbeitung seiner Reisebeschreibung war ihm noch in späterer Lebensperiode eine Lieblingsbeschäftigung. Seine Wohnung war mit italienischen Landschaften, mit Ansichten römischer Plätze und Bauwerke geschmückt, die schon seinem Knaben eine lebhaftes Verlangen nach dem Lande der Verheißung einflößten, das dieser als Mann noch so ahnungs- und sehnsuchtsvoll betrat. Obwohl ohne dichterisches Talent, hatte Goethe's Vater nicht kaltsinnig und unempfänglich das Land der Kunst und Poesie durchwandert. Tasso war sein Lieblingsdichter; auch die deutschen Dichter der Hagedorn-Hallerschen Periode, in die seine Jugendbildung fiel, fanden der Reihe nach einen Platz in seiner Bibliothek. In dieser Umgebung führte er eine abgeschlossene Lebensweise, „ein gradliniger Frankfurter Reichsbürger“. Zu seiner anerkennenswerthen Geradheit und Rechtschaffenheit gesellte sich ein schroffes, eigenwilliges, besonders gegen Vornehme stolzes Wesen, worin ihn die Zurückgezogenheit von öffentlichen Geschäften, zu der er sich, befriedigt durch den Titel und Rang eines kaiserlichen Raths, aus freier Wahl entschlossen hatte, nur mehr und mehr bestärken mußte. Die spätgeschlossene Ehe (1748) mit einem zwanzig Jahre jüngeren siebzehnjährigen Mädchen, Katharina Elisabetha Textor, hatte seinen Charakter nicht mehr zu ändern vermocht. Das

Herrische seines Wesens, in das übrigens die lebensfrohe Frau auf bewundernswürdige Weise sich zu schicken und zu finden wußte, ward für die Glieder der Familie nicht selten hart und drückend.

Wenig gesprächig und gesellig, fühlte er doch einen Drang, seine Kenntnisse durch Unterricht den Seinigen mitzutheilen. Selbst die junge Frau hatte sich anfänglich diesem Lehrtrieb bequemen müssen. Mit dem Sohne begann er den Unterricht in so zartem Alter und mit solcher, der gewöhnlichen Geistesentwickelung zwar vorgreifenden, doch von pädagogischem Tacte geleiteten Consequenz, daß der kleine Wolfgang unter die frühreifen Wunderkinder gezählt werden mag. Regelmäßige Lectionen beschränkten schon die Spiellust des vierjährigen Knaben, der dann im geräumigen Zimmer der sanften, freundlichen Großmutter Ersatz und Erholung suchte.

Nichts jedoch war mehr geeignet, der kindlichen Phantasie die lebhafteste Anregung zu geben, als das Puppenspiel, mit dessen Vorstellung der Knabe zum Weihnachtsfeste 1753 überrascht wurde, und das zu wiederholten Festgenüssen in seinen Händen blieb. Im Eingang von „Wilhelm Meisters Lehrjahre“ hat uns Goethe eine liebliche Schilderung dieser bedeutungsvollen Kindheitsfreude durch den Mund seines Doppelgängers gegeben. „Ich weiß, wie sonderbar es mir vorkam, als man uns nach Empfang der gewöhnlichen Christgeschenke vor einer Thür niedersitzen hieß, die aus einem andern Zimmer hereinging. Sie eröffnete sich; allein nicht, wie sonst, zum Hin- und Wiederlaufen; der Eingang war durch eine unerwartete Festlichkeit ausgefüllt. Es baute sich ein Portal in die Höhe, das von einem mystischen Vorhang verdeckt war. Erst standen wir alle von fern, und wie unsere Neugierde größer ward, um zu sehen, was wohl Blinkendes und Rasselndes sich hinter der halb durchsichtigen Hülle verbergen möchte, wies man jedem sein Stühlchen an und gebot uns in Geduld zu warten. So saß nun Alles und war still; eine Pfeife gab

das Signal, der Vorhang rollte in die Höhe und zeigte eine hochroth gemalte Aussicht in den Tempel. Der Hohepriester Samuel erschien mit Jonathan, und ihre wechselnden wunderlichen Stimmen kamen mir höchst ehrwürdig vor. Kurz darauf betrat Saul die Scene..... Nun fiel der Vorhang, die Thüre schloß sich, und die ganze kleine Gesellschaft eilte, wie betrunken und taumelnd, zu Bette; ich weiß aber wohl, daß ich nicht einschlafen konnte, daß ich noch etwas erzählt haben wollte, daß ich noch viele Fragen that, und daß ich nur ungern die Wärterin entließ, die uns zur Ruhe gebracht hatte«.

Jenes Puppenspiel war der Großmutter letztes Weihnachtsgeschenk; sie starb im Frühling (26. März) des Jahres 1754 in ihrem sechsundachtzigsten Jahre. Da der Sohn mit seiner Familie bis dahin eigentlich bei ihr im Hause wohnte, so hatte er aus Rücksicht für sie von dem alten winkligen Hause (am Hirschgraben) nichts verändert. Es bestand aus zwei durchbrochenen Häusern; eine thurmartige Treppe führte zu unzusammenhängenden Zimmern, und die Ungleichheit der Stockwerke war durch Stufen ausgeglichen. Nach dem Tode der Mutter ward der längst beabsichtigte Neubau des Hauses sogleich in Angriff genommen. Um nicht, wie es bei neuen Bauten gesetzliche Vorschrift war, den über das Fundament vorspringenden Raum der oberen Stockwerke einzubüßen, bediente sich der Vater der Ausflucht, die oberen Theile des Hauses zu unterstützen, von unten herauf einen nach dem andern wegzunehmen und das Neue gleichsam einzuschalten, so daß, wenn zuletzt gewissermaßen nichts von dem Alten übrig blieb, der ganze Bau noch immer für eine Reparatur gelten konnte. An der Feierlichkeit der Grundsteinlegung nahm auch der kleine Wolfgang Theil; als Maurer gekleidet, die Kelle in der Hand, mauerte er den Grundstein mit eigener Hand ein. Damals vermochte er noch nicht zu ahnen, daß

das über dem Eingange befindliche Wappen mit den drei Lyren für ihn ein Symbol seiner künftigen Bestimmung sein werde.

Um desto besser den Bau beaufsichtigen und leiten zu können, wollte der Vater mit seiner Familie das Haus nicht räumen und setzte anfänglich seinen Plan hartnäckig durch. Als aber zuletzt auch das Dach theilweise abgetragen wurde und ungeachtet alles überspannten Wachstuches von abgenommenen Tapeten der Regen bis zu den Betten gelangte, so entschloß er sich, obgleich ungern, die Kinder wohlwollenden Freunden auf eine Zeit lang zu überlassen und sie in eine öffentliche Schule zu schicken. [2])

Die kurze Zeit des Besuchs einer Schule ließ in Goethe keine freundlichen Erinnerungen zurück. Er beklagt sich über das Gemeine, ja Niederträchtige, das der edel und gesittet gehaltene Knabe, ohne daß ihm Waffen zur Abwehr zu Gebote standen, von der „rohen Masse von jungen Geschöpfen“ zu leiden hatte. Vielleicht entstand dies Mißverhältniß dadurch, daß der seinen Altersgenossen geistig vorausgeschrittene Knabe nicht ohne einige Ansprüche auftrat, wogegen diese die überlegene physische Kraft gegen ihn geltend machten.

Wie tief schon damals die äußere Welt in den Kreis seiner kindlichen Vorstellungen hineingriff, darauf läßt die Erschütterung und ernste Gemüthsstimmung schließen, womit ihn die Nachricht von der durch das Lissaboner Erdbeben angerichteten Zerstörung (1. Nov. 1755) erfüllte. Er trug sich mit quälenden Zweifeln an der Vorsehung und Güte Gottes — wobei freilich unbeantwortet bleibt, wie viel dazu die ihn häufig umgebenden Gespräche der Erwachsenen beigetragen haben mochten. Weit mehr als auf solche vorübergehende Eindrücke ist darauf Gewicht zu legen, daß er nicht das Geschick manches großen Genius theilte, seine Kindheit in der Schule der Entbehrung und des harten Zwanges zu verleben, aus der sich meist eine Verbitterung des Gemüths auf die spätere Lebensperiode überträgt. Er hatte nicht erst sich seinen

Weg mühsam zu erkämpfen; die Welt trat ihm freundlich und fördernd entgegen; er wuchs nicht heran in der Stille einer ländlichen Natur, nicht in einem enggeschlossenen und beschränkten Kreise.

Die alte blühende Reichs- und Kaiserstadt Frankfurt führte in ihren historischen Erinnerungen und Denkmälern die Welt der Vergangenheit, in ihrem regen Handelsverkehr das Leben der Gegenwart in dem lebhaftesten Schauspiel an seinem empfänglichen Geiste vorüber. Die öffentlichen Gebäude, vor allen der Römer, waren eine Chronik der deutschen Geschichte. Die Messe, ein Fest für die schaulustige Jugend, breitete die Gegenstände des modernen Luxus und was nur alles die Neugier der Kinder reizen konnte, vor ihm aus; „es bildete sich die Vorstellung von dem, was die Erde alles hervorbringt, was sie bedarf, und was die Bewohner ihrer verschiedenen Theile gegen einander auswechseln.“ Das Frankfurter Bürgerleben in seiner mannigfachen Mischung der Stände und Geschäftskreise war eine deutsche Welt im Kleinen, die er mit aufmerksamem Blick und freisinnigem Interesse für sociale Zustände durchwanderte. Die Volkslustbarkeiten, welche das reichsstädtische Treiben trotz seiner sonstigen Einförmigkeit und Steifheit manchmal phantastisch herausputzten, ließen ihm die heitersten Erinnerungen zurück, die ihm bis ins höchste Alter theuer blieben. Der Frankfurter Markt mußte auch dazu dienen, seinen Hang zu alterthümlicher Sage zu nähren, indem er hier frühzeitig die deutschen Volksbücher kennen lernte und mit der schönen Melusine, Magellone, Fortunatus, Kaiser Octavian, Faust, dem ewigen Juden 2c. vertraut wurde: Keime zu Dichtungen späterer Jahre.

Der Knabe Goethe wurde von dem Vater früh zu dessen eigenen Beschäftigungen herbeigezogen. Nach dem Neubau des Hauses war er ihm behülflich bei der Aufstellung der Bibliothek und der Anordnung der Gemälde. Da der Vater auch den lebenden Frankfurter Malern mehrere Aufträge gab

und durch den Sohn dabei Manches ausrichten ließ, so kam dieser dadurch in einen vielseitig anregenden Verkehr mit denselben. Er machte Vorschläge zu neuen Bildern und gewann schon durch die Eindrücke der Kindheit ein lebhaftes und nachhaltiges Interesse für die Kunst.

Es war eine wohlthätige Gegenwirkung gegen die zerstreuenden Beschäftigungen der Einbildungskraft, daß bald nach Vollendung des neuen Hauses der geordnete Lehrgang der häuslichen Lectionen wieder begann. Der Vater nahm die Kinder wieder aus der öffentlichen Schule, gegen die er von vornherein eine Abneigung hatte, und ertheilte ihnen den Unterricht selbst, sogar die Unterweisung im Tanzen nicht ausgenommen; für einen Theil der Lectionen sorgte er durch Fachlehrer.

Mit richtiger Beurtheilung der Naturanlagen des Sohnes führte er ihn aus dem grammatischen Regelwerke der lateinischen Sprache möglichst rasch zu selbstständigen Uebungen, wobei besonders eigene Erlebnisse und Beobachtungen desselben zum Grunde gelegt wurden. Durch einen günstigen Zufall ist uns Einiges von den kleinen Aufsätzen Goethe's aus seinem achten und neunten Jahre erhalten worden; sie zeigen eine für sein Alter überraschende Gewandtheit. In den drei Gesprächen, die uns vorliegen [3]), tritt die frühe Ausbildung seines Talents, kleine Vorfälle in munterm Dialog zu dramatisiren, deutlich hervor. Die Nachahmungen des Terenz fallen in etwas spätere Jahre. Aus andern Aufsätzen ersehen wir, daß schon 1758 die Beschäftigung mit dem Französischen und sogar dem Griechischen begonnen hatte. Anziehend sind unter diesen kleinen Arbeiten die Morgenglückwünsche, die er für jeden Tag des Monats August 1758 in lateinischer (zum Theil auch griechischer) und deutscher Sprache aufzeichnete, um den Vater damit zu erfreuen. Gleichzeitig lernte er auch die Elemente des Italienischen gleichsam spielend, indem er dem Unterrichte zuhorchte, den der Vater in

demselben Zimmer, worin er seine lateinischen Lectionen zu lernen hatte, der Schwester Cornelia ertheilte. Es ist überdies kaum anzunehmen, daß der Vater die Unterweisung in seiner Lieblingssprache grade dem Sohne, dem er frühzeitig eine Reise nach Italien in Aussicht stellte, vorenthalten haben sollte.

Von der in allen Fächern wohlausgestatteten Bibliothek des Vaters konnte sein Wolfgang den freiesten Gebrauch machen; er scheint die Lectüre des Knaben nicht, wie man aus seiner sonstigen Strenge zu schließen geneigt sein möchte, überwacht zu haben. Da war denn auch wieder dafür gesorgt, daß die kindliche Phantasie im Reich der Abenteuer lustig umherschwärmen konnte. Die mythologischen Geschichten des Alterthums schmeichelten sich mit den zweideutigen Reizen der Ovidischen Metamorphosen ein; Virgil und Homer, wenn gleich in einer Prosaübersetzung, blieben nicht ungenossen; Fenelon's Telemach ward geschätzt. Robinson Crusoe, die Insel Felsenburg, Anson's Reise um die Welt und andere Reisebeschreibungen brachten Kunde von Abenteuern in fernen Ländern, und durch die Merian'schen Kupfer der Gottfried-schen Chronik prägten sich die Hauptbegebenheiten der Geschichte ein. In Italiens Paradiese lockten die oft und gern wiederholten Schilderungen des Vaters, und mit um so größerem Reiz, da sie die Aussicht auf künftigen Genuß eröffneten. Nach und nach kamen auch die neueren Dichter an die Reihe, welche in schönen Einbänden in des Vaters Bibliothek aufgestellt waren. Wie sehr Tasso's befreites Jerusalem, das der Knabe in Koppen's Uebersetzung las, seine Phantasie in Bewegung setzte, vernehmen wir aus der beredten Schilderung Wilhelm Meister's. „Besonders fesselte mich Chlorinde mit ihrem ganzen Thun und Lassen. Die Mannweiblichkeit, die ruhige Fülle ihres Daseins thaten mehr Wirkung auf den Geist, der sich zu entwickeln anfing, als die gemachten Reize Armidens. Ueber hundert und hundertmal sagte ich mir die Geschichte des traurigen Zweikampfs zwischen

Tankred und Chlorinde vor .... Ich konnte nie die Worte aussprechen:

> **Allein das Lebensmaß Chlorindens ist nun voll,**
> **Und ihre Stunde kommt, in der sie sterben soll —**

daß mir nicht die Thränen in die Augen kamen, die reichlich flossen, wie der unglückliche Liebhaber ihr das Schwert in die Brust stößt, der Sinkenden den Helm löst, sie erkennt und zur Taufe bebend das Wasser holt." Die jüngsten deutschen Dichter, Canitz, Drollinger, Haller, Hagedorn, Gellert, Cramer, Creuz, wurden fleißig durchgelesen und theilweise memorirt, weßhalb der Knabe oft zur Unterhaltung der Gesellschaft aufgerufen wurde. Klopstock's Messiade ward nicht in des Vaters Bibliothek aufgenommen, weil er die reimlosen Verse nicht für Poesie gelten lassen wollte; doch kam sie später heimlich ins Haus und verfehlte ihre begeisternde Wirkung nicht. An diesen Dichtern entwickelte sich die Darstellungsgabe des Knaben frühzeitig zu einer wundersamen Gewandtheit und Reinheit der Form; er fing an, die rhetorische Behandlung der Aufgaben mit der poetischen zu vertauschen.

Neben den übrigen Lehrstunden genossen die Kinder auch eines fortwährenden Religionsunterrichts; "doch war der kirchliche Protestantismus, den man ihnen überlieferte, eigentlich nur eine Art von trockener Moral; an einen geistreichen Vortrag ward nicht gedacht, und die Lehre konnte weder der Seele noch dem Herzen zusagen." Mit der Bibel ward indeß Wolfgang genau vertraut; die Merian'schen Kupfer der großen Foliobibel belebten die biblischen Erzählungen in seiner Einbildungskraft; besonders zog ihn die Geschichte der Patriarchen dauernd an, so daß er einen umständlichen Aufsatz verfaßte, worin er zwölf Bilder aus der Geschichte Josephs beschrieb, von denen einige von den Frankfurter Malern ausgeführt wurden. Vielleicht geschah dies erst um die Zeit, wo er, wie später zu berichten ist, die Geschichte Josephs episch zu behandeln versuchte.

Das Interesse an den religiösen Vorstellungen und Ceremonien des alten Testaments, welches durch bildliche Darstellungen belebt ward, veranlaßte den Knaben zu einer Nachahmung der jüdischen Opferhandlung. Naturproducte, meist aus des Vaters Naturaliensammlung herbeigesucht, wurden auf einem schönlackirten Musikpult aufgeschichtet, und Räucherkerzen, in einer Porzellantasse aufgestellt, krönten den Gipfel. Diese wurden, sobald die Sonne hell ins Zimmer schien, vermittelst eines Brennglases angezündet, und das Opfer gelang nach Wunsch. Bei einer Wiederholung der Feierlichkeit war aber die Tasse nicht zur Hand; die Kerzchen wurden auf den Pult gesetzt, und der kleine Priester bemerkte nicht, daß sie beim Verglimmen in den schönen Lack einbrannten; die Lust zu ferneren Opfern war ihm vergangen. In diesem Vorfall wird man indeß nur den nachahmenden Spieltrieb eines geweckten Kindes erkennen, nicht eine religionsphilosophische Divination, so wenig wie in dem Schrecken über das Lissaboner Erdbeben eine prophetische Vorbedeutung des Prometheischen Titanentrotzes einer späteren Periode zu suchen ist.

Während der junge Goethe in dem stillen Gange der häuslichen Geistesbeschäftigungen sich dem Abschluß des ersten Jahrzehends seines Lebens näherte, hatte der siebenjährige Krieg Deutschland in allen Theilen zu erregen begonnen. Er war kein gewöhnlicher Cabinetskrieg, sondern in ihm schlug das deutsche Nationalgefühl in hellen Flammen auf. In dunklem Vorgefühl, daß nur von Preußen die Erhebung des deutschen Reichs aus seinen verrotteten Zuständen zu erhoffen sei, nahm der edelste Theil des Volkes für die Sache des großen Preußenkönigs Partei, wenn schon die Reichstruppen auf Oestreichs Seite fechten mußten, das den Franzosen und Russen die Pforten des Reichs öffnete. Selbst in der kaiserlichen freien Reichsstadt Frankfurt war die Anhänglichkeit an das Kaiserhaus nicht so fest begründet, um nicht eine bedeutende preußisch gesinnte Partei aufkommen zu lassen;

war doch die Zeit noch unvergessen, wo Karl VII., der Gegner des Habsburgischen Hauses, Frankfurt zu seinem Wohnsitz gewählt hatte. Die Spaltung drang bis in das Innerste der Familien. Der alte Schultheiß Textor, der über Franz I. den Krönungshimmel getragen und von Maria Theresia eine gewichtige goldene Kette mit ihrem Bildniß erhalten hatte, war mit einigen Schwiegersöhnen und Töchtern auf östreichischer Seite. Goethe's Vater, welcher Karl VII. seinen Rathstitel verdankte, war für Preußens Sache, und wo konnte das Söhnchen anders sein? „Ich war auch preußisch oder, um richtiger zu reden, Fritzisch gesinnt. Es war die Persönlichkeit des großen Königs, die auf alle Gemüther wirkte. Ich freute mich mit dem Vater unserer Siege, schrieb sehr gern die Siegeslieder ab, und fast noch lieber die Spottlieder auf die Gegenpartei.“ Durch die politische Parteiung waren auch bald die gewöhnlichen sonntäglichen Familienzusammenkünfte gestört. Nach einigen unangenehmen Scenen blieb Vater Goethe aus der Gesellschaft weg; dem Sohne wurden die sonst vergnügtesten Stunden der Woche am sonntäglichen Mittagstisch der Großeltern jetzt zu den peinlichsten, da er dort seinen Lieblingshelden nur geschmäht und verkleinert sah.

In den ersten Kriegsjahren konnte Frankfurt noch aus der Ferne den Kriegsereignissen zusehen; nur daß häufige Durchmärsche französischer Truppen ein vorübergehendes militärisches Schauspiel darboten. Am zweiten Januar 1759 jedoch nahm Soubise gegen alle Verträge von der Reichsstadt Besitz, angeblich weil er eines festen Stützpuncts am Main bedürfe; das Commando trat er darauf dem Herzog von Broglio ab. Die Truppen wurden bei den Frankfurter Bürgern einquartirt. Dem Goethe'schen Hause ward der Königslieutenant zugewiesen.

Mochte auch die Aufnahme eines hochgestellten Mannes dem häufigen Wechsel von Officieren und Gemeinen vorzuziehen sein, so brachten doch die Geschäfte des Königslieute-

nants, der, obgleich Militärperson, die Civilvorfälle, die Streitigkeiten zwischen Soldaten und Bürgern, Schuldensachen und Händel zu schlichten hatte, eine meist bis in die Nacht fortdauernde Unruhe in das Haus, welche gar sehr mit der bisherigen strengen Familienordnung und Ruhe contrastirte. Da bei dem Rath Goethe noch die entschiedene Abneigung gegen die Franzosen hinzukam, so setzte sich in ihm eine hypochondrische Stimmung fest, die ihn während der ganzen Zeit der Einquartierung nicht verließ und ihm jede Beschwerde, die sie mit sich brachte, doppelt fühlbar machte. Uebrigens war Graf Thorane — dies war der Name des vornehmen Gastes — ein Mann von ehrenwerthem Charakter und eleganter Bildung, wie sie den Adel des alten Frankreichs auszuzeichnen pflegte. Wie er in seinem Amte Pflichttreue, Gerechtigkeit und Unbestechlichkeit übte, so setzte er auch seinen Stolz darein, sich gegen die Familie, deren Wohnung er theilte, musterhaft zu betragen. Ein Gleiches machte er seinen Leuten zur Pflicht; es war ihnen aufs strengste anbefohlen, dem Hausbesitzer nicht die geringsten Unkosten zu machen. Er hielt täglich offene Tafel und bewies gegen die Hausgenossen die Artigkeit, den Kindern von dem Nachtisch reichlich zuzutheilen.

Gleich beim Eintritt in das Goethe'sche Haus bezeigte der Graf eine große Freude über die kleine Gemäldesammlung, die er hier vorfand. Er äußerte sogleich seinen Vorsatz, die in Frankfurt und dessen Nähe lebenden Künstler zu beschäftigen. Seine Absicht war, mit deren Gemälden die Wohnung seines älteren Bruders in ihrem Geburtsorte Grasse in der Provence zu zieren. Er ließ sich von dort die Maße der Zimmer und Cabinette einsenden, um danach die Größe der Gemälde, die als Tapetentheile auf die Wände befestigt werden sollten, zu bestimmen. Wolfgangs Mansardenzimmer ward in ein Atelier umgewandelt; er hatte somit aufs neue Gelegenheit, sein Interesse für die Kunst zu unter-

halten und seinen Kunstsinn zu üben. Die Frankfurter Maler hatten sich vorzugsweise nach der niederländischen Schule gebildet und leisteten in der Landschaftsmalerei Treffliches; der darmstädtische Hofmaler Seekatz genoß eines bedeutenden Rufes. Da der junge Goethe diese Künstler von frühster Jugend an gekannt hatte, so war er häufig bei Berathschlagungen und Entwürfen gegenwärtig und wurde auch mit seiner Meinung gern gehört.

Die düstere Stimmung des Vaters vermochte weder des Grafen Kunstliebe noch sein verbindliches Betragen gegen die Familie zu verscheuchen. Rath Goethe blieb in möglichster Entfernung und Zurückgezogenheit, so daß er es kaum über sich gewinnen konnte, die neuentstandenen Gemälde eines Anblicks zu würdigen, wenigstens nie in Gegenwart des Grafen. Die muntere Hausfrau mußte daher all ihr Geschick aufbieten, um durch ihre freundliche Aufmerksamkeit die Sache einigermaßen ins Gleiche zu bringen. Sie bemühte sich noch um des Grafen willen die französische Sprache zu erlernen, natürlich nicht mit Hülfe des franzosenfeindlichen Gatten, so geläufig dieser auch das Französische sprach, sondern eines benachbarten Gevatters, der sie auch als geschickter Dolmetscher in vielen Fällen beim Grafen vertrat. Dieser erwiderte die Mühe, die sie sich gab, das Erlernte persönlich bei ihm anzuwenden, mit galanter Artigkeit, und da auch der Knabe seine Zuneigung gewann, so war das beste Verhältniß hergestellt.

In Folge seiner Mißstimmung sowie der häuslichen Unruhe ließ der Vater in seinem Lehreifer und seiner Erziehungsstrenge nach. Mancherlei Zerstreuungen, die in und außer dem Hause sich darboten, zogen die Kinder von den Lectionen ab, und das bewegte Soldatenleben ließ es für sie nicht an ergötzlichen Schauspielen fehlen.

Ernster gestaltete sich die Lage der Dinge, als mit anbrechendem Frühling 1759 die alliirte Armee unter Ferdinand von Braunschweig sich Frankfurt näherte, um die Franzosen

aus ihrer vortheilhaften Stellung am Main zu vertreiben. Stärkere Truppenmassen zogen während der Charwoche durch die Stadt; es war eine beständige Bewegung und Aufregung. Den kaum etwas zur Ruhe gekommenen Bürger ergriff die Furcht vor größerem Unheil. Mit Sehnsucht sahen die Preußischgesinnten der Ankunft der Verbündeten entgegen, auf deren Sieg sie mit Zuversicht zählten. Auf der Höhe von Bergen, anderthalb Stunden von Frankfurt, erwartete die französische Armee unter Broglio den anrückenden Feind.

Goethe's Vater hatte nicht Ruhe in seiner Wohnung. Nicht ohne Lebensgefahr begab er sich in die Nähe des Schlachtfeldes, während die Kinder ängstlich zu Hause dem fernen Geschützdonner horchten. Transporte gefangener Deutschen waren das erste Anzeichen, daß die Sache der Verbündeten nicht günstig stehe. Der Vater kam in tiefem Schmerz und Unmuth heim; die Gaben, welche er, wie andere Bürger, den Verwundeten reichen ließ, wollte er nur an Deutsche vertheilt haben. Anders war den Kindern zu Muthe, denen das Franzosenregiment so behaglich erschien, daß dem Wolfgang seine frühere Preußenbegeisterung schon abhanden gekommen war. Sie freuten sich, ihren Königslieutenant wohlbehalten wiederzusehen, sprangen ihm entgegen und küßten ihm die Hände. Es schien ihm sehr zu gefallen. „Wohl!" sagte er freundlicher als sonst, „ich bin auch um euretwillen vergnügt, liebe Kinder!" und befahl sogleich Zuckerwerk und dergleichen Liebhabereien ihres Gaumens ihnen zuzutheilen. Indeß begann im Hause ein Kommen und Gehen von Klagenden und Bittenden, das bis spät in die Nacht währte. Der Graf war eben auf den Vorsaal herausgetreten, um die Sachen schneller zu erledigen, als Vater Goethe, um sich ins Speisezimmer zu seiner Familie zu begeben, über den Vorsaal an ihm vorüberging. Der Graf ging ihm entgegen, begrüßte ihn und sagte: „Ihr werdet uns und Euch Glück wünschen, daß diese gefährliche Sache so glücklich abgelaufen

ist.“ „Ich wollte,“ versetzte der Vater, gleichsam den Stein vom Herzen wälzend, „sie hätten Euch zum Teufel gejagt, und wenn ich hätte mitfahren sollen.“ „Dieses sollt Ihr büßen,“ rief der Graf mit Wuth auffahrend; „Ihr sollt mir nicht umsonst eine solche Beleidigung zugefügt haben,“ und gab Befehl, ihn auf die Wache zu führen. In der ersten Aufwallung des Zorns war er entschlossen, zur Warnung für die franzosenfeindlich gesinnten Frankfurter an seinem Hausbesitzer ein Exempel zu statuiren. Mit Mühe gelang es dem gewandten Gevatter Nachbar, den Grafen zu versöhnen und das drohende Uebel abzuwenden. Erst am folgenden Morgen erfuhren die Kinder, welche Wetterwolke während der Nacht über ihren Häuptern hinweggezogen war.

Seit diesem Vorfall scheint während des Grafen Anwesenheit, die noch ungefähr zwei Jahre dauerte, der Friede des Hauses nicht weiter gestört worden zu sein. Der Graf änderte sein Benehmen gegen die Familie nicht, obwohl er in Folge von anderweitigen Unannehmlichkeiten weniger heiter war und sich mehr zurückzog. Große Freude machte ihm die Betrachtung der nach und nach fertig werdenden Gemälde, die endlich wohlverpackt in seine Heimat gesandt wurden. Jetzt wurde auch Wolfgang das Arbeitszimmer zurückgegeben. Dem Vater glückte es, durch wiederholte Vorstellungen durchzusetzen, daß in Berücksichtigung der lange getragenen Belästigung fürs nächste sein Haus verschont ward. Er mußte aber Miethsleute in seine Wohnung aufnehmen, um die Einquartierung unmöglich zu machen; der Kanzleidirector Rath Moritz bezog den obern Stock des Hauses. Der Graf schied in Frieden und verließ nach kurzer Zeit Frankfurt.

Während dieser unruhvollen Jahre waren die Kinder mehr der nachsichtigen Mutter und sich selbst überlassen. Der geregelte Unterricht war durch mehrfache Störungen unterbrochen worden, wenn gleich darum nicht geradezu auf bessere Zeiten vertagt. Indem sich aber der jugendlichen Phantasie

eine Fülle neuer Anschauungen zudrängte, waren diese vielseitigen Anregungen für den künftigen Dichter nicht verloren. Nicht nur bewegte sich um ihn das Leben in dramatischer Mannigfaltigkeit; es bot sich auch durch den Aufenthalt der Franzosen mehr Gelegenheit dar, die Neigung zu theatralischen Vorstellungen zu befriedigen. In früheren Jahren war das Puppenspiel der Großmutter von Zeit zu Zeit hervorgesucht worden, woran sich denn sehr natürlich der Versuch schloß, die Puppen neuen Stücken anzupassen. Dadurch ward die Kunst der Erfindung und Darstellung mannigfach geübt, bis denn endlich, nachdem die Kinder den Puppenspielen entwachsen waren, auch die Lust zu eigenen Verkleidungen und Aufführungen Befriedigung suchte. Die dramatischen Vorstellungen der Kinder fanden selbst bei den Erwachsenen viel Beifall und Aufmunterung; man wagte sich sogar an größere, damals für classisch geltende, deutsche Dramen. Schöff von Olenschlager ließ in seinem Hause von Kindern den Canut des Elias Schlegel aufführen, worin Wolfgang den König spielte. Mit der französischen Besitznahme der Stadt that sich zu gelegener Zeit ein Theater auf, und Wolfgang ward vom Großvater Schultheiß ein Freibillet geschenkt. So sehr auch der Vater seiner strengen Denkweise gemäß dem Theaterbesuch, der allerdings als täglich wiederholter Genuß für den Knaben nicht ohne sittliche Bedenken war, sich abgeneigt zeigte und ihn zu beschränken suchte, so drang er doch damit gegen die Mutter nicht durch, die bis in ihr spätes Alter eine leidenschaftliche Verehrerin des Theaters war. Da der Knabe bis dahin über die Elemente des Französischen nicht hinausgekommen war, so konnte er anfangs seine Unterhaltung nur von den Decorationen und der Mimik nehmen. Es mußte daher ihm häufig die Geduld ausgehen, die Stücke ganz auszuhören. Manche Stunde wurde mit Spielen in den Corridors und vor der Thür ausgefüllt. Dadurch ward er mit einem muntern Knaben, der zum Theater gehörte — er

nennt ihn Derones — bekannt, der sich mehr und mehr an ihn anschloß. Mit dem kleinen Schwätzer ging bald die französische Conversation leicht von Statten, wozu sich auch im eigenen Hause bei dem Grafen und dessen Leuten vielfache Gelegenheit bot. Die Fortschritte im Französischen überraschten und erfreuten den Vater, so daß der kleine Goethe, wenn er spät Abends vom Theater nach Hause zurückkehrte, freundlicher, als anfangs, empfangen wurde. Denn dem Vater ward es schwer, sich von dem sittlichen Nutzen des Theaters zu überzeugen, so sehr auch seinem Wolfgang die Phrasen von der moralischen Wirkung des Schauspiels geläufig geworden waren. Jener hatte Recht, wenn er von dorther für die reine Entwicklung und Unschuld der Kindesnatur Gefahr besorgte; denn Derones zog seinen kleinen Freund auch hinter die Coulissen. Sie verkehrten ungestört in dem allgemeinen Ankleidezimmer, wo sich den Augen und Ohren nicht eben die anständigsten Scherze und Situationen darboten, „da sich Herren und Damen vom Theater so wenig unter sich als vor den Kindern zu scheuen schienen.“ Der Schwester des Derones, welche nur ein Paar Jahre älter war, widmete Wolfgang einige galante Aufmerksamkeiten; er ging nie zu ihr, ohne ihr eine Blume, eine Frucht oder sonst etwas zu überreichen. Gern hätte er wohl für etwas mehr als ein elfjähriges Kind gelten mögen; allein es glückte ihm nicht, ihren traurigen Mienen ein freundliches Lächeln abzugewinnen und mehr als einen höflichen Dank als Erwiderung zu erhalten.

Der Verkehr mit dem kleinen leichtsinnigen Franzosen scheint dem Wolfgang sehr behagt zu haben; er trieb sich auch außer dem Theater mit ihm herum und ließ sich seine Aufschneidereien und theatralischen Possen gefallen, wofür sich denn auch dieser ihm, als dem Kinde vornehmer Eltern, unterzuordnen verstand. Mit solchen Knaben ging der junge Goethe lieber um, als mit den Frankfurter Bürgerssöhnen, von denen ihn seit früher Kindheit eine gewisse Unverträglichkeit entfernt

hielt. Im Bewußtsein seiner geistigen Ueberlegenheit, seiner einnehmenden Schönheit und patrizischen Verwandtschaft hatte er sich eine vornehme und hochmüthige Haltung angeeignet, welche den Hohn und die derben Zurechtweisungen seiner Kameraden, nicht unverdient, herausforderte. Wenn er sich etwas darauf einbildete, seinen Großvater Schultheiß in der Mitte des Schöffenraths eine Stufe höher, als die andern, unter dem Bilde des Kaisers gleichsam thronend gesehen zu haben, so war dem Frankfurter Bürgerskinde nicht zu verargen, wenn es ihn auf den Großvater väterlicher Seite hinwies, der als Schneiderbursche in Frankfurt eingewandert und als Gastwirth zum Weidenhof gestorben war. Die bittere Stimmung, die durch solche Vorfälle gegen die ihn umgebende Knabenwelt entstand, blickt noch aus den Aeußerungen späterer Jahre hervor, und wenn er diesen „Rohheiten" gegenüber seine gesittete Haltung hervorhebt, so muß er doch wieder selbst einräumen, in Gesellschaft mit Derones allerlei Thorheiten begangen zu haben, die besonders an Sonn- und Festtagen keineswegs zu seinem Aeußern paßten; eine Knabenprügelei war doch nicht unsittlicher, als wenn er mit dem Derones hinter einer Scheune mit seinem kleinen Sonntagsdegen ein theatralisches Duell hielt. Da können wir den hübschen Knaben in seinem Pfingsttagsputze beschauen, in Schuhen von sauberem Leder, mit großen silbernen Schnallen, feinen baumwollenen Strümpfen, schwarzen Unterkleidern von Sarsche und einem Rock von grünem Berkan mit goldenen Balletten, — die Weste von Goldstoff, aus des Vaters Bräutigamsweste geschnitten, frisirt und gepudert, mit Locken, die wie Flügelchen vom Kopfe standen, den Hut unterm Arm, mit einem kleinen Degen, dessen Bügel mit einer großen seidenen Bandschleife geschmückt war. So jugendmuthig einherschreitend, im Vorgefühl einer hohen Bestimmung, mochte er sich ein Liebling der Götter dünken und im Märchengewande seinen Zukunftsträumereien eine Form geben. Das Knabenmärchen der neue Paris, dessen kunstvolle Ausführung die

Darstellungsgabe des gereiften Dichters verräth, bildete sich aus solchen Ahnungen des Knaben: unter dem Geleit des ehrwürdigen Alten tritt er durch die enge Zauberpforte in ein ungekanntes paradiesisches Labyrinth, und nachdem er, dem Paris gleich, zwischen den drei Göttinnen hin und her geirrt ist, läßt er sich zuletzt von dem phantastischen Spiel der muntern neckischen Dienerin bezaubern.

Der praktische Cursus des Französischen in den Räumen des Theaters trug bald seinen Nutzen und scheint auch bei andern Kindern von gleichem Erfolge gewesen zu sein. Schöff von Olenschlager ließ von Kindern den Britannicus des Racine aufführen, wobei Wolfgang die Rolle des Nero zu Theil ward (etwa 1762). Corneille, Racine, Moliere und andere französische Dramatiker, deren Werke sich in des Vaters Bibliothek fanden, wurden fleißig durchgelesen, memorirt und recitirt. Dadurch ward in dem Knaben auch bald der productive Trieb rege. Aus seiner Märchenwelt und aus alter Mythologie stellte er ein kleines Drama zusammen, worin es weder an Göttern noch Prinzen und Königstöchtern fehlte; besonders war der geflügelte Mercur bedacht. Von dem Werth seines Stückes fest überzeugt, schmeichelte er sich in seiner kindlichen Freude mit dem Gedanken, es zur Aufführung gebracht zu sehen, und sah schon im Geist den Titel des Stückes an den Ecken der Straßen und Plätze mit großen Buchstaben angeschlagen. Freund Derones ließ ihn zum ersten Mal das bittere Gefühl verletzter Autoreitelkeit empfinden, indem er unbarmherzig sein kritisches Richteramt daran ausübte. Jedoch ließ Wolfgang von dem Schreiber, den der Vater im Hause hielt, nach einigen Veränderungen im Manuscript eine saubere Abschrift fertigen und überreichte sie dem Vater zu dessen großer Freude, so daß er aufhörte dem Theaterbesuch gram zu sein.

Nach dem Abzuge des Grafen Thorane, ungefähr im Beginn des Jahres 1761, fand der Unterricht in dem still-

gewordenen Goethe'schen Hause nach und nach den geordneten Gang wieder und gab der Phantasieaufregung, in welcher der Knabe eine Zeitlang gelebt hatte, das wünschenswerthe Gleichgewicht. Noch besuchten ihn oft in der Einsamkeit des ihm wieder eingeräumten Mansardenzimmers die Gespenster der Gemälde, die er durch Arbeiten und Studien nur schwer verscheuchte, der Nachwirkung anderweitiger Eindrücke nicht zu gedenken. Der Vater, zufriedener jetzt und heiterer, fand seine Freude aufs neue daran, seine Kinder zu lehren und mit ihnen zu lernen. Es geschah dies denn auch mit der Hast des pädagogischen Dilettantismus, der, um Versäumtes wieder einzubringen, das Wissenswerthe von allen Seiten heranzuziehen sucht und in dem Vielerlei der Bildung unsicher umhergreift; es gehörte eine so gesund organisirte Natur, wie die des jungen Goethe, dazu, um es bewältigen zu können. Ward auch seine Vielseitigkeit dadurch gefördert, so ist ihm doch auch als Folge dieser planlosen Erziehung das rasche Abspringen von einem Gegenstand der geistigen Beschäftigung zu einem andern, von einem Plane zu einem andern durchs ganze Leben eigen geblieben. Welch ein Gewinn wäre es für ihn gewesen, wenn er das schon früher begonnene Studium des Griechischen eifrig fortgesetzt hätte! es wäre ihm der Umweg erspart worden, auf dem er sich späterhin dem hellenischen Alterthum näherte. Statt sich in die classischen Sprachen gründlicher zu vertiefen, wurde er durch die seltsame Liebhaberei fürs Judendeutsch, dessen geheimnißvolle Chiffernschrift ihn schon vor Jahren so angelegentlich beschäftigt hatte, daß er eine Anweisung zur deutsch-hebräischen Sprache niederschrieb, zur Erlernung der hebräischen Sprache hingezogen. Der Vater willfahrte seiner Neigung und ließ ihm von dem Dr. Albrecht, dem Rector des Frankfurter Gymnasiums, Privatunterricht darin ertheilen, der, wie sich erwarten ließ, nicht weit über die Elemente hinausging. Der anfängliche Eifer verlor sich schon bei den ersten Schwierigkeiten des Lesenler-

nens und der grammatischen Formenlehre, so daß Lehrer und Schüler bald durch Abschweifungen die Stunden zu würzen suchten. Die einzige Frucht dieses Unterrichts war eine anhaltende Beschäftigung mit der Patriarchengeschichte, deren dichterischer Gehalt und naive Gemüthstiefe zu wiederholten Malen Goethe's Interesse aufs lebhafteste in Anspruch nahm. Jene Jahre waren es gerade, wo Klopstock's Messiade und die in ihrem Gefolge erscheinenden Patriarchaden die biblischen Erzählungen mit einem durch die Neuheit überraschenden Glanze der Poesie der Gegenwart näher brachten. Großes Aufsehen erregte in Goethe's unmittelbarer Nähe „Daniel in der Löwengrube“ von Friedrich Karl von Moser, der als hessendarmstädtischer Legationsrath in Frankfurt lebte. Ihn zählt Goethe unter die Männer, die durch ihre Persönlichkeit und literarischen Verdienste seine frühste Bildung begünstigten. Moser stand in Verbindung mit dem Kreise der Frommen, dessen Mittelpunct Susanna Katharina von Klettenberg war.

Dies edle weibliche Wesen, dem Goethe in den „Bekenntnissen einer schönen Seele“ — so scheint er sie schon in früheren Jahren genannt zu haben — ein unvergängliches Denkmal gesetzt hat, hatte in dieser und einer spätern Jugendperiode Goethe's einen großen Einfluß auf seine religiöse und moralische Bildung, dessen dankbare Erinnerung ihn bis ans Ende des Lebens begleitete, so daß er noch in seinem achtzigsten Jahre bekannte, es habe ihn öfters im Leben der Gedanke beschlichen, ob er wohl recht daran gethan, einer Richtung sich abgewendet zu haben, die seinem Geiste und auch seinem Herzen lange Zeit äußerst wohlthätig erschien. Fräulein von Klettenberg gehörte einer der ersten patrizischen Familien Frankfurts an und war mit Goethe's Mutter verwandt; ihre Jugendverhältnisse glichen denen, in welchen wir den jungen Goethe sich bewegen sehen. Was ihr dadurch an Weltbildung

und Lebensgenuß zu Theil geworden war, hatte ihrer Seele nicht den Frieden gegeben, nach welchem ihr Inneres verlangte. Da erkannte sie fest und fester in dem Heiland den überirdischen Freund, der ihr Ruhe und Trost brachte; im Hinblick auf ihn wurden ihr auch die Leiden eines kränkelnden Körpers leicht. Aus den größern Kreisen, in welchen sie ihre Jugend zugebracht hatte, zog sie sich zurück und gesellte sich zu gleichgestimmten Gemüthern, auf welche die Reinheit ihres Herzens, das allen Heuchelschein verschmähte, ihre erhebende Religiosität eine nachhaltende Anziehungskraft ausübte. Auch die Frau Rath Goethe, deren Gemüth das häusliche Leben an der Seite eines ernsten und in sich verschlossenen Gatten nicht auszufüllen im Stande war, zählte sie zu ihren Freundinnen; sie übertrug ihre Liebe auf das vielversprechende Kind, das sie auf den Weg zu leiten wünschte, auf welchem sie das reinste irdische Glück gefunden hatte.

Ohne Zweifel hatte sie schon damals an seinem Hange zu religiöser Contemplation, der an die Stelle der überreizten Theaterlust getreten war, und an seinen biblischen Studien großen Antheil. Allein, was er empfing, mußte sein lebhafter Geist auch wieder in seiner Weise reproduciren. Als im Juli 1761 der Senior des Ministeriums, der hochverehrte Fresenius, starb, und der bisherige Professor zu Marburg, Plitt, an seine Stelle trat, kündigte dieser eine Art von Religionscursus an, den er in einer Reihe von Predigten durchzuführen beabsichtigte. Der kleine Goethe schrieb auf seinem zum Hören sehr bequemen, übrigens aber verborgenen Sitze die Hauptpuncte der Predigt nach und dictirte sie zu Hause rasch dem Schreiber des Vaters in die Feder, so daß er die geschriebene Predigt noch vor Tisch dem erfreuten Vater überreichen konnte. Freilich hielt dieser Eifer kaum ein Vierteljahr gleichmäßig an, und die Predigten schrumpften in der zweiten Hälfte des Kirchenjahrs zu kleinen Blättchen zusammen.

Eine so lebhaft angeregte religiöse Stimmung mußte ihn ganz besonders für die mystische Gefühlsschwärmerei der Messiade empfänglich machen. Sie wurde stellenweise auswendig gelernt und dem Hausfreunde, der das dem Vater mißliebige Buch eingeschmuggelt hatte, häufig so ausdrucksvoll vorgetragen, daß ihm die Thränen in die Augen traten. In der Patriarchengeschichte ward der Knabe vor Allem von den Schicksalen Josephs gefesselt und legte sie sich nach der Weise ähnlicher Dichtungen in seiner Phantasie zurecht. Seltsam, daß ihm nicht der Hexameter Klopstock's geläufig wurde, und er wegen eines Versmaßes rathlos war. Fürchtete er dem Vater, dem er alle seine dichterischen Versuche vorzulegen pflegte, zu mißfallen? Er entschied sich für eine prosaische Behandlung. Das Detail ward weitläufig ausgemalt, Episoden wurden eingeschaltet, und das Werk schwoll weitläufig an, indem der junge Dichter es größtentheils dem Schreiber dictirte. Dem Epos ward eine Sammlung geistlicher Oden angehängt und gar bald ein sauber geschriebener Quartband dem Vater überreicht, der den Sohn mit besonderem Wohlgefallen aufmunterte, ihm alle Jahre einen solchen Quartanten zu liefern. Es läßt sich kaum bezweifeln, daß jene geistlichen Oden, in denen der Stil eines Elias Schlegel und Andreas Cramer nachgebildet war, ganz besonders dem Klettenbergischen Kreise zu Liebe verfaßt waren. Am beifälligsten wurde die Ode zur Feier der Höllenfahrt Christi von den Eltern und Freunden aufgenommen und gefiel auch dem jungen Dichter noch einige Jahre nachher so sehr, daß er sie zu Anfange des Jahres 1766 in einer Zeitschrift „der Sichtbare" abdrucken ließ. Sie trägt hier die Ueberschrift: „Poetische Gedanken über die Höllenfahrt Jesu Christi, auf Verlangen entworfen von J. W. G." Als nach mehr als sechzig Jahren dies Blatt Goethe wieder vor die Augen kam, äußerte er: „es ist möglich, daß das Fräulein von Klettenberg mich dazu veranlaßt hat; ich wüßte nicht, wer von meinen Freunden

einen solchen Gegenstand anders hätte verlangen können; es fehlte mir damals an Stoff, und ich war glücklich, wenn ich nur etwas hatte, das ich besingen konnte.“ Es ließ dieser Stoff nur eine einförmige Behandlung zu; aber die Schilderung ist voll Feuer und Leben, und in der im schönsten Ebenmaße dahinfließenden Sprache, der der Reim sich zwanglos anschmiegt, verkündigt sich schon der künftige Goethe, welcher „die Kunst, deutsch zu schreiben, der Meisterschaft nahe brachte.“ In die neuesten Ausgaben der Werke Goethe's ist dies Gedicht mit der Jahrzahl 1765 aufgenommen; es muß aber, wenn auch die spätere Feile, wahrscheinlich kurz vor dem Abdruck, nachgeholfen hat, schon um 1762 verfaßt sein. Außer einer bestimmten Angabe in „Dichtung und Wahrheit“ berechtigt uns zu dieser Annahme auch der Umstand, daß einige Jahre später sich Goethe der religiösen Poesie gänzlich entzogen hatte. Sein eigenstes Wesen zog ihn stets nach der andern Seite hin; es war schon neben den geistlichen Oden ein Vorrath Anakreontischer Gedichte entstanden, die er aber, „weil sie reimlos waren“, vielleicht auch noch aus einem andern Grunde, dem Vater nicht zu überreichen wagte.

Um diese Zeit meldete sich in Frankfurt ein englischer Sprachmeister, welcher sich gegen ein mäßiges Honorar anheischig machte, jedem, der nicht ganz roh in Sprachen sei, innerhalb vier Wochen das Englische zu lehren und ihn so weit zu bringen, daß er sich mit einigem Fleiß selbst weiterhelfen könne. Goethe's Vater, dem des Lernens in seinem Hause nicht zu viel werden konnte, ergriff einer der ersten diese Gelegenheit, und bald gewann Wolfgang, der von der Grammatik einer Sprache rasch zu praktischer Anwendung und Ausübung überzugehen pflegte, auch in dieser Sprache eine solche Gewandtheit, daß er sich noch als Greis eines Gedichts in englischer Sprache erinnerte, worin er sich über Mangel an würdigen Gegenständen seiner Poesie beklagt hatte.

Um die vielen Sprachidiome, deren er jetzt mächtig geworden war, neben einander zu beherrschen und in besseren Fluß zu bringen, erfand er einen Roman von sechs bis sieben Geschwistern, die, von einander zerstreut, sich wechselseitig von ihren Empfindungen und Zuständen Nachricht geben. Der älteste Bruder berichtete mit aller Förmlichkeit einer guten deutschen Schreibart von den Ereignissen seiner Reise. Eine Schwester schrieb in einem frauenzimmerlichen Stil, in kurzen Sätzen, von Haus- und Herzensangelegenheiten. Ein Studiosus der Theologie übernahm das classische Latein und fügte wohl überdies ein griechisches Postscript hinzu. Andere Brüder, die in Hamburg und Marseille placirt wurden, führten die englische und französische Correspondenz, und der jüngste gab den Eltern und Geschwistern mit den Chiffern des Judendeutsch zu rathen und zu lachen. Der Armuth an Stoff war durch die mannigfachen Situationen der Personen des Romans glücklich begegnet; es war ein Rahmen für die verschiedenartigen Bezüge des Lebens und für Schilderungen anziehender Nationalitäten und reizender Gegenden gegeben; „ich studirte," erzählt Goethe, „die Geographie der Gegenden, wo meine Geschöpfe sich aufhielten, und erfand zu jenen trockenen Localitäten allerlei Menschlichkeiten hinzu, die mit dem Charakter der Personen und ihrer Beschäftigung einige Verwandtschaft hatten."

Wir sehen aus allem diesen, daß Rath Goethe seinen Sohn nicht bloß zu einem tüchtigen Gelehrten heranbilden wollte, sondern ihm auch Gelegenheit zu verschaffen suchte, das, was ihm als elegante Bildung für die Welt zur Freude oder zur Empfehlung gereichen konnte, sich anzueignen. Der Zeichnenunterricht ward daher in jenen Jahren mit Eifer betrieben. Der Vater gab selbst seinen Kindern noch in seinem Alter ein musterhaftes Beispiel, was Fleiß und Ausdauer vermag. Obgleich er nie gezeichnet hatte, copirte er jetzt,

mit seinen Kindern wetteifernd, eine ansehnliche Sammlung von Köpfen des Piazzetta mit größter Sorgfalt und Sauberkeit. Eine solche Ausdauer war von dem lebhaften Knaben nicht zu erwarten, doch blieb die Neigung, und noch oft kehrte er in späteren Lebensjahren zu diesen Uebungen zurück; auch sie trugen dazu bei, sein Auge für die Gestalt der Dinge und für die Werke der bildenden Künste zu schärfen.

Da auch der Clavierunterricht der beiden Kinder begonnen werden sollte, so ließ sich der Vater gern willig finden, Wolfgangs Wahl zu folgen, dem ein Musiklehrer bei einem zufälligen Zusammentreffen durch die Späße, mit denen er den Unterricht würzte, sehr gefallen hatte: Finger und Noten erhielten eine lustige Bezeichnung; Alles schien unter dem besten Humor aufs schönste von Statten zu gehen. Als aber statt der erwarteten Unterhaltung die Unterrichtsstunden in trockener Weise verliefen, kühlte sich des Knaben Eifer bald ab, und der neue Flügel blieb unter den Händen der Schwester. In seinen Jünglingsjahren beschäftigte er sich eine Zeitlang mit der Flöte, dann mit dem Violoncell, das ihm aber ebenfalls nicht lange zur Seite geblieben zu sein scheint. Besaß er auch kein entschiedenes Talent für die Musik, so bildete sich doch frühzeitig sein musikalischer Sinn, der in der Melodie seiner Jugendlieder und in der Neigung zum Singspiel sich unverkennbar kundgiebt. Den Umgang mit tüchtigen Musikern hat er bis an sein Ende zu schätzen gewußt, wie auch sie von seinem musikalischen Urtheil mit Achtung reden. Unter andern rühmt der Musiker Gyravetz, mit dem Goethe in Italien zusammentraf, bei Gelegenheit ihrer Unterhaltungen über italienische Musik seine musikalischen Kenntnisse und seine verständigen Aeußerungen über Musik. Der Freundschaft mit Kayser und Zelter wollen wir nur flüchtig gedenken, um nicht der Zeitfolge zu sehr vorzugreifen.

Es war ein Fehler in der Goethe'schen Erziehung, daß Alles zu früh und möglichst gleichzeitig gelernt werden sollte;

dadurch ward die Neigung getheilt und geschwächt, der Hang zum Wechsel befördert. Daher konnte der Knabe an dem Unterricht im Fechten und Reiten, den die herkömmliche Mode zu einer gebildeten Erziehung für unerläßlich erachtete, in jenen Jahren keinen Geschmack finden. Mit dem Fechten wollte es ihm nicht gelingen, weil er anfangs bei einem renommistischen französischen Fechtmeister sich eine falsche Manier aneignete, die er später bei einem Deutschen, „der auf die strenge und tüchtige Weise zu Werke ging," nicht so schnell wieder ablegen konnte, weßhalb er sich über Zurücksetzung zu beklagen hatte. Den Reitunterricht verleidete ihm die Moderluft der engen widerlichen Reitbahn; auch wurden die unfreundlichen Zurechtweisungen, die er sich durch kleine Versehen zuzog, sowie das Gelächter und Gespött der Kameraden, woran ihn der Besuch einer öffentlichen Schule gewöhnt haben würde, bald unerträglich. Fortgesetzte Reitübungen in freier Luft machten ihn indeß später zu einem kühnen und leidenschaftlichen Reiter. Auch der Fechtunterricht ward auf Akademieen fortgesetzt.

Begegnen wir somit unserm Goethe bald in dieser bald in jener Beschäftigung, begleiten wir ihn auf seinen Wanderungen zu Handwerkern und Künstlern, bei denen er fortwährend der Vermittler der Bestellungen und Anweisungen des Vaters war und an allem Schaffen und Hervorbringen einen freudigen Antheil nahm, nehmen wir noch hinzu, wie er bei allerlei Experimenten des Vaters, dem Versuch der Seidenwürmerzucht, dem Bleichen der Kupferstiche u. s. w. hülfreiche Hand zu leisten hatte: so wird es uns klar, daß er stets aus der poetischen Traumwelt und dem Ideenkreise seiner wissenschaftlichen Studien in das bewegte Treiben des thätigen Lebens hineingezogen ward, so daß eher zu fürchten war, daß diese andrängenden Zerstreuungen die geistige Kraft verflachen und verflüchtigen möchten. Auch scheinen diese gegen die Zeit seiner Confirmation, zu Ostern 1763, auf sein

Gemüth allzu mächtig eingewirkt zu haben; sonst würde unmittelbar nach dem innigen Eingehen auf die religiöse Richtung des Fräulein von Klettenberg und die sich daran knüpfende religiöse Poesie diese Weihe an ihm nicht so spurlos vorübergegangen sein, wie spätere Aeußerungen unsers Dichters schließen lassen. Wir gehen jedoch wohl nicht irre, wenn wir die religiöse Stimmung des Knaben in jener Epoche für ungleich wärmer halten, als Goethe's nachmalige Schilderung zugeben will.

Er war, wie er uns berichtet, einem guten, alten, schwachen Geistlichen, weil er der Beichtvater des Hauses war, zum Religionsunterricht übergeben worden. Die Paragraphen der dogmatischen Lehrbücher und die biblischen Beweisstellen wurden taktfest eingeübt; aber das Gemüth blieb dabei ohne Wärme und Erhebung. Der Hauptprüfung ward durch das gedankenlose Hersagen einiger alten Formeln genügt. Und doch wurde das junge Gemüth schon durch mancherlei Zweifel gequält, auf die es nirgends Antwort erhielt. Im Beichtstuhl wollte er ein wohlmemorirtes Bekenntniß, worin er seinem Seelenzustand Worte gegeben hatte, hersagen. Als er aber in den engvergitterten Raum vor den Geistlichen trat, vermochte er nicht sie über die Lippen zu bringen; er schlug in der Verlegenheit das Buch auf, das er in Händen hatte, und las daraus die erste beste kurze Formel. Nach erhaltener Absolution entfernte er sich „weder warm noch kalt“ und ging des andern Tags mit den Eltern zum heiligen Abendmahl. Allein der Gedanke, daß einer, der das Sacrament unwürdig genieße, sich selbst das Gericht esse und trinke, ließ nicht ab ihn zu beunruhigen; dieser beschäftigte seine Einbildungskraft lange und wiederholt mit den Vorstellungen der schrecklichsten Sündenstrafen und ließ ihn nur mit Angst dem Tische des Herrn nahen. Mit dem Zusatze, er sei dadurch späterhin von dem Genusse des Sacraments ferngehalten worden, täuscht

sich Goethe selbst. Er hat ihn noch viele Jahre hindurch wiederholt.

Seinem Hange zum Geheimnißvollen wären allerdings Symbole und Ceremonien, die seine Phantasie mehr in Bewegung setzten, willkommen gewesen. Der ihm angeborene Hang zur Mystik, der mit der Klarheit seines Verstandes stets im Kampfe blieb, ward durch die Gebräuche anderer Religionsvereine sehr gefesselt. Häufig zog es ihn in die Synagoge der Frankfurter Judenstadt; er wohnte einer Beschneidung und einer Hochzeit bei und machte sich ein Bild vom Lauberhüttenfest. Er fand die Menschen thätig und gefällig, und selbst dem Eigensinn, womit sie an ihren Gebräuchen hingen, konnte er seine Achtung nicht versagen. Ueberall ward er wohl aufgenommen und zur Wiederkehr eingeladen.

Wenn er eine Zeitlang in Zweifel gerieth und dem kirchlichen Glauben entfremdet ward, so hatten daran einige gelehrte Sonderlinge einen bedeutenden Antheil; ihre Unterhaltung fesselte ihn mehr als die seiner Altersgenossen, weil sie eben durch ihre Originalität seinem Geiste zu denken gaben. Besonders zog ihn der Hofrath Hüsgen an, ein tüchtiger Jurist, der mit Gott und der Welt zerfallen war, so daß er selbst an Gott Fehler entdecken wollte und nie eine Kirche besuchte; vorzüglich empfahl er dem Knaben die satirische Schrift des Agrippa von Nettesheym „von der Unsicherheit und Eitelkeit aller Wissenschaften und Künste“ (de incertitudine et vanitate omnium scientiarum et artium), sein Lieblingsbuch, und setzte damit das junge Gehirn in nicht geringe Verwirrung. Mit diesem und andern namhaften Frankfurter Juristen kam der junge Goethe jetzt um so mehr in nähere Berührung, als sein Vater ihn zu einem künftigen Rechtsgelehrten bestimmte und frühzeitig in die Vorhöfe der juristischen Gelehrsamkeit einzuführen begann. Er lernte den Hopp'schen Katechismus der

Institutionen auswendig und wußte sich bald im Corpus Juris so gut zurechtzufinden, wie in seiner Bibel. Die älteren juristischen Freunde hatten an ihm ein Wohlgefallen, wie an einem geliebten Sohne. Hüsgen empfahl ihm ein tüchtiges Rechtsstudium, obwohl in seiner menschenfeindlichen Weise mehr als ein nothwendiges Handwerk, damit man sich und das Seinige gegen das Lumpenpack von Menschen regelmäßig vertheidigen, einem Unterdrückten beistehen und allenfalls einem Schelm etwas am Zeuge flicken könne. Von Reineck, ein durch Starrsinn und Proceßsucht unglücklicher, übrigens bravgesinnter Mann, suchte ihn für die diplomatische Laufbahn zu gewinnen und belehrte ihn in Unterhaltungen, die seinen menschenfeindlichen Sinn zu erheitern schienen, von Welt- und Staatsverhältnissen, wogegen dem jungen Dichter Poesie und Schriftstellerei möglichst verleidet wurde.

Ungleich wohlthuender war für den angehenden Rechtsgelehrten der Verkehr mit dem berühmten Publicisten Johann Daniel von Olenschlager, einem durch Geschichte und schöne Literatur, durch diplomatische Geschäfte und darauf bezügliche Reisen vielseitig gebildeten Manne, welcher, ganz im Gegensatz zu jenen Timonischen Naturen, auch in seinem äußern Erscheinen und Benehmen den feinen Weltmann repräsentirte. Es ist höchst wahrscheinlich, daß er in seinen Jugendjahren jener Verlobte des Fräuleins von Klettenberg war, der in den Bekenntnissen einer schönen Seele unter dem Namen Narciß eingeführt wird; die Verschiedenheit der Charaktere und Lebensansichten der Verlobten löste diese Verbindung. Er ward 1747 zum Senator in seiner Vaterstadt erwählt und stieg 1761 zu der Würde eines Schöffen. Den jungen Goethe hielt er sehr werth und suchte ihn zum Hofmann und Diplomaten heranzubilden. In jenen Jahren, wo Goethe am meisten um ihn war, verfaßte er seine (1766 im Druck erschienenen) Erläuterungen der goldenen Bulle. Die Beschäf-

tigung mit der älteren deutschen Reichsgeschichte gab ihm häufig Veranlassung, in seinen Unterhaltungen jene unruhigen Zeiten recht lebhaft auszumalen. Daß seine Liebe zu geistreicher poetischer Unterhaltung ihn bestimmte, deutsche und französische Schauspiele von Kindern aufführen zu lassen, ist schon bemerkt worden.

Der Vater unterließ nicht, den juristischen Lehrcursus fortzusetzen, um den Sohn baldmöglichst der Akademie zu übergeben. Seine Art zu unterrichten fand dieser jedoch immer weniger ansprechend, und wie seinem Unterricht, entwuchs er auch mehr und mehr seiner Erziehung. Die wohlgemeinte sittliche Strenge derselben fand bei der Mutter keine Unterstützung; vielmehr schloß sie mit ihren Kindern einen Bund der Nachsicht und des Vertuschens, woraus für die Erziehung die größten Nachtheile hervorgingen. Der Verkehr mit dem Derones und das Umherstreifen in der Judenstadt deuten schon darauf hin, daß wenig darauf geachtet ward, wo und wie der Knabe seine Freistunden zubrachte, und da der häusliche Unterricht bei aller Mannigfaltigkeit keinen regelmäßigen Schritt ging, sondern mehr ruckweise vorwärts kam, so gab es zu Zeiten deren sehr viele. Kaum dem Knabenalter entwachsen, war er in der Wahl seines Umgangs und seiner Vergnügungen meist sich selber überlassen. Daher traten die Schatten- und Nachtseiten des gesellschaftlichen Lebens, allzufrüh für seine kindliche Unschuld, ihm unverhüllt vor das Auge. Welch einen bodenlosen Abgrund der Unsittlichkeit des städtischen Familienlebens decken die Aeußerungen unsers Dichters auf, womit er die Besprechung seiner ersten dramatischen Dichtungen begleitet, mag auch Einzelnes darin übertrieben sein! „Wie viele Familien hatte ich schon näher und ferner durch Banqueroute, Ehescheidungen, verführte Töchter, Morde, Hausdiebstähle, Vergiftungen entweder ins Verderben stürzen oder auf dem Rande kümmerlich erhalten sehen, und hatte,

so jung ich war, in solchen Fällen zu Rettung und Hülfe öfters die Hand geboten; denn da meine Offenheit Zutrauen erweckte, meine Verschwiegenheit erprobt war, meine Thätigkeit kein Opfer scheute und in den gefährlichsten Fällen am liebsten wirken mochte, so fand ich oft genug Gelegenheit zu vermitteln, zu vertuschen, den Wetterstrahl abzuleiten und was sonst nur alles geleistet werden kann, wobei es nicht fehlen konnte, daß ich sowohl an mir selbst als durch Andere zu manchen kränkenden und demüthigenden Erfahrungen gelangen mußte.“ Wer mit dem weichen, noch haltungslosen Herzen der angehenden Jugend auf solch einen schlüpfrigen Boden sich begiebt, wird, ohne es zu wollen, in den Fall derer, denen er zu helfen und zu dienen meint, mit herabgezogen, und hat, auch wenn er die Gefahr besteht, schwere Opfer bringen müssen.

Es gab damals in Frankfurt — und Aehnliches wiederholt sich stets in großen Städten — eine Classe junger Bursche, die sich bei mäßiger Bildung durch Elementarunterricht, Abschreiben, Entwerfen kleiner schriftlicher Aufsätze und allerlei Handlanger- und Vermittler-Dienste in guten und schlimmen Geschäften einen kärglichen Erwerb verschafften. Die Gewinnsucht ließ dabei nicht sehr gewissenhaft sein und reizte auch wohl zu schlechten Streichen. In einen gefährlichen Verkehr mit solchen jungen Leuten gerieth Goethe durch einen etwas älteren Bekannten, welcher, da er niederen Standes war, nur außer dem Hause mit ihm zusammentraf. Dieser benutzte das Talent seines poetischen Freundes, indem er seine Autoreitelkeit mit ins Spiel zu bringen wußte', um von ihm einige Gelegenheitsgedichte zu erhalten, womit die kleine Bande ein Geschäft zu treiben schien. Zuerst begehrte man von ihm eine poetische Liebesepistel, welche mit verstellter Hand abgeschrieben und einem eingebildeten jungen Manne zugeschoben ward, als gestehe ihm darin ein junges Mädchen,

dem er den Hof gemacht hatte, ihre Neigung und suche Gelegenheit ihm näher bekannt zu werden. Die Mystification ward in gewinnsüchtiger Absicht weiter ausgesponnen, und Goethe abermals ersucht, in ähnlicher Weise, als handle es sich nur um einen poetischen Scherz, eine Antwortepistel des Liebenden zu verfassen. Eine kleine Gasterei ward eines Abends auf Kosten des Betrogenen gegeben, und bei dieser sah Goethe zum ersten Mal — Gretchen. Sie war ein armes Mädchen, das in diesem Hause bei ihren Verwandten ein Unterkommen gefunden hatte und durch Spinnen und Nähen mit erwerben half; eine Zeitlang war sie als Gehülfin bei einer Putzhändlerin beschäftigt. Eine natürliche Anmuth — so tritt sie in der Schilderung unsers Dichters vor uns — war über ihr ganzes Wesen ausgebreitet und hob alle ihre Bewegungen. Ihre Haltung war sittsam; gegen ungeziemende Vertraulichkeiten beobachtete sie eine anständige Zurückhaltung. So erschien sie als eine zarte, reine Jugendblüthe dem in erster Liebe aufflammenden Jünglingsherzen, so dem Manne, als sie ihm zu Margaretens und Clärchens Bilde saß, so noch dem Greise, als in seiner dichtenden Erinnerung noch einmal ihre liebliche Gestalt an ihm vorüberging. Ist hier der Wahrheit ein Liebestraum untergeschoben, der die Reize der Coquetterie mit denen der Unschuld verwechselte? hatte sie in einer Umgebung, die planmäßig einen unrechtlichen Gewinn betrieb, die sittliche Stärke in sich gefühlt, den Verlockungen und Versuchungen, denen Schönheit und Anmuth ausgesetzt sind, zu widerstehen? oder begann Goethe, in ihren Augen „noch ein Kind“, die Schule der Liebe mit der Rolle Brackenburgs? Solche Bedenken werden nothwendig rege, wenn wir in ihrer Wohnung auch jenen jungen Freund, der Goethe dort eingeführt hatte, mit einem lockern Bräutchen, das er Abends nach einer verdächtigen Gasse begleitet und durch ein Hinterpförtchen in ihre Wohnung bringt, unter vertraulichen Liebkosungen verweilen sehen, wenn dort Gespräche über aller-

hand Familienverhältnisse geführt werden, über deren Unsittlichkeit kein Zweifel sein kann. Eine höhere Natur Gretchens scheint allerdings darin sich kund zu geben, daß sie ihren jungen Liebhaber vor den Mystificationsplänen warnt, daß sie ihm rund heraus sagt, es gezieme sich nicht für ihn, als einen Sohn vornehmer und gebildeter Eltern, in solch einen Verkehr sich einzulassen; uns dünkt fast, wir hörten schon Margaretens Worte durchklingen: „es thut mir lang' schon weh, daß ich dich in der Gesellschaft seh'". Aber gerade der Wunsch, sich der Geliebten nähern zu können, bannte ihn unwiderstehlich in diesen Kreis. Er ließ sich's gefallen, wenn man seine Verse zu beliebigen Zwecken mißbrauchte und das dafür gelöste Geld in kleinen Gelagen verzechte. Ueberall suchte sein Auge nur nach ihr. Er ging in die Kirche, um mit seinem Blick bei ihr zu verweilen, er harrte ihrer auf der Straße, um von einem flüchtigen Gruße beglückt zu werden; endlich verging fast kein Tag mehr, wo er nicht Abends zu ihr hineilte. Dort waren die regelmäßigen Zusammenkünfte des kleinen seltsamen Clubs. Nicht selten dehnten sich diese bis tief in die Nacht hinein aus, daher Wolfgang, um noch spät ins elterliche Haus kommen zu können, sich einen Hausschlüssel machen ließ. Einstmals verstrich ihm eine ganze Nacht im fremden Hause; die Mädchen legten schlummernd das Köpfchen auf die Schulter ihrer jungen Liebhaber. Als dem Vater am folgenden Morgen sein Wolfgang beim Thee fehlte, wußte die Mutter, „deren Vermittlung uns immer zu Gute kam", die Abwesenheit des Sohnes durch ein frühzeitiges Ausgehen desselben zu beschönigen, und er „empfand von dieser unschuldigen Nacht keine unangenehmen Folgen."

Wir haben uns mit dieser Erzählung dem Frühling des Jahres 1764 genähert, wo Frankfurt der Schauplatz einer Haupt- und Staatsaction des heiligen römischen Reiches ward. Dem Kriegsschauspiel folgten die Friedensfeste. Die kurfürst-

lichen Stimmen waren für die Kaiserwahl Josephs II. gewonnen, und es blieb nach altem Brauch nur noch übrig, diese Handlung mit herkömmlichem Schaugepränge und Ceremoniell in Scene zu setzen und in der Wahl- und Krönungsstadt zur Aufführung zu bringen. Mit einer geschickten dramatischen Wendung führt uns Goethe in seinen biographischen Schilderungen, gleich wie es seine Poesie so glücklich im Egmont durchgeführt hat, aus Gretchens ärmlichem Bürgerhause zu den Gallaaufzügen, mit denen Fürsten und Gesandte nebst ihrem zahlreichen Gefolge Franz I. und Joseph II. umgaben, so wie zu den tumultuarischen Volksscenen, welche die Festlust hervorrief und ein alter Brauch schützte. Seine Theilnahme daran ward noch ganz besonders gesteigert, indem der Vater diese glänzende Reichshandlung benutzte, um ihn mit den verwickelten Statuten, welche das deutsche Reich kümmerlich zusammenhielten, vertrauter zu machen und den Hergang von seiner Hand aufzeichnen zu lassen, nicht minder auch, weil er Alles in der freudigen Erwartung sah, der Geliebten bei den abendlichen Zusammenkünften in lebendiger Erzählung Bericht abstatten zu können. Die Festfreuden, welche schon um die Mitte des März begonnen hatten, erreichten ihren Höhepunct mit dem Krönungstage, dem dritten April, wo den öffentlichen Aufzügen und dem großen Festmahl die glänzende Illumination des Abends folgte. Verkleidet, um nicht erkannt zu werden, durchstrich Wolfgang an Gretchens Arme, in Gesellschaft seines jungen Freundes, dessen Liebchen natürlich auch nicht fehlte, die hellerleuchteten Straßen der Stadt, bis sie zuletzt ermüdet sich in eine Restauration begaben, wo sie einen Theil der Nacht im glücklichsten Geplauder hinbrachten. Als er Gretchen bis an ihre Thür begleitet hatte, küßte sie ihn auf die Stirn. Es war das erste und das letzte Mal, daß sie ihm diese Gunst erwies, denn er sollte sie nicht wiedersehen.

Den andern Morgen lag er noch im Bette, als seine Mutter verstört und ängstlich hereintrat. „Steh auf," sagte sie, „und mache dich auf etwas Unangenehmes gefaßt. Es ist heraus, daß du sehr schlechte Gesellschaft besuchst und dich in die gefährlichsten und schlimmsten Händel verwickelt hast. Der Vater ist außer sich, und wir haben nur so viel von ihm erlangt, daß er die Sache durch einen Dritten untersuchen will." Dieser war ein langjähriger Hausfreund, Rath Schneider, dem das schwierige Geschäft oblag, ihn mit der Sachlage, in deren Hintergrund eine polizeiliche Untersuchung drohte, bekannt zu machen und ihm ein Bekenntniß über seine Mitschuld abzugewinnen. Wolfgang gerieth in die leidenschaftlichste Aufregung. Verdruß über die Entdeckung, Furcht vor ehrenrührigen öffentlichen Enthüllungen, Besorgniß um seine Freunde und Gretchen, alles dies erschütterte ihn aufs tiefste, so daß er sich den heftigsten Ausbrüchen der Gemüthsbewegung und dem unbändigsten Schmerze überließ, sich auf den Boden niederwarf und ihn mit seinen Thränen benetzte. Mutter und Schwester traten, vergebens beschwichtigend, mit Trosteswosten an ihn heran; noch manche ganze und halbe Nächte wurden durchweint. Vor der Hand war ihm geboten, auf seinem Zimmer zu bleiben. Allein schon nach wenigen Tagen kündigte man ihm die Verzeihung des Vaters an, der von dieser Leidenschaftlichkeit bedenkliche Folgen für seine Gesundheit befürchten mochte, die auch nicht ganz ausblieben. Er war sogar bereit, mit ihm zu den Feierlichkeiten zu gehen, die noch dem Krönungstage folgten; aber diese Herrlichkeiten waren für sein wundes Gemüth nicht mehr da. Jenen jungen Leuten indeß, mit denen er in Gretchens Wohnung in Berührung gekommen war, gereichte die, wenn auch entfernte, Mitschuld des Sohnes einer Patrizierfamilie zur Rettung. Obgleich einige von ihnen sich grober Criminalvergehen schuldig gemacht hatten (denn „es war von nichts Geringerem, als nachgemachten Handschriften,

falschen Testamenten, untergeschobenen Schuldscheinen und ähnlichen Dingen die Rede*), so warf doch die Obrigkeit einen Schleier darüber und verfuhr möglichst schonend. Wolfgangs nächste Bekannte kamen mit einem Verweise davon. Gretchen verließ Frankfurt und kehrte in ihre Heimat zurück, wie es hieß, aus freier Wahl. Daß sie zu den Acten erklärt hatte, sie habe Goethe immer als ein Kind betrachtet, heilte den jungen Liebhaber fast von seiner Leidenschaft; doch ihr Bild zog immer noch aufs neue das Herz zu sich hin und hat es, durch die Dichterphantasie verklärt, für immer festgehalten.

Der Vater hielt es für angemessen, seinem Sohne einen jungen Gelehrten als Gesellschafter und Aufseher zuzugesellen. Den Namen desselben hat uns Goethe nicht aufbewahrt; er hatte eine Hofmeisterstelle in einem befreundeten Hause bekleidet; sein bisheriger Zögling war zur Universität abgegangen. Da Wolfgang nicht mehr als ein Knabe betrachtet sein wollte, so konnte eine solche pädagogische Aufsicht nicht anders als kränkend für ihn sein. Indeß fand er sich bald darein, da er den Charakter seines Führers schätzen und seiner wohlwollenden Gesinnung vertrauen lernte. Den geistigen Verkehr mit seinem leidenschaftlich erregten jungen Freunde zu beleben, suchte jener das Interesse desselben für die Philosophie zu gewinnen, die er unter Daries in Jena mit Liebe studirt hatte. Allein bei seinem skeptischen Schüler, der sich den Problemen der Philosophie nur durch das Medium der Poesie und der Religion zu nähern vermochte, wollten die mathematischen Demonstrationen und Verstandesdeductionen der Wolffischen Philosophie nicht verfangen, und da dieser dem dogmatischen Vortrage nichts abgewinnen konnte, so ward mit der Geschichte der alten Philosophie ein Versuch gemacht. Am anziehendsten waren für Goethe die Philosopheme der Urzeit, wo sie noch mit Poesie und Religion zusammenfallen und im

poetischen Gewande erscheinen. Für den hohen Flug des Plato und den Scharfsinn des Aristoteles konnte ihm der dürftige Auszug eines Compendiums keine Begeisterung einflößen; die Lectüre des Griechischen war leider! beim neuen Testamente stehen geblieben. Nur die stoische Moralphilosophie des Epiktet ward mit vieler Theilnahme studirt.

Mit eintretender schöner Jahreszeit machte Goethe mit seinem Mentor manche Ausflüge ins Freie; doch fühlte er sich unheimlich an Orten, wo sich viele Gesellschaft zusammenfand, weßhalb er auch seine Wanderungen durch die Straßen der Stadt möglichst beschränkte. „Mir waren“, äußert er, „die gleichgültigsten Blicke der Menschen beschwerlich; ich hatte jene bewußtlose Glückseligkeit verloren, unbekannt und unbescholten umherzugehen und in dem größten Gewühle an keinen Beobachter zu denken“; auch mochte er sich des Aufsehers schämen, der ihn wie sein Schatten zu begleiten verpflichtet war. Daher lenkte er seine Schritte am liebsten nach einem benachbarten Wäldchen, wo die Einsamkeit sein Gemüth zum Frieden und zur Erholung stimmte. Etwas Muthwille mischte sich auch darein gegen den älteren Freund, der in mancher einsamen Stunde kein anderes Mittel gegen die Langeweile fand, als sich mit einem Buche auf ein gefälliges Plätzchen hinzusetzen und seinen launenhaften Zögling gewähren zu lassen. Dieser suchte dagegen seine Zeichnenkunst wieder hervor und übte sich nach der Natur zu zeichnen. So unvollkommen diese Blätter ausfielen, machten sie doch dem Vater, dessen liebevollen Sinn man gerade hier neben der pädagogischen Strenge höchst achtungswerth hervortreten sieht, eine große Freude. Er zog Linien um jede unvollkommene Skizze, schnitt die unregelmäßigen Blätter zurecht und machte damit den Anfang zu einer Sammlung, in der er sich dereinst der Fortschritte seines Sohnes freuen wollte. Nach und nach gab er ihm wieder völlige Freiheit, da er nicht mehr glaubte be-

fürchten zu müssen, daß sein Sohn in seine früheren Neigungen zurückfallen und sich zu ähnlichen Verhältnissen verleiten lassen möchte. Er gewährte daher auch gern kleine Excursionen in die entlegenere Umgebung der Vaterstadt. Die reizenden Taunusgegenden, die herrlichen Rheinufer bei Mainz und Biberich gewährten mehrere Tage hindurch die reinsten Naturfreuden, und die Mappe des Zeichners trug die Bilder von mancher Landschaft und mancher Ruine als Erinnerung an schönverlebte Stunden heim. Des Vaters zarte Aufmerksamkeit und Ermunterung blieb sich auch hier gleich. Er ließ das Zusammenpassende durch den Buchbinder aufziehen, faßte die einzelnen Blätter in Linien und nöthigte den jungen Zeichner dadurch, die Umrisse verschiedener Berge bis an den Rand zu ziehen und den Vordergrund mit einigen Kräutern und Steinen auszufüllen.

In der Abgeschlossenheit, in der der junge Goethe aus Zwang und aus eigener Wahl meistentheils lebte, hatte sich sein Verhältniß zu seiner Schwester Cornelia mehr und mehr zu einer Innigkeit herangebildet, die der leidenschaftlichen Neigung eines liebenden Paars wenig nachstand.[4]) Von geselligem Verkehr außer dem Hause mehr noch als der Bruder ferngehalten, fand sie an diesem den einzigen Vertrauten ihrer Empfindungen und in seiner Liebe einen Ersatz für manche Entbehrung. Bei dem Verluste Gretchens war sie stets mit liebevollem Troste um ihn und suchte ihm etwas zu sein, ihm die Verlorene zu ersetzen. Die Rollen der Geschwister schienen getauscht. Dem weichen liebebedürftigen Herzen des Bruders that das männliche Wesen der Schwester, das mehr geeignet schien zu geben als zu empfangen, besonders in seiner damaligen Gemüthslage unendlich wohl. Verstand und Klarheit des Sinnes sprach aus ihren tiefen, glänzenden, vorliegenden Augen, wie von ihrer reingewölbten Stirn; aber ihre Gesichtsbildung war nicht schön, der Ausdruck

entbehrte der Sanftheit und weiblichen Anmuth. Auf junge Männer wirkte sie mehr imponirend und zurückstoßend, als anziehend. Doch war ihr Herz der tiefsten und reinsten Empfindungen fähig, und bei ihren Freundinnen erwarb sie sich unbegrenztes Vertrauen, Achtung und Liebe. Gesellige und freundschaftliche Beziehungen unterhielt sie namentlich mit den Familien Crespel, Moritz und Gerock. Ein blühender Mädchenkreis fand sich zusammen, in den auch der Bruder hineingezogen ward und dessen er nach seiner Trennung von Frankfurt noch mit sehnsüchtiger Erinnerung gedachte. Im Hause des Legationsraths Moritz, eines Bruders des Kanzleidirectors, verweilte damals Charitas Meixner, ein feingebildetes und selbst poetisch begabtes Mädchen, welche dem jungen Dichter eine zärtliche Neigung einflößte, die zwar nicht zu einer tieferen Leidenschaft ward, doch die Trennung noch geraume Zeit überdauerte. Goethe's vertrauteste Freunde, unter ihnen der einige Jahre ältere Johann Jacob Riese, der sich bald hernach auf die Universität Marburg begab, und der joviale Johann Adam Horn, ein kleines Bürschchen von unverwüstlicher Heiterkeit, nachmals Goethe's Studiengenoß in Leipzig, schlossen sich jenen jugendfrischen Vereinen an, welche im Winter durch Schlittenfahrten, in der schönen Jahreszeit durch gemeinsame Ausflüge aufs Land und lustige Wasserfahrten sich gegenseitig erheiterten [5]). Auch die Muse fand sich wieder als muntere Gefährtin ein. Die geselligen Lustpartien gaben reichlichen Stoff zu humoristischen Poesieen, und auch unser Dichter fühlte sich bald wieder in seinem eigensten Lebenselement.

Je mehr die akademische Zeit sich näherte, desto eifriger wurden die wissenschaftlichen Studien fortgesetzt, wenn gleich in jener desultorischen Weise, die mehr zu einem encyklopädischen Wissen, worauf von vornherein des Vaters Lehrmethode angelegt war, als zu gründlicher Gelehrsamkeit führte.

Juristische Lehrbücher wurden unter Anleitung des Vaters eingeübt; encyklopädische Werke, wie Morhofs Polyhistor und das historisch-philosophische Wörterbuch des skeptischen Bayle, beschäftigten insonders die Wißbegierde des strebenden Jünglings. Da alle diese Erörterungen und Untersuchungen vom flüchtig durchlaufenen Cursus der Geschichte der Philosophie bis zum Bayle'schen Wörterbuch immer und immer auf das classische Alterthum als die Grundlage alles Wissens hinwiesen, so widmete er sich — das Griechische war fast vergessen — mit anhaltendem Fleiße der Lectüre der lateinischen Autoren und schloß damit, von dem richtigen wissenschaftlichen Takte, der ihm so oft zu Hülfe kam, glücklich geleitet, in geeignetster Weise die Vorbereitung zum akademischen Studium.

Schon mit eben erst vollendetem sechzehnten Lebensjahre sollte er zu diesem übergehen. Geistig war er dazu genugsam vorgebildet, wenn man ihn mit Andern, die zur Universität ziehen, verglich, obwohl sein sittlicher Charakter noch der Festigkeit entbehren mußte, um so früh der Einwirkung des elterlichen Hauses entzogen werden zu können. Ihm jedoch erschien dieses und seine Vaterstadt nur als ein Kerker, aus dem er längst in die Freiheit sehnsüchtig hinausblickte. Daher ließ er sich gern von seinen jugendlichen Zukunftsplänen in die Ferne führen. Es erschien ihm nicht mehr als höchstes Ziel, im Rath seiner Vaterstadt eine Stelle einzunehmen und unter unverbesserlichen Mißbräuchen des patrizischen Regiments, die er hinreichend durchschaut hatte, der Ungerechtigkeit und Bestechlichkeit der Parteien zuzusehen, oder wie sein Vater, von dem öffentlichen Leben zurückgezogen, ein unnützes Dasein hinzuleben. Das Lorbeerreis des Dichters winkte ihm entgegen; er hegte im Stillen die Ueberzeugung, und ward von den in seiner Umgebung lautwerdenden Stimmen darin bestärkt, daß er wohl einmal neben Hagedorn, Gellert und andern solchen Männern mit Ehren dürfe genannt werden. Aber das Wünschenswertheste schien ihm für einen jungen

Mann, der sich selbst auszubilden und zur Bildung Anderer beizutragen gedachte, sich mit Ernst zu den gründlichen Studien der Wissenschaft zu bekennen und sich zu einer akademischen Lehrstelle fähig zu machen.

Sein Wunsch war daher nach der Universität Göttingen gerichtet, welche damals in die glänzende Epoche eingetreten war, wo sie dem gesammten Deutschland als der Sitz der höheren Gelehrsamkeit vorleuchtete. Rath Goethe hatte jedoch die juristische Studien- und Lebensbahn seines Sohnes so entschieden vorgezeichnet, daß jede Einrede von diesem und von wohlwollenden Hausfreunden vergeblich war. Leipzig, wo der Vater den größten Theil seiner Studienzeit zugebracht hatte, war für den Sohn unabänderlich festgesetzt. Er bequemte sich zuletzt, sich vom Vater des Breiteren erzählen zu lassen, wie er den Cursus der Studien und des Lebens zu durchlaufen hätte, während er sich im Stillen mit ganz andern Projecten trug. Nur der Schwester ward das Geheimniß vertraut, die anfangs darüber erschrak, dann aber sich beruhigte, als der Bruder versprach, sie, wenn er fern von Frankfurt einen behaglichen Zustand erworben hätte, nachzuholen. Bei solcher Stimmung war es nicht zu verwundern, wenn er das väterliche Haus und die Stadt seiner Kindheit gleichgültig, wie wenn er sie nie wieder zu betreten wünsche, hinter sich ließ, als er zu Michaelis 1765 in Gesellschaft des Buchhändlers Fleischer zur Allerheiligen-Pforte hinausfuhr, um die Straße nach Leipzig einzuschlagen:

„So wie ein Vogel, der auf einem Ast
Im schönsten Wald sich, Freiheit athmend, wiegt,
Der ungestört die sanfte Luft genießt,
Mit seinen Fittigen von Baum zu Baum,
Von Busch zu Busch sich singend hinzuschwingen.“

Zweites Capitel.

1765 — 1768.

Auf derselben Straße, auf der Goethe zehn Jahr später einer nicht gehofften glücklichen Existenz entgegenzog, reiste er jetzt, reich an Hoffnung, seinem Leipzig zu. [6]) Die Hinreise war nicht von den günstigsten Vorbedeutungen begleitet. Es war noch die Zeit, wo für Kaufleute, die sich zur Messe begaben, in der Kirche gebetet wurde. Die schlechten Wege Thüringens waren durch die nasse Jahrszeit fast unfahrbar geworden. In der Gegend von Auerstädt blieb der Wagen bei einbrechender Nacht stecken; man that das Mögliche, sich loszuarbeiten. Goethe, in solchen Fällen nie der Letzte, wo es galt, Hand anzulegen, strengte sich dabei mit Eifer und wohl übermäßig an; er empfand bald nachher einen Schmerz, der oftmals wiederkehrte und ihn erst nach vielen Jahren völlig verließ.

Goethe sah Leipzig, wo er in den ersten Octobertagen eintraf, zum erstenmal zur Meßzeit. Er freute sich die Scenen des vaterstädtischen Lebens wiederzufinden, deren Reiz noch durch die seltsamen Gestalten der Polen, Russen und Griechen erhöht ward. Die Stadt mit ihren imposanten hohen Gebäuden machte auf ihn einen guten Eindruck; nur vermißte er das Alterthümliche, wodurch seine Vaterstadt in ihm Phantasie und Wißbegier so bedeutend angeregt hatte. In der Feuerkugel am Neumarkt miethete er sich zwei hübsche

Zimmer im zweiten Stock, die in den Hof sahen, und ward am 19. October von dem damaligen Rector, Hofrath Ludwig, als Student in der bayrischen Nation inscribirt.

Der vorsorgende Vater hatte ihn durch Empfehlungsbriefe vornehmlich dem Hofrath Böhme empfohlen, der als Professor der Geschichte und des Staatsrechts, so wie als eleganter Jurist und geschmackvoller Kenner des römischen Alterthums einen großen und verdienten Ruf genoß. Kaum war der Buchhändler Fleischer wieder abgereist, durch den er eine unangenehme Meldung fürchtete nach Hause gelangen zu lassen, als er seinem gelehrten Führer seine geheimen Pläne entdeckte, sich ganz dem Studium der alten Literatur zu widmen. Da in jener Zeit die Alterthumswissenschaft noch zu keiner Selbstständigkeit gelangt war, sondern ihr Ansehen nur im Dienst der Theologie und Jurisprudenz behauptete, so schlug Böhme jene Projecte, hinter denen er nur eine unwissenschaftliche Schöngeisterei witterte, mit energischer Strafrede nieder. Er bewies ihm durch Argumente und Beispiele, daß er auf dem Wege des Rechtsstudiums sich am gründlichsten dem Alterthum nähern könne, ja daß dieser Weg nicht einmal ein Umweg sei, wenn er sich späterhin entschließen sollte, nach reiferer Ueberlegung und mit Zustimmung seiner Eltern seinen Vorsatz auszuführen. Goethe ward auch zu der Frau Hofräthin Böhme eingeladen, einer kränklichen, unendlich sanften und zarten Frau, deren Wesen ihn an seine Freundin Klettenberg erinnern mochte. Auch sie brachte ihn auf das mit ihrem Mann geführte Gespräch und wußte mit liebevollen weiblichen Gründen den letzten Rest des Widerspruchs hinwegzuräumen und ihn ganz den didaktischen Plänen ihres Gatten fügsam zu machen. Dieser ordnete hierauf die Vorlesungen des angehenden Juristen: Philosophie, Rechtsgeschichte, Institutionen. Mit einigem Widerstreben gab er soweit den schönwissenschaftlichen Gelüsten Goethe's

nach, daß er auch Gellert's Literaturgeschichte und dessen praktische Uebungen im deutschen Stil besuchen durfte.

Bedenkt man, welch ein geisttödtender Mechanismus in manchen akademischen Hörsälen Platz gegriffen hatte, wie die hergebrachten Lehrmethoden, mit denen man ein fertiges Wissen überlieferte, damals noch weit stabiler waren, als jetzt, so wird man einem geistvollen Jünglinge nicht verargen, wenn er kein Gefallen daran fand und an anderer Quelle Nahrung für Geist und Herz suchte; Lessing war in gleichem Falle. Die Verehrung, welche Gellert genoß, gründete sich eben darauf, daß er, anstatt ein gelehrtes Formelwesen zu überliefern, das Bewußtsein sittlicher Erhebung und die Wärme edler Empfindungen in dem erregbaren Busen der Jünglinge zu wecken verstand. In den gelehrten Collegien machte Goethe bald die Erfahrungen, die er unter der Maske des Mephistopheles in seinem Faust geschildert hat. Er, der stets in lebendiger Anschauung zu leben gewohnt war, befand sich zwischen den Abstractionen der Logik und Metaphysik wie zwischen Mumien, und als um Fastnacht die köstlichsten Kräpfel gerade zur Zeit der metaphysischen Lehrstunde heiß aus der Pfanne kamen, war es um die Hefte geschehen; sie wurden immer lockerer und schmolzen mit der Frühlingssonne endlich ganz hin.

Mit der Rechtswissenschaft ging es nicht viel besser von Statten. Goethe hatte unter des Vaters Leitung den Inhalt der juristischen Anfangsvorlesungen schon zum großen Theil anticipirt; eine natürliche Folge war Ueberdruß und Langeweile, die mehr und mehr von dem ganzen, von vornherein nicht geliebten, Studium zurückschreckten.

Der eingeborne Trieb machte sich wieder geltend. Er suchte näher das Geheimniß zu ergründen, wodurch die Kunst der Rede ein Gefäß des Schönsten wird, was der menschliche Geist erzeugt. Mit rührender Naivetät versprach

er sich von Ernesti's Vorlesungen über Cicero's Orator, welche er schon im ersten Semester hörte, Aufschlüsse über die Grundsätze der schönen Rede. Dieser tüchtige Philolog, der auch den übersprudelnden Geist Lessing's durch den Ernst seines wissenschaftlichen Verfahrens festzuhalten vermocht hatte, konnte den Scharfsinn beschäftigen, und auch Goethe mochte Manches lernen; aber ästhetische Erörterungen lagen nicht auf seinem Wege.

Gellert's Name hatte bei Goethe mehr Hoffnungen erweckt, als er befriedigte. Gellert hatte bei mäßigen Geistesgaben sich eine Verehrung bei seinen Zeitgenossen erworben, wie sie auch dem großen Genius nur selten zu Theil wird. Die literarische Bildung der Deutschen entwickelte sich damals aus ihrer Kindheit. Er hatte das Talent, den Kreis der geistigen Interessen, von denen damals die Welt bewegt ward, mit feinem Sinne in sich aufzunehmen und, ohne sich von ihr zu entfernen, auf höhere Probleme hinzudeuten. Daß er die höhere Dichternatur nicht begriff, läßt sich schon daraus schließen, daß er in seinen Vorträgen an den Namen der größten Dichter stillschweigend vorüberging. „In allen Vorlesungen über den Geschmack", äußert Goethe an einer Stelle, wo er Gellert gegen rücksichtslose Kritik in Schutz nimmt, „habe ich ihn nie die Namen Klopstock, Kleist, Wieland, Geßner, Gleim, Lessing, Gerstenberg, weder im Guten noch im Bösen, nennen hören; bei der Ehrlichkeit seines Herzens läßt sich nicht anders schließen, als daß sein Verstand sie nie für Dichter erkannt hat." Der engere Kreis von Studirenden, der sich an ihn anschloß, bestand aus Jünglingen von regelrechter Sittlichkeit, deren Geistesproducte die Grenzen, welche die Geschmackstheorie des Meisters gezogen hatte, nicht überschritten. Als bei zunehmender Kränklichkeit der letzte Rest jugendlicher Frische dahinschwand, begünstigte er die Uebungen des poetischen Talents nicht

mehr, und selbst in der Prosaform mußten sie ihm unbequem werden, wenn Goethe ein leidenschaftliches Thema als einen Roman in Briefen behandelte, in welchem schon die Keime eines Werther sich bemerklich machten. In solch einer allzu naturwüchsigen Prosa gab es viel zu corrigiren, um sie in den gemessenen Schritt des meißnischen Hochdeutsch zu zwängen.

Aus derselben Ursache hatte er die Sprachmeisterei der Hofräthin Böhme und ihrer hofmeisterlichen Freundin zu ertragen, welche ihm die Götzische Geradheit, die Benutzung treuherziger Chroniken-Ausdrücke, die Anspielungen auf biblische Kraftstellen und sprichwörtliche Redensarten nicht ungerügt hingehen ließen.

Die Frauenerziehung scheint Goethe'n im Beginn seiner Universitätszeit hart zugesetzt zu haben. In dem eleganten Leipzig mußten sich die Studirenden, sobald sie mit aristokratischen Cirkeln in Verbindung standen, der Urbanität der Sitte und des Anstandes befleißen, und auch „der wilde Fremdling" ließ es sich eine Zeitlang angelegen sein. Die Frauen lehrten ihn Piquet, l'Hombre und dergleichen Spiele mehr, deren Kenntniß und Ausübung in der Gesellschaft für unerläßlich galt. So leicht und geschwind er alle Spiele lernte, so konnte er doch nicht die gehörige Aufmerksamkeit zusammenhalten, so daß er später, verdrießlich sich und Andere verlieren zu machen, die Spielpartieen mied, darin auch des Vaters Rathe folgend, der stets vom Kartenspiel abgemahnt hatte. Auch in seiner Kleidung bequemte er sich den Frauen zu Liebe der herrschenden Mode, der die von Frankfurt mitgebrachte Garderobe nicht entsprach. Der Vater nämlich hielt einen Bedienten, der zugleich das Schneiderhandwerk im Hause zu versehen hatte; für tüchtiges Zeug war durch des Vaters selbsteigene Einkäufe gesorgt; allein der Zuschnitt war nicht nach der neuesten Mode gelungen. Anfangs that es dem jungen Studenten, der sich selbst

geputzt genug vorkam, leid, den kostbaren Kleidervorrath, worunter sich auch ein Tressenkleid befand, daran zu geben. Als aber Herr von Masuren, der so beliebte poetische Dorfjunker, einst auf dem Theater in einer ähnlichen Kleidung auftrat und mehr wegen seiner äußeren als inneren Abgeschmacktheit herzlich belacht wurde, tauschte er seine sämmtliche Garderobe auf einmal gegen eine neumodische um, wodurch sie freilich sehr zusammenschrumpfte.

Wenn schon solche Aeußerlichkeiten ihn manchmal unsanft aus der behaglichen Gewohnheit der Heimat herausrissen, wie viel mächtiger griff die neue Umgebung in seine ganze geistige Entwicklung ein! Der Leipziger Aufenthalt hatte in Goethe's Leben die Bestimmung, durch eine Reihe negativer Einwirkungen die bloß angelernte und überlieferte Cultur seines Geistes zu zerstören und ihn dadurch zu befähigen, aus seinem Innern eine neue geistige Welt aufzuerbauen. Eine Autorität verschwand nach der andern vor seinem Blick, als fiele ein Stern nach dem andern von dem Himmel seiner Kindheit. Was er im Vaterhause verehren gelernt hatte, verlor allmählich seine Geltung. Die kirchliche Strenggläubigkeit, in welcher er bisher erzogen war, fand in Leipzig keine Pflege und ward bald erschüttert. Gellert's moralisch-sentimentale Religiosität vermochte seinen lebhaften Geist nicht zu fesseln, und die mißwollende Beurtheilung, die dessen Wirksamkeit im Böhme'schen Hause fand, nahm ihn mehr und mehr gegen die Richtung, welche er seinen Schülern zu geben suchte, ein. Auch der übrige Umgang Goethe's — am Mittagstisch beim Rath Ludwig fand er sich mit fast lauter Medicinern zusammen — war nicht geeignet, in ihm ein lebendiges religiöses Interesse zu wecken, das seinem weichen und schwankenden Gemüthe den festeren Halt hätte geben können, dessen er so sehr bedurfte. Kirche und Altar ließ er hinter sich. Nur legten sich manchmal religiöse Fragen und

Gewissensskrupel wie eine Wolke auf seine heitere Stirn; doch ist uns der Ernst, womit sie sich ihm aufgedrängt haben, ein Beweis, daß der Jüngling sich durch eine Entwicklungsphase hindurchzuarbeiten hatte, welche einem Gemüthe, das sich aus bequemer Ueberlieferung den Besitz selbsterkannter Wahrheit erkämpfen will, nicht erspart wird.

Auf dem Felde der Poesie erging es ihm um nichts besser. Die gepriesenen Dichternamen, an denen die ersten Jugendversuche emporgerankt waren, verloren den alten Glanz, und es wankte das Vertrauen auf das eigene Talent. Madame Böhme, eine feingebildete und zu scharfer Kritik geneigte Frau, war über das Unbedeutende und Schwache, womit die Leipziger Poeten von Gottsched bis auf Weiße herab sich auf dem deutschen Parnasse spreizten, hinaus und hielt, wenn Goethe aus diesen oder namhaften Dichtern ihres Ranges, was ihm gefallen hatte, recitirte, ihre Kritik nicht zurück. Einige Male hatte er auch gewagt, von seinen eigenen Gedichten, jedoch anonym, vorzutragen; auch über diese erging ein strenges Gericht. „In kurzer Zeit waren die schönen bunten Wiesen des deutschen Parnasses, wo ich so gern lustwandelte, unbarmherzig niedergemäht, und ich sogar genöthigt, das trocknende Heu selbst mit umzuwenden und dasjenige als todt zu verspotten, was mir kurz vorher eine so lebendige Freude gemacht hatte."

Die Enttäuschung über seine eigenen poetischen Versuche schildert uns ein Gedicht, das er einem Briefe (vom 26. April 1766) an seinen in Marburg studirenden Jugendfreund und Landsmann Riese einschaltete:

Ganz and're Wünsche steigen jetzt als sonst,
Geliebter Freund, in meiner Brust herauf.
Du weißt, wie sehr ich mich zur Dichtkunst neigte,
Wie großer Haß in meinem Busen schlug,
Mit dem ich die verfolgte, die sich nur
Dem Recht und seinem Heiligthume weihten

Und nicht der Musen sanften Lockungen
Ein offnes Ohr und ausgestreckte Hände
Voll Sehnsucht reichten. Ach, du weißt, mein Freund,
Wie sehr ich (und gewiß mit Unrecht) glaubte,
Die Muse liebte mich und gäb' mir oft
Ein Lied. Es klang von meiner Leier zwar
Manch stolzes Lied, das aber nicht die Musen
Und nicht Apollo reichten. Zwar mein Stolz,
Der glaubt' es, daß so tief zu mir herab
Sich Götter niederließen, glaubte, daß
Aus Meisterhänden nichts Vollkommners käme,
Als es aus meiner Hand gekommen war.
Ich fühlte nicht, daß keine Schwingen mir
Gegeben waren, mich emporzurudern,
Und auch vielleicht mir von der Götter Hand
Niemals gegeben werden würden. Doch
Glaubt' ich, ich hab' sie schon und könnte fliegen.
Allein kaum kam ich her, als schnell der Nebel
Vor meinen Augen sank, als ich den Ruhm
Der großen Männer sah, und erst vernahm,
Wie viel dazu gehörte, Ruhm erwerben;
Da sah ich erst, daß mein erhabner Flug,
Wie es mir schien, nichts war, als das Bemühn
Des Wurms im Staube, der den Adler sieht
Zur Sonn' sich schwingen — — - —

Madame Böhme, welche ungeachtet der nicht immer willkommenen Hofmeisterei den Jüngling durch Liebenswürdigkeit und Herzensgüte anzuziehen gewußt hatte, so daß er ihr in ihrer Kränklichkeit manche Stunde widmete, starb bald, und das Böhme'sche Haus verlor seine Anziehungskraft. Ihr Gemahl besaß nicht die Gabe, mit jungen Leuten umzugehen. Als Goethe im Collegienbesuch nachließ, nahm er einen verdrießlichen Ton an, der diesen zuletzt ganz von ihm entfernte. Der Mangel eines gesellschaftlichen Lebens, wie es sein liebebedürftiges Gemüth verlangte, versetzte ihn in eine schwermüthige Stimmung. „Bester Riese!“ heißt es in

dem erwähnten Briefe, „diese Einsamkeit hat so eine gewisse Traurigkeit in meine Seele gepräget:

Es ist mein einziges Vergnügen,
Wenn ich, entfernt von jedermann,
Am Bache, bei den Büschen liegen,
An meine Lieben denken kann.

Ich fühle allen Mangel des gesellschaftlichen Lebens; ich seufze nach meinen Freunden und meinen Mädchen, und wenn ich fühle, daß ich vergebens seufze,

Da wird mein Herz von Jammer voll,
Mein Aug' wird trüber — —“

Jedoch schon mit dem zweiten Semester folgten frohere Tage. Sein munterer Landsmann Horn langte in Leipzig an und entriß ihn, wie er an Riese schreibt, „einem Theil seiner Schwermuth“: „er wundert sich, daß ich so verändert bin,

Er sucht die Ursach zu ergründen,
Denkt lächelnd nach und sieht mir ins Gesicht;
Doch wie kann er die Ursach finden?
Ich weiß sie selbsten nicht.“

Im Verkehr mit ihm und andern Freunden trat Goethe auch der Poesie wieder näher, und das Vertrauen auf das eigene Talent kehrte zurück. Vielseitig anregend ward der Besuch seines Landsmanns Johann Georg Schlosser, welcher 1766 eine Stelle als Geheimsecretär bei dem Herzog Friedrich Eugen von Würtemberg, der sich in Treptow aufhielt, angenommen hatte und zugleich die Erziehung der Kinder des Fürsten zu leiten bestimmt war. Schlosser, an Alter Goethen um zehn Jahre voraus, war ein junger Mann von entschiedenem Charakter und ernstem Streben, begeistert für ein ideal-sittliches Wirken und durch Wissenschaft und schöne Literatur vielseitig für schriftstellerischen und praktischen Beruf vorgebildet. Die Unterhaltungen mit einem Manne, von dem Goethe späterhin sagte, es sei nie ein gleichgültiges Wort über seine

Lippen gekommen, die Mittheilungen aus dem reichen Vorrath von poetischen und prosaischen Aufsätzen, welche er mit sich führte, wirkten höchst belebend auf den empfänglichen Jüngling, der verehrungsvoll an ihm hinaufblickte. Er konnte die Gedankenwelt, welche Schlosser in Bewegung gesetzt hatte, nicht anders als durch productive Thätigkeit bewältigen und verarbeitete die Stoffe, die zu ihrer Unterhaltung gedient hatten, in deutschen, französischen, englischen und italienischen Gedichten.

In Schlosser's Gesellschaft machte Goethe Besuche bei den namhaftesten Gelehrten Leipzigs; mehrere derselben lernte er bei dieser Gelegenheit zum ersten Male kennen. Gottsched gehörte damals bereits zu den veralteten Berühmtheiten Leipzigs. Goethe schreibt bald nach seiner Ankunft auf der Akademie: „Ganz Leipzig verachtet ihn; niemand geht mit ihm um", und entwirft seinem Riese eine versificirte Schilderung von dem „sechs Schuh hohen" Mann, dessen Kathedervortrag er aus Neugier angehört hatte. Ohne die Veranlassung durch Schlosser wäre Goethe wohl nie zu einem Besuche bei dem Altvater der Leipziger Belletristik gekommen, und wir würden jenes bekannte Genrebild entbehren, wie der riesenhafte Mann mit der linken Hand die Perücke vom Arm des Bedienten nimmt und auf das kahle Haupt schwingt, mit der rechten ihm für sein Versehen eine Ohrfeige giebt und sich dann gravitätisch den Fremden zu einem Discurs gegenübersetzt.

Schlosser wohnte während seines Aufenthalts in Leipzig in dem kleinen Gasthause des Weinhändlers Schönkopf im Brühl (Nr. 79), welcher eine Frankfurterin zur Frau hatt, weßhalb viele Frankfurter, zur Meßzeit besonders, bei ihm einzukehren pflegten. Goethe speiste täglich in Schlosser's Gesellschaft und lernte eine angenehme Tischgesellschaft kennen, die theils aus Studirenden, theils aus jungen Gelehrten und Hofmei-

stern bestand. Hier traf er eine belehrende und anziehende Unterhaltung, die ihm mehr zusagte, als die im Kreise von Medicinern am Ludwigschen Mittagstische. Er gab daher diesen auf und blieb auch nach Schlosser's Abreise der Tischgenosse des Schönkopfischen Hauses. Er machte hier die Bekanntschaft mit Hermann, nachherigem Bürgermeister von Leipzig, Zachariä, einem Bruder des bekannten Dichters, und Hofrath Pfeil, dem Verfasser des „Grafen von P.", eines Pendants zu Gellerts schwedischer Gräfin; in ihm lernte er einen feinen gutmüthigen Mann kennen, der ihm eine ernste Zuneigung widmete. Einen noch stärkeren Magnet, der ihn an dies Haus fesselte, werden wir hernach kennen lernen.

Goethe's Neigung, mit älteren Personen, die ihn durch eine originelle Natur anzogen, umzugehen, brachte ihn in ein näheres Verhältniß zu Behrisch, dem Hofmeister des jungen Grafen Lindenau. Er stand schon hoch in den dreißigen und glich in seinem zierlichen Aeußern, seiner affectirten ceremoniellen Haltung einem alten Franzosen. Er hatte eine besondere Gabe, seine Zeit mit Geschick zu verthun, dem Unbedeutenden durch seinen Humor Wichtigkeit zu leihen, Thorheiten ernsthaft und das Ernsthafteste possenhaft zu betreiben und dabei sich und Andere, ohne boshaft zu sein, zu ironisiren. „Gegen seine Landsleute hatte er eine fratzenhafte Abneigung und schilderte, was sie auch vornehmen mochten, mit lustigen Zügen. Besonders war er unerschöpflich, einzelne Menschen komisch darzustellen. So konnte er sich stundenlang beschäftigen, die Vorübergehenden zu recensiren und, wenn er genugsam an ihnen getadelt, genau und umständlich anzuzeigen, wie sie sich eigentlich hätten kleiden sollen, wie sie gehen, wie sie sich betragen müßten, um als ordentliche Leute zu erscheinen. Dergleichen Vorschläge liefen meistens auf etwas Ungehöriges und Abgeschmacktes hinaus, so daß man nicht sowohl lachte über das, wie der Mensch aussah, sondern darüber, wie er

allenfalls hätte aussehen können, wenn er verrückt genug gewesen wäre, sich zu verbilden.“ Bei alle dem hatte er einen Widerwillen gegen alles Rohe, und seine Späße waren durchaus barock, ohne jemals ins Derbe oder Triviale zu fallen. Dies feine geistreiche Wesen, in dessen Hintergrunde eine ausgebreitete literarische Bildung sichtbar ward, war es, was Goethe zu ihm hinzog. In Geschmackssachen hatte er ein richtiges Urtheil, welches das Mittelmäßige mit Witz und Laune verfolgte. Dagegen war er anregend für Goethe's Productivität, die er durch wohlwollende Aufnahme seiner poetischen Versuche förderte. Da er eine schöne Hand schrieb, so machte er sich einen lustigen Zeitvertreib daraus, die gelungensten in ein Heftchen in saubersten Fractur und Vignettenverzierung einzutragen, wogegen er aber die Bedingung stellte, daß sein Freund nichts solle drucken lassen. Hinter diese originelle Form versteckte sich indeß eine Kritik, die am Ende doch das Urtheil schärfen und dadurch fördernd auf ihn wirken konnte. Als eine Wohlthat seiner Kritik haben wir anzuerkennen, daß er den mythologischen Aufputz und majestätischen Wortprunk, womit die Odenpoesie der Ramlerschen Periode sich schleppte, durch schonungslosen Witz dem jungen Dichter verleidete. An diesen war damals von Hause die Aufforderung ergangen, auf die Hochzeit eines Oheims ein Gedicht zu liefern. Je weniger er innerlich sich zu einem solchen Gelegenheitsgedicht aufgelegt fühlte, um so mehr suchte er es durch äußerlichen Schmuck herauszustutzen. Der Olymp wird versammelt, um über die Hochzeit des Frankfurter Rechtsgelehrten zu rathschlagen. Venus und Themis streiten mit einander; aber ein schelmischer Streich, den Amor der letzteren spielt, läßt jene den Proceß gewinnen, und die Heirath wird von den Göttern beschlossen. Als Goethe seine poetische Arbeit, die ihm keineswegs mißfiel und für die er von Hause ein schönes Belobungsschreiben erhielt, Behrisch mittheilte, bewies ihm sein kritischer Freund, daß der Aufwand

an mythologischen Figuren nichts als eine falsche, aus pedantischen Zeiten sich herschreibende Gewohnheit sei. Der Ueberzeugung von der Richtigkeit dieser Kritik konnte auch Goethe sich nicht verschließen; er gab den hohlen Scheingestalten, die noch lange in der deutschen Poesie ihr Wesen trieben, den Abschied und machte nur in den antik gedachten Dichtungen davon Gebrauch. Auch in seinen Liedern durfte Amor noch ferner sein neckisches Spiel treiben und Luna den Silberschleier über das Glück der Liebenden breiten.

In einem solchen mehr und mehr erweiterten Freundekreise, der durch Lebensgenuß und geistreiche Unterhaltung zusammengehalten ward, verlebte Goethe eine Reihe der glücklichsten Tage seiner Jugend. Man sah sich häufig an öffentlichen Orten in und außer der Stadt; von der muthwilligen Ausgelassenheit dieser Stunden ist die Faustscene in Auerbachs Keller als poetisches Zeugniß geblieben, dem mehr Wirkliches zum Grunde liegen mag, als wir enträthseln können.

Christian August Clodius, einer der jüngeren Leipziger Gelehrten, gewann als Professor der Philosophie an der Universität eine ähnliche Wirksamkeit, wie sein Beschützer Gellert. Auch er war von der Theologie zu den schönen Wissenschaften übergegangen und hatte sich durch Gelegenheitsgedichte bei öffentlichen Veranlassungen und durch seine akademische Thätigkeit einige Geltung erworben. Goethe nahm, als Gellert sein Practicum aufgab, auf dessen eigenes Anrathen an den von dem jüngeren Docenten geleiteten Uebungen in Poesie und Prosa Antheil, ohne sich dadurch mehr als bei Gellert gefördert zu finden. Clodius war von Behrisch ganz besonders zur Zielscheibe des Witzes ausersehen. Schon sein Aeußeres stach unvortheilhaft von der eleganten Leipziger Sitte ab; aber mehr noch forderte der hohle Pomp seiner aus Ramler'schen Phrasen zusammengeleimten Poesieen die Kritik und die Parodie heraus. In einer heitern Stunde,

als die Freunde im Kuchengarten beisammen waren und sich den Kuchen trefflich schmecken ließen, schrieb Goethe in den stelzenhaften Kraftworten der Clodiusschen Poesie ein Lobgedicht auf den Kuchenbäcker Händel mit Bleistift an eine Wand des Hauses:

„O Händel, dessen Ruhm vom Süd zum Norden reicht,
Vernimm den Päan, der zu deinen Ohren steigt!
Du bäckst, was Gallier und Britten emsig suchen,
Mit schöpfrischem Genie, originelle Kuchen.
Des Caffee's Ocean, der sich vor dir ergießt,
Ist süßer als der Saft, der vom Hymettus fließt.
Dein Haus ein Monument, wie wir den Künsten lohnen,
Umhangen mit Trophä'n, erzählt den Nationen:
Auch ohne Diadem fand Händel hier sein Glück
Und raubte dem Cothurn gar manch Achtgroschenstück.
Glänzt deine Urn' dereinst im majestät'schen Pompe,
Dann weint der Patriot an deiner Katakombe.
Doch leb! dein Torus sei von edler Brut ein Nest,
Steh' hoch wie der Olymp, wie der Parnassus fest;
Kein Phalanx Griechenlands mit römischen Ballisten
Vermög' Germanien und Händeln zu verwüsten.
Dein Wohl ist unser Stolz, dein Leiden unser Schmerz,
Und Händels Tempel ist der Musensöhne Herz.

Eine geraume Zeit später trat Clodius mit seinem Schauspiele Medon oder die Rache des Weisen hervor, dessen declamatorische Großmuthsscenen dem Leipziger Publicum eben so sehr imponirten, als sie von dem Kreise, worin Goethe sich bewegte, lächerlich gefunden wurden. Dieser machte gleich Abends, als die Freunde im Weinhause zusammenkamen, einen Prolog in Knittelversen, wo Arlekin mit zwei großen Säcken auftritt und den Zuschauern mittheilt, daß darin moralisch-ästhetischer Sand befindlich sei, den ihnen die Schauspieler sehr häufig in die Augen werfen würden: der eine nämlich sei mit Wohlthaten gefüllt, die nichts kosteten, und der andere mit prächtig ausgedrückten

Gesinnungen, die nichts hinter sich hätten. Dieser Prolog wurde von Horn, der zu Arlekinaden viel Geschick hatte, zu großer Belustigung der Gesellschaft vorgetragen. Das Papier verlor sich bald, und es ward nicht einmal eine Abschrift genommen. Horn trieb jedoch die Invective gegen Clodius weiter. Er schaltete in jenes parodistische Gedicht einige Verse ein, wodurch es eine Anwendung auf den Medon erhielt, und theilte es andern Freunden mit; es wurde in zahlreichen Abschriften bekannt und später sogar gedruckt. [7]) Da es kein Geheimniß blieb, in welcher Gesellschaft dies Gedicht entsprungen sei, so hatten Clodius und seine Freunde nicht versäumt, davon nach Dresden zu berichten. Von den Folgen wurde zunächst Behrisch betroffen, dem der Graf Lindenau seine Hofmeisterstelle entzog. Manche andere Denunciationen über den lebensfrohen Freundekreis, dessen schonungsloser Witz nach verschiedenen Seiten Anstoß und Aergerniß gegeben hatte, trafen damit zusammen. Auch das hatte zu übler Nachrede Anlaß gegeben, daß Behrisch einen Hang zu einigen Mädchen hatte, die nicht im besten Rufe standen, mochten sie auch besser sein als ihr Ruf. Behrisch war mit seinen Freunden manchmal in ihrem Garten gesehen worden, auch der junge Graf war mitunter hinzugezogen worden. Für Behrisch schlug dieser Wechsel zum Glück aus. Er ward auf Gellert's Empfehlung, der ihn sehr schätzte, Erzieher des Erbprinzen von Dessau, später Pagenhofmeister, und starb zu Dessau 1809, unverheirathet.

Diese Vorfälle, welche Goethe einen Freund kosten sollten, dessen Nähe ihm fast unentbehrlich geworden war, verstimmten ihn gegen die ganze Leipziger Societät, und es spricht ein schmerzliches Entsagen und bitterer Unwille aus den Abschiedsoden, mit denen er ihn von sich ließ. „Des Frühlings Lächeln", ruft er ihm zu, „erheitre deine Stirne nie! Nie trübt sie dann mit Verdruß des Winters stürmischer Ernst."

Leipzig ist ihm das „gehaßte Land“, „Gebärort schädlicher Insecten, Mörderhöhle ihrer Bosheit“, und „der Gedanke an des Freundes Freiheit ist ihm Freiheit im Kerker.“ Behrisch hatte mit Feinheit und Humor Goethe's unruhiges, heftiges Wesen zu dämpfen, sein Talent anzuregen, ihn zu heiterer Geselligkeit anzuleiten verstanden. Nach seiner Abreise verfiel er in ein melancholisches, störrisches Wesen, das manchen seiner Freunde von ihm entfernte und die muntere Laune des Kreises verscheuchte. In diese Zeit scheint der Besuch des Dichters Zachariä zu fallen, dessen Anwesenheit auf kurze Zeit den Cirkel wieder belebte. Aber als ihn „die Räder von dem unbeklagten Ort wegtragen, ziehen wieder Verdruß und Langeweile ein, die bei seiner Ankunft dahin flohen, wie Nebel vorm Glühen der Sonne fliehn. Wie die Stymphaliden, umschwärmen sie den Tisch und sprühn von ihren Fittigen Gift unserm Frieden auf alle Speisen hin“ (Ode an Zachariä, 1767). In den schwermuthsvollen Tönen dieser Abschiedsoden malt sich ein düsterer Gemüthszustand, auf dessen Grund wir näher einzugehen haben; bei Goethe sollte Leben und Dichten stets durch die Liebe bedingt sein.

„Sie wissen, daß ich, so lange als ich sie kenne, nur als ein Theil von ihnen gelebt habe“ — das Mädchen, dem Goethe nach seiner Abreise von Leipzig dies Bekenntniß ablegte, war die Tochter des Schönkopfischen Hauses, wo die kleine geschlossene Tischgesellschaft sich versammelte und er mit seinen Freunden aus- und einging: Anna Katharina, im vertrauten Kreise und auch in den Briefen Goethe's Käthchen genannt, in den biographischen Schilderungen als Aennchen und Annette eingeführt. *) Sie war ein hübsches Mädchen von schlankem Wuchs, mit einem frischen vollen Gesicht und braunen Augen, muntern Geistes, einfachen warmen Gemüths. Goethe, drei Jahr jünger als sie, widmete sich ihr mit leidenschaftlicher Liebe, welche von ihrer

Seite Erwiderung fand. In der lebendigsten Zeichnung tritt uns der junge Liebhaber in einem Briefe Horn's an einen gemeinschaftlichen Bekannten in Frankfurt entgegen. Nachdem dieser gestanden, daß er Goethe in einem falschen Verdacht gehabt habe, fährt er fort: „Er liebt ein Mädchen, das unter seinem Stand ist, aber ein Mädchen, das — ich glaube nicht zu viel zu sagen — das du selbst lieben würdest, wenn du es sähest. Ich bin kein Liebhaber, und also werd' ich ganz ohne Leidenschaft schreiben. Denke dir ein Frauenzimmer, wohlgewachsen, obgleich nicht sehr groß, ein rundes, freundliches, obgleich nicht außerordentlich schönes Gesicht, eine offene sanfte einnehmende Miene, viele Freimüthigkeit ohne Coquetterie, einen sehr artigen Verstand, ohne die größte Erziehung gehabt zu haben. Er liebt sie sehr zärtlich mit den vollkommenen redlichen Absichten eines tugendhaften Menschen, ob er gleich weiß, daß sie nie seine Frau werden kann. Ob sie ihn wieder liebt, weiß ich nicht .... aber so viel kann ich dir sagen, daß sie für einander geboren zu sein scheinen. Merke nun seine List! Damit niemand ihn wegen einer solchen Liebe in Verdacht haben möchte, nimmt er vor, die Welt gerade das Gegentheil zu bereden, welches ihm bisher außerordentlich geglückt ist. Er macht Staat und scheint einer gewissen Fräulein, von der ich dir erzählt habe, die Cur zu machen. Er kann zu gewissen Zeiten seine Geliebte sehen und sprechen, ohne daß jemand deßwegen den geringsten Argwohn schöpft, und ich begleite ihn manchmal zu ihr. Wenn Goethe nicht mein Freund wäre, ich verliebte mich selbst in sie..... Er ist mehr Philosoph und mehr Moralist als jemals, und so unschuldig seine Liebe ist, so mißbilligt er sie dennoch. Wir streiten sehr oft darüber, aber er mag eine Partei nehmen, welche er will, so gewinnt er; denn du weißt, was er auch nur scheinbaren Gründen für ein Gewicht geben kann. Ich bedaure ihn und sein gutes Herz, das wirklich in einem sehr mißlichen Zustande sich befinden muß, da er das tugend-

hafteste und vollkommenste Mädchen ohne Hoffnung liebt. Und wenn wir annehmen, daß sie ihn wieder liebt, wie elend muß er erst da sein! . . . .“

Im Herbste des Jahres 1766 war dies innige Verhältniß zu vollster Blüthe gediehen. Er brachte fast täglich mehrere Stunden bei ihr zu; sie theilte sein Interesse für Poesie und nahm Antheil an seinen eigenen Gedichten. Ein Kreis gebildeter Bekannten der Familie kam hier häufig zusammen. Die Buchhändler Reich und Junius, ein Kaufmann Obermann, der gegenüber wohnte, mit zwei Töchtern, von denen die älteste sich als Concertsängerin auszeichnete, Häser, der Vater der berühmten Sängerin, waren häufig in dem heitern Abendcirkel. Man sang und musicirte; Goethe blies die Flöte, und Peter, der jüngste Sohn, that sich schon als Knabe durch sein Klavierspiel hervor. Es ward mitunter auch Komödie gespielt. Besondere Freude machte die Aufführung des Lustspiels Herzog Michel von Krüger, worin Goethe den Michel, Käthchen das Hannchen, dessen Geliebte, vorstellte; ein zusammengeknüpftes Schnupftuch mußte die Stelle der Nachtigall vertreten, welche in diesem Lustspiel eine besondere Rolle spielt, indem Michel durch ihren Besitz ein Phantast und durch ihren Verlust wieder gescheit wird. In einem Zimmer des Schönkopfischen Hauses war die Hauptscene in einem großen Wandgemälde dargestellt, das sich noch lange Zeit erhalten hat. Lessing's Minna von Barnhelm, die damals ihren Triumphzug durch Deutschland hielt, fand begeisterte Aufnahme; auf die darin agirenden Personen spielt Goethe noch in späteren Briefen mit dem Namen ihrer Rollen an.

Gegen Ende des Winters (1767) trübte sich das glückliche Verhältniß. Je sicherer er sich im Besitz des Mädchens wähnte, das ihn von Herzen liebte und ihm, was sie nur konnte, zu Gefallen that, desto ungescheuter ließ er gegen sie

die böse Laune aus, zu der ihn Langeweile oder irgend eine andere Verdrießlichkeit veranlassen mochte, und quälte sie mit Eifersüchteleien, zu denen sie ihm keine gegründete Veranlassung gab. Eine Zeitlang ertrug sie dies mit unglaublicher Geduld, obgleich heftige Scenen zwischen ihnen vorfielen, und manchmal kehrte er reuig zu der Geliebten zurück, sein Unrecht abzubitten; denn er liebte sie leidenschaftlich. Das Jahr vorher hatte er ihre Namen über einander in eine Linde geschnitten. Als er im Frühjahr an die Stelle kam, war aus den Einschnitten ihres Namens der Saft hervorgequollen und benetzte wie mit Thränen die darunterstehenden, schon hartgewordenen Züge seines Namens. Da gedachte er der Thränen, die sein liebloses Benehmen ihr erpreßten; er eilte zu ihr, um alles Unrecht ihr doppelt und dreifach abzubitten. Wie alles Erlebte sich als Poesie von seinem Herzen ablöste, so verwandelte er auch dies Ereigniß in eine Idylle, „die er nie ohne Neigung lesen und ohne Rührung Andern vortragen konnte". Es ist ein rührendes wahres Bekenntniß, wenn er später von Frankfurt aus an sie schreibt: „Tausend Gelegenheiten werden kommen, bei denen Sie an einen Menschen gedenken müssen, der Ihnen wohl oft Gelegenheit zum Unwillen gab, aber doch immer ein guter Junge war." Allein er hatte ihre Ergebenheit auf zu harte Proben gestellt und ihr Herz zu tief verletzt. Er mußte zu seiner Beschämung bemerken, daß er ihre Liebe verloren hatte; auch war der Verkehr mit Mädchen, „die besser waren als ihr Ruf", nicht geeignet, ihn so vieler Treue und Liebe werth erscheinen zu lassen. Je mehr er jetzt in seiner Verlassenheit fühlte, wie unentbehrlich sie ihm geworden war, desto heftiger ward seine Leidenschaft. Endlich trat er in die bisherige Rolle Käthchens. Er suchte alles Mögliche hervor, um ihr gefällig zu sein und ihr Freude zu verschaffen; er konnte sich die Hoffnung nicht versagen, das frühere Verhältniß herzustellen. Aber er gewann ihr Herz nicht wieder.

Durch diese innern Erlebnisse und Kämpfe erhielt Goethe's Poesie die Richtung, der sie auf ihrer ganzen großen Bahn treu geblieben ist. Auf den betretenen Wegen der poetischen Technik hatte er vergebens sein Heil gesucht; Kritik und eigene Einsicht hatte ihm das Hohle und Leere derselben aufgedeckt. Mißmuthig und rathlos blickte er oft auf seine Versuche und hielt verzweiflungsvoll ein Autodafe über sie. Er fühlte sich nicht viel gefördert, wenn man ihn aufforderte, nach Kleist's Vorgange auf einsamen Spaziergängen zur Bilderjagd auszugehen, oder wenn Hofrath Pfeil ihm klar zu machen suchte, wie viel auf das Bedeutende des Stoffs und das Concise der Behandlung ankomme, während seinen beschränkten Verhältnissen große Stoffe noch so fern lagen. Sein poetischer Drang, der ihn trieb die Welt in künstlerischer Form zu gestalten, nöthigte ihn, in den eigenen Busen zu greifen, was ihn erfreute oder quälte, in ein Gedicht zu verwandeln und darüber mit sich selbst abzuschließen, so daß er daher selbst alle seine Dichtungen „Bruchstücke einer großen Confession“ genannt hat. „Ich ermüdete nicht, über Flüchtigkeit der Neigungen, Wandelbarkeit des menschlichen Wesens, sittliche Sinnlichkeit und über all das Hohe und Tiefe nachzudenken, dessen Verknüpfung in unserer Natur als das Räthsel des Menschenlebens betrachtet werden kann.“

Unmittelbar aus dem Liebesverhältniß mit Käthchen entsprang die oben erwähnte Idylle, die leider! verloren gegangen zu sein scheint. Die launenhafte eifersüchtige Quälerei seines Käthchens, während neben ihnen ein anderes Paar der Gesellschaft in seiner Liebe glücklich und zufrieden lebte, veranlaßte die reuige Selbstanklage in dem Schäferspiel die Laune des Verliebten, dem ältesten der vorhandenen dramatischen Producte Goethe's, das ungefähr gleichzeitig mit jener Idylle entstanden sein muß und am füglichsten ins Frühjahr 1767 zu setzen ist *), als das Verhältniß zu

Käthchen nur unterbrochen, noch nicht zerstört war. Wir haben an dem kleinen Drama vor Allem die psychologische Klarheit zu bewundern, womit der jugendliche Dichter seinen eigenen Gemüthszustand auffaßt, die Launen und Verkehrtheiten, womit er sich und Andern das Leben sauer machte, als ruhiger Beobachter persiflirt und mit der Besonnenheit eines gereiften Mannes beurtheilt. Mit solcher künstlerischen Objectivität vermochte er schon in den ersten Jugenddichtungen das Selbsterlebte als ein fremdes Dasein vor uns hinzustellen. Die Gewandtheit in der Form, die geschickte Behandlung des Alexandriners (Kleinigkeiten mögen bei der späteren Aufführung und dem erst 1806 erfolgten Abdruck nachgebessert sein) würde bei dem kaum achtzehnjährigen Dichter noch mehr überraschen, wenn uns nicht bekannt wäre, welch eine Reihe von Vorübungen voranging. Der Bau des Alexandriners war ihm namentlich durch das fleißige Studium des französichen Drama's geläufig geworden; als Fragment solcher Uebungen in der Form ist uns die Uebersetzung eines Theils von Corneille's Lügner erhalten. *)

Bei der entschiedenen Richtung des jungen Dichters auf das Dramatische war es für die Entwicklung seiner Poesie ein günstiges Geschick, das ihn nach Leipzig führte. Hier hatte die unter der Direction der Neuber aufblühende Bühne Lessing's jugendliches Talent geweckt und dauernd für das Drama gewonnen. Hier traf Goethe's Universitätszeit mit der letzten glänzenden Periode der Leipziger Bühne zusammen. Nach der Unterbrechung während der Kriegszeit war Koch auf ein neues Privilegium 1765 mit einer stehenden Gesellschaft nach Leipzig gekommen. Ein neuerwachtes Interesse erhob die Bühne aus ihrer Verachtung; von allen Kreisen, selbst denen der Universitätsgelehrten, ward es getheilt. Ein neues Haus wurde gebaut und am 6. October 1766 mit Schlegel's Hermann eröffnet. Koch fand bei den Leipziger

Literaten eine eifrige Unterstützung. Weiße verfaßte Lust- und Trauerspiele, Clodius seinen Medon, ein Magister Steinel schrieb Prologe. Die studirende Jugend strömte enthusiastisch zu den Vorstellungen herbei, auch Goethe ward ein fleißiger Theaterbesucher. Den Director Koch, der wegen seines hohen Alters schon von der Bühne dispensirt war, sah er zweimal im Hermann und einmal als Crispin in einem beliebten Lustspiele des Romanus, wo er noch eine gewisse künstlerische Gewandtheit zu zeigen wußte. Brinkner, als erster Liebhaber, hatte seinen ganzen Beifall. Den bleibendsten Eindruck machte auf ihn eine Demoiselle Schulz, welche durch schöne schwarze Augen und Haare, anmuthige Gestalt und jugendliche Lebendigkeit des Spiels ihn lebhaft anzog. So oft sie spielte, trieb es ihn ins Theater. Besonders blieb sie ihm als Julie in Weiße's Romeo und Julie gegenwärtig, vor Allem in dem Momente, wo sie in dem weißen Atlaskleide aus dem Sarge stieg und sich dann der Monolog zur Vision und zum Wahnsinn steigert. Sie hatte durch ihre tragischen Tugenden Goethe's Interesse dergestalt für sich gewonnen, daß er sie in keiner geringeren Rolle, am wenigsten aber als Tänzerin sehen wollte und sie in kleinen ausgestreuten Versen davon abzumahnen suchte.

Unter den Alltagsstücken, welche man damals zur Aufführung brachte, war nicht viel, was in einem jungen Dichtergemüthe hätte zünden können. Gegen Weiße's Stücke, die derzeit auf der Leipziger Bühne herrschten, war er um so toleranter, als er dem liebenswürdigen Manne durch persönlichen Umgang nähergetreten war; doch hatte er schon der Hofräthin Böhme Recht geben müssen, als sie Weiße's beliebtes Lustspiel „die Poeten nach der Mode“ heruntermachte. Das Beste, was ein geistreicher Mann bei diesem Zustande unserer dramatischen Literatur thun konnte, war, was Lessing um diese Zeit in Hamburg that, auf der

deutschen Bühne Kehraus zu machen, um für den Einzug einer edleren Muse den Tempel rein zu halten. Auch Goethe's richtiges Gefühl trat mit der Hohlheit und Unnatur der steifleinenen Trauerspiele und faden Lustspiele, die sich noch als Bleigewicht an die Fersen des vorwärtsschreitenden Genius hängten, in Opposition. Schlegel's Hermann schien ihm doch ungeachtet des Patriotismus und der altgermanischen Thierhäute sehr trocken abzulaufen. Er kam dadurch zu der Einsicht, daß solche Stücke in Zeit und Gesinnung zu weit von uns ablägen, und der dramatische Dichter nach bedeutenden Stoffen in der späteren Zeit zu suchen habe; das war ein Gedanke, der zu einem Götz von Berlichingen hinleitete.

„Der erste wahre und höhere eigentliche Lebensgehalt kam durch Friedrich den Großen und die Thaten des siebenjährigen Krieges in die deutsche Poesie“ — damit hat Goethe eine Wahrheit ausgesprochen, die jetzt von niemand mehr in Frage gestellt wird. Jenen nationalen Gehalt, wie er in dem protestantischen Norddeutschland lebendig hervortrat, zu ansprechender Darstellung zu gestalten, das war der glückliche Griff, den Lessing mit seiner Minna von Barnhelm that. Der militärische Stolz, der die Brust des Preußen hob, und die in feiner Bildung des Geistes und Herzens wurzelnde Liebenswürdigkeit des sächsischen Charakters schlossen hier nach einigem Kampfe, mehr des Scherzes als des Ernstes, einen beglückenden Frieden. In der durchsichtigen Form, in der scharfen Zeichnung der Charaktere war fortan dem dramatischen Dichter eine Norm gegeben, welche ihn über die französischen Theorieen erhob, ohne der Verworrenheit Vorschub zu leisten. Auch auf Goethe's dramatische Thätigkeit äußerte sie ihre belebende Wirkung; doch als Stoff traten ihm nur die eigenen Lebenserfahrungen nahe. Diesen war aber nach der Störung des Verhältnisses zum

Schönkopfischen Hause, bei dem Mißmuth über Behrischens Verlust und die dabei auch ihn persönlich berührenden Nachreden keine heitere Seite mehr abzugewinnen. Wie wir schon bei den Abschiedsoden zu bemerken Gelegenheit hatten, wandte sich sein Unwille gegen die ganze Umgebung, gegen die bürgerliche Gesellschaft, die in Sittenrichterei gestreng war, während sie selbst an heimlichen Gebrechen krankte. Jetzt stieg das trübe Element der Frankfurter Erinnerungen wieder in aller Stärke herauf. Es war aber der entschiedene Trieb seines dichterischen Gemüths, sich durch die künstlerische Gestaltung von ängstlichen Empfindungen und quälenden Eindrücken zu befreien und das Verworrene zu beseitigen. Daher drängte es ihn über diese düstern Zustände hinauszukommen, er entnahm ihnen Idee und Stoff zu dramatischen Arbeiten. Er entwarf mehrere Schauspiele und schrieb die Expositionen zu den meisten. Weil aber fast alle diese Stücke eine tragische Wendung nahmen, ließ er eines nach dem andern fallen. Mehrere angefangene Stücke, deren einige bis zum dritten oder vierten Act, andere nur zu vollendeter Exposition gelangt waren, wurden später nebst andern Gedichten der Leipziger Periode dem Feuer übergeben. Nur die Mitschuldigen, ein Lustspiel in drei Acten, wurden vollendet, und es ward später fleißig daran nachgefeilt; die Exposition wurde nochmals durchgearbeitet, um sie bewegter und klarer zu machen und dadurch dem von Lessing aufgestellten Muster möglichst nahe zu kommen. Die Anlage des Stücks, die Durchführung der Charaktere, die lebendige Dialogisirung im leichten Fluß der Alexandriner lassen den jungen Dichter schon auf einer höheren Stufe der Ausbildung, als in dem vorhergehenden Stücke, erscheinen. Der psychologische Scharfblick, mit dem das Schwanken zwischen Gutem und Bösem in den Charakteren, die auf die Irrgänge des Lasters gerathen sind, aufgefaßt ist, würde auf einen völlig gereiften Dichter, nicht auf einen Jüngling

schließen lassen. Seine dichterische Kunst hat jedoch das Düstere und Herbe in den Verhältnissen, die sie uns vorführt, nicht zu verdecken vermocht; es verletzt um so mehr, wenn wir dabei die Jugend des Dichters uns vergegenwärtigen, welche schon die Studien zu einem so widerwärtigen Süjet hatte machen müssen.

In Hinsicht auf die Ausbildung der lyrischen Seite in Goethe's Poesie ist es keineswegs gering anzuschlagen, was Leipzig für seine musikalische Bildung gethan hat. Die nachher so berühmt gewordenen Leipziger Concerte erhielten damals ihre erste Einrichtung. In Oratorien glänzten ausgezeichnete Talente. Die als Madame Mara berühmt gewordene Demoiselle Schmähling befand sich in Leipzig und erregte allgemeine Bewunderung; noch als Greis erinnerte er sich des jugendlichen Enthusiasmus, womit ihr Gesang in der Hasse'schen Sta. Elena al Calvario ihn erfüllt hatte. Corona Schröter, obwohl ihr an Stimme und Talent nachstehend, zog durch Schönheit und Anmuth an. Damals trat er ihr nicht näher, doch machten ihn viele ihrer Verehrer zum Vertrauten und erbaten sich seine Dienste, wenn sie ein Gedicht zu Ehren ihrer Angebeteten wollten drucken und ausstreuen lassen. Beide hörte er in Hasse'schen Oratorien oft neben einander singen, und die Wagschalen des Beifalls standen für beide immer gleich, indem bei der einen die Kunstliebe, bei der andern das Gemüth mehr Befriedigung fand. Hiller, dessen komische Opern damals sehr beliebt waren, lernte er kennen und wurde freundlich von ihm aufgenommen. Auch unter Goethe's Freunden waren viele musikalisch. Hermann spielte fertig das Klavier; Behrisch war ein leidenschaftlicher Liebhaber der Musik. Die musikalischen Unterhaltungen im Schönkopfischen Hause, bei denen auch Goethe durch Gesang und Flötenspiel mitwirkte, kennen wir schon. Der Verkehr mit der Familie des Buchhändlers

Breitkopf, dessen Haus der Mittelpunct eines zahlreichen Kreises war, in welchem das Interesse für Literatur und ganz besonders für Musik vorwaltete, verschaffte ihm ebenfalls eine vielseitig bildende Unterhaltung und musikalische Genüsse. Der ältere Sohn, Bernhard, der mit Goethe von gleichem Alter war, zeichnete sich schon damals als Musiker aus und spielte fertig den Flügel und die Violine; der zweite (geb. 1750), den Goethe einen guten Jungen, eine treue gute Seele nennt, war gleichfalls musikalisch und belebte nicht weniger als der älteste die Concerte, die öfters veranstaltet wurden. Beide, sowie auch ihre Eltern und Schwestern, waren Goethe sehr gewogen. Bernhard Breitkopf setzte einige Goethe'sche Lieder in Musik; sie wurden zwischen Ostern und Michaelis 1769 gedruckt [19]) und erschienen 1770 (eigentlich im Oct. 1769) ohne des Dichters Namen unter dem Titel: Neue Lieder, in Melodieen gesetzt von Bernhard Theodor Breitkopf. Dies älteste Liederbuch Goethe's enthält 20 Lieder, von denen die meisten später mit einigen Veränderungen unter seinen Gedichten eine Stelle erhalten haben. Weggeblieben ist das schöne Schlußgedicht „Zueignung"; die Anfangsstrophe lautet:

Da sind sie nun! Da habt ihr sie,
Die Lieder, ohne Kunst und Müh'
Am Rand des Bachs entsprungen.
Verliebt und jung und voll Gefühl
Trieb ich der Jugend altes Spiel,
Und hab' sie so gesungen.

In diesen Liedern begegnen wir einem sanft erregten Gemüth, einem in den Schranken der Mäßigung sich gemächlich ergehenden Lebensgenuß, der manchmal einen blasirten Ton anzunehmen liebt. Die tiefere Gluth der Goethe'schen Lyrik ist noch nicht erwacht. Ihr Inhalt ist vornehmlich der Wankelmuth der Neigungen des Herzens, die Flüchtigkeit der Freude, der Widerstreit des Sittlichen und Sinnlichen.

Gern verweilen sie bei dem lockenden Sinnenreiz, welchen Amor und die Grazien verfeinern. Hin und wieder klingt die Wielandische Philosophie der Lebensfreuden durch.

Wieland's Dichtungen schätzte er damals sehr hoch. Das Lehrgedicht Musarion oder die Philosophie der Grazien, welches damals ans Licht trat, erfüllte ihn mit lebhaftem Entzücken und ward nicht minder, als Lessing's Minna, sein Muster. Wieland nennt er (in einem Briefe an Reich, 1770) neben Oeser und Shakspeare, der damals, wo er ihn in Dodd's beauties of Shakspeare zuerst kennen lernte, schon seine Wirkung auf ihn zu äußern begann, den einzigen, den er als seinen echten Lehrer anerkennen könne; „andere hatten mir gezeigt, daß ich fehlte; dieser zeigte mir, wie ich's besser machen sollte.“

Adam Friedrich Oeser (geboren 1717) hatte sich schon als Jüngling einen Namen unter den Dresdener Malern erworben. Er war der Freund Winckelmann's, welcher den Einfluß, den die mit ihm gepflogenen Unterhaltungen auf die Ausbildung seines Kunstgeschmacks hatten, in seinen Schriften dankbar anerkannt hat. Im Jahr 1763 wurde Oeser zum Director der neuerrichteten Leipziger Kunstakademie ernannt, während er zugleich Professor an der Dresdener Akademie und Hofmaler blieb, und stand in Leipzig als Künstler und als Mensch in hoher Achtung. Goethe, der sich stets in einer vielseitigen Ausbildung seiner Anlagen gefiel, griff auch die in Frankfurt mit Liebe getriebenen Uebungen im Zeichnen wieder auf und nahm (im Jahr 1766) mit einigen Studirenden, unter denen der nachherige Staatskanzler von Hardenberg und im letzten Jahre Gröning von Bremen, nachmals Bürgermeister in seiner Vaterstadt, ihm inniger befreundet wurden, bei Oeser Privatunterricht. Als ein Mann von reicher Bildung, lebhaftem Geiste und entschiedener Eigenthümlichkeit des Charakters, besaß er in

hohem Grade die Gabe, anregend auf die Jugend zu wirken. Er gewann Goethe's Vertrauen und Liebe, weil dieser bei ihm fand, wonach er vergebens nach allen Seiten blickte, bestimmte Principien in der Erkenntniß des Schönen, Anerkennung und Aufmunterung. „Was bin ich Ihnen nicht schuldig“ — schreibt er bald nach seiner Rückkehr ins Vaterhaus — „daß Sie mir den Weg zum Wahren und Schönen gezeigt haben, daß Sie mein Herz gegen den Reiz fühlbar gemacht haben! Ich bin Ihnen mehr schuldig, als daß ich Ihnen danken könnte. Den Geschmack, den ich am Schönen habe, meine Kenntnisse, meine Einsichten, habe ich die nicht alle durch Sie? Wie gewiß, wie leuchtend wahr ist mir der seltsame, fast unbegreifliche Satz geworden, daß die Werkstatt des großen Künstlers mehr den keimenden Philosophen, den keimenden Dichter entwickelt, als der Hörsaal des Weltweisen und des Kritikers! Lehre thut viel, aber Aufmunterung thut Alles. Wer unter allen meinen Lehrern hat mich jemals würdig geachtet mich aufzumuntern, als Sie? Entweder ganz getadelt oder ganz gelobt, und nichts kann Fähigkeiten so sehr niederreißen. Aufmunterung nach dem Tadel ist Sonne nach dem Regen, fruchtbares Gedeihen. Ja, wenn Sie meiner Liebe zu den Musen nicht aufgeholfen hätten, ich wäre verzweifelt. Sie wissen, was ich war, da ich zu Ihnen kam, und was ich war, da ich von Ihnen ging; der Unterschied ist Ihr Werk.“ Von welcher Art diese Einwirkung des Deserschen Unterrichts war, charakterisirt er noch bestimmter in einem Briefe an Reich, den er bittet, ihn seinem „lieben Deser“ zu empfehlen. „Fertigkeit oder Erfahrung vermag kein Meister seinem Schüler mitzutheilen, und eine Uebung von wenigen Jahren thut in den bildenden Künsten nur was Mittelmäßiges; auch war unsre Hand nur sein Nebenaugenmerk; er drang in unsre Seelen, und man mußte keine haben, um sie nicht zu nutzen. Sein Unterricht wird auf mein ganzes Leben Folgen haben. Er lehrte mich, das

Ideal der Schönheit sei Einfalt und Stille, und daraus folgt, daß kein Jüngling Meister werden könne. Es ist ein Glück, wenn man sich von dieser Wahrheit nicht erst durch eine traurige Erfahrung zu überzeugen braucht.“

Es war überaus folgenreich für die Entwicklung der Goethe'schen Poesie, daß sie auf ihrem ersten Gange mit der Plastik in die engste Verbindung trat, daß die Einsicht in die Kunst des Alterthums eingeleitet war, welche späterhin mit stillnachwirkender Gewalt den Genius auf seiner Bahn zum reinen Ideal poetischer Kunst hinleitete. Von seinem Lehrer empfing er die wahre Verehrung für Winckelmann, aus dessen Schriften ihm zum ersten Mal die Hoheit hellenischer Kunstanschauung entgegentrat. Mit ihm freute er sich der Aussicht, den verehrten Mann auf seiner bevorstehenden Reise nach der Heimat kennen zu lernen, bis die plötzliche Todesbotschaft (1768) diese Hoffnung erschütternd vernichtete.

Nur als dunkle Ahnungen der höheren Gebiete der Kunst kündigten sich noch die neuen Ansichten im Geiste des Jünglings an; selbst durch Winckelmann fühlte er sich mehr erhoben, als belehrt. Da erschien Lessing's Laokoon, der mit der Klarheit des Gedankens die Nebel theilte und die Grundbegriffe der bildenden und der redenden Kunst bestimmte, indem er die Grenzen nachwies, die einer jeden gezogen sind. „Man muß Jüngling sein,“ sagt Goethe in seinen biographischen Nachrichten, von der Erinnerung an jene schönen Jugendstunden ergriffen, „um sich zu vergegenwärtigen, welche Wirkung Lessing's Laokoon auf uns ausübte, indem dieses Werk uns aus der Region eines kümmerlichen Anschauens in die freien Gefilde des Gedankens hinriß. Das so lange mißverstandene ut pictura poesis war auf einmal beseitigt, der Unterschied der bildenden und Redekünste klar, die Gipfel beider erschienen nun getrennt, wie nah' ihre Basen auch zusammenstoßen mochten. Der bildende Künstler

sollte sich innerhalb der Grenze des Schönen halten, wenn dem redenden, der die Bedeutung jeder Art nicht entbehren kann, auch darüber hinauszuschweifen vergönnt wäre. Jener arbeitet für den äußern Sinn, der nur durch das Schöne befriedigt wird, dieser für die Einbildungskraft, die sich wohl mit dem Häßlichen noch abfinden mag. Wie vor einem Blitz erleuchteten sich uns alle Folgen dieses herrlichen Gedankens, alle bisherige anleitende und urtheilende Kritik ward, wie ein abgetragener Rock, weggeworfen." Besonders ward Goethe von der Schönheit des Gedankens entzückt, daß die Alten den Tod als den Bruder des Schlafs anerkannt; hierin feierte er den Triumph des Schönen, das alles Häßliche aus seinen höheren Kreisen verbannt.

Ward es ihm vom Schicksal mißgönnt, Winckelmann persönlich kennen zu lernen, so versagte er sich in Folge einer eigensinnigen Laune, Lessing, der damals nach Leipzig zum Besuch kam, von Angesicht zu sehen. Es war ihm unerträglich, von fern ihn anzustaunen, ohne ihm näher treten zu dürfen, wozu eine passende Gelegenheit gemangelt zu haben scheint. Er vermied absichtlich die Orte, wo er seiner hätte ansichtig werden können, und entzog sich dadurch für immer die Freude, den verehrten Mann, den er in mehrfacher Hinsicht seinen Lehrer nennen konnte und gegen den er die wärmste Dankbarkeit im Herzen trug, sich gegenüber zu sehen.

Durch Oeser erhielt Goethe Zutritt zu den im Privatbesitz reicher Leipziger befindlichen Kunstsammlungen, unter denen die Winklersche mit Recht einen großen Ruf hatte. Um ihn sammelte sich ein Kreis von Kunstfreunden und Kennern; unter diesen zeichnete sich Kreuchauff aus, welcher, früher Kaufmann, später nur seiner Kunstliebe lebte und sich auch als Schriftsteller im Gebiete der Kunst bekannt machte. Dieser Kreis pflegte sich in Oeser's Wohnung in der Pleißen-

burg oder im Sommer auf seinem Landhause in Dölitz zu versammeln. Hier herrschte eine jugendliche Heiterkeit. Ein Zeugniß dieser fröhlichen Stunden ist eine Predigt im Frankfurter Judendeutsch, mit der Goethe die Gesellschaft mehrmals belustigte; sie ist noch handschriftlich vorhanden.

Zur Belebung munterer Geselligkeit trug vornehmlich Oeser's älteste Tochter Friederike bei, damals ungefähr in ihrem zwanzigsten Jahre. Schon als Kind war sie durch ihre Lebendigkeit, ihren Muthwillen des Vaters Liebling und seine erheiternde Gesellschafterin bei seinen Arbeiten. Nachmals stand sie ihm durch Bildung und Anhänglichkeit zur Seite; er ließ fast seine ganze Correspondenz durch sie führen. Goethe fühlte sich von ihrem Witz und ihrer Munterkeit lebhaft angezogen, ohne daß ein leidenschaftliches Gefühl sich einmischte; denn der äußere Reiz von Schönheit und Gestalt ging ihr völlig ab; ihr Gesicht war von Blatternarben entstellt. Oft verscheuchte sie ihm die finstere Laune, wenn ihn „sein böses Mädchen plagte"; oft setzte sie ihm muthwillig, wie er meinte, hart und unbarmherzig zu, wenn er sich unglücklich erschien und ihr sein Leiden klagte. Er schätzte ihr feingebildetes Urtheil und legte ihr viele seiner dichterischen Versuche vor; in ihren Händen ließ er die älteste handschriftliche Sammlung seiner Lieder mit Melodieen zurück und schrieb an sie noch später im Tone freundschaftlicher Offenheit und reinen Vertrauens. Sie starb unverheirathet im Jahre 1829, 81 Jahr alt.

Was Leipzig an Kunstsammlungen darbot, war unbedeutend in Vergleich zu den Schätzen Dresdens, und ein Schüler Oeser's, der eine Reihe von Jahren unter ihnen gelebt hatte und die dort gewonnenen Anschauungen in seinen Unterricht übertrug, mußte bald das Bedürfniß fühlen, sich den Genuß jener seltenen Kunstwerke zu verschaffen, den die Nähe der Residenz leicht erreichbar machte. Der Besuch

der Dresdener Gemäldegallerie dürfte daher in die erste Hälfte seines Aufenthalts in Leipzig zu setzen sein. Um jedem Zwang von Besuchen und störenden Bekanntschaften aus dem Wege zu gehen, hielt er selbst vor den vertrautesten Freunden seine Reise verborgen; aus demselben Grunde mied er den Gasthof und verschaffte sich durch einen Empfehlungsbrief seines Stubennachbars, eines fleißigen Theologen, Aufnahme in der Wohnung eines mit diesem verwandten Schusters. Da Goethe, auch in späteren Jahren, gern mit biedern und originellen Leuten aus den niedern Ständen verkehrte, so fühlte er sich unter dem gastlichen Dache des redlichen, heiter verständigen Handwerksmannes sehr wohl. Die Beschränktheit und Aermlichkeit seiner Umgebung gefiel ihm so sehr, daß er Gemälde von Ostade und Schalken in Wirklichkeit vor sich zu sehen glaubte. Die Gemäldegallerie besuchte er zu allen Stunden, wo der Zutritt gestattet war. Der große in sich wiederkehrende Saal, an dessen Seitenwänden damals die Gemälde angebracht waren, öffnete sich vor ihm wie ein Heiligthum. Die Stille, die in dieser Kunsthalle waltete, erfüllte ihn mit einem Gefühl von Feierlichkeit, einer Andacht, mit der man ein Gotteshaus betritt. Am meisten zogen ihn die Gemälde in der äußern Gallerie an, wo sich das Beste der niederländischen Schulen zusammenfand. Den Werth der italienischen Meister nahm er mehr auf Treu' und Glauben an, als daß er sich eine Einsicht in denselben hätte anmaßen können. Für jene aber, deren Kunst mit der ihm bekannten Natur wetteiferte, war sein Auge bereits geschärft, der Sinn ihm durch das Anschauen von ähnlichen Bildern und Kupferstichen aufgeschlossen, und es erregte besonders sein Entzücken, wo der Pinsel über die Natur den Sieg davon trug. Die lebhaften Aeußerungen seiner Kunstbegeisterung vereitelten seinen Vorsatz, unbekannt und unbemerkt zu bleiben. Der Gallerieinspector, Rath Riedel, nahm sich seiner mit zuvorkommender

Gefälligkeit an und belehrte ihn über Manches, was seine Einsicht fördern konnte. Auch ward er dem durch sein Werk „Betrachtungen über die Malerei“ bekannten Herrn von Hagedorn, Generaldirector der Kunstakademie, vorgestellt, der ihm seine Sammlung vorwies und an seinem Enthusiasmus innige Freude empfand.

Die wenigen Tage seines Aufenthalts in Dresden widmete Goethe nur der Gemäldegallerie, welche so sehr seine Seele ausfüllte, daß er es ablehnte, die Antiken, welche damals noch in den Pavillons des großen Gartens aufgestellt waren, aufzusuchen. Auch von dem übrigen Dresden sah er nur wenig. Noch waren die Spuren des Bombardements von 1760 nicht verschwunden, die Moritzstraße lag noch in Schutt; von der Kuppel der Frauenkirche blickte er auf die zwischen den Häuserreihen der Stadt umhergesäeten Trümmer herab. Je mehr seine Einbildungskraft von dem Herrlichen und Schönen der Kunstschätze ergriffen worden war, desto tiefer prägte sich ihm dies düstere Bild roher Zerstörung ein.

Um im Gebiete der Kunst nach allen Seiten zu schreiten, begann er unter Anleitung des Kupferstechers Stock Landschaften zu radiren. Als Zeugniß dieser Uebungen sind zwei radirte Blätter auf uns gekommen, von denen das eine seinem Vater, das andere seinem Freunde Hermann gewidmet ist. Sie stellen Landschaften dar, kleine Wasserfälle, von Felsen und Baumpartieen eingeschlossen. Kenner haben an diesen die künstlerische Zeichnung und eine nicht geringe artistische Technik gerühmt und die Behandlung der Form als meisterhaft anerkannt. Nebenbei ward auch in Holz geschnitten. Es wurden kleine Druckerstöcke nach französischen Mustern verfertigt, und Manches davon ward brauchbar gefunden.

Eine bedächtige Schonung der Lebenskräfte ist nicht die Sache des im Genusse der Gesundheitsfülle glücklichen Jüng-

lings, den noch kein Unfall gemahnt hat, daß Leben und Wohlsein vergängliche Güter sind. Goethe hatte in fröhlichem Uebermuth, oft auch in melancholischem Trotze, in seine Gesundheit gestürmt; es waren solche Unregelmäßigkeiten in der Lebensweise nicht selten die Ursache des launischen Mißbehagens, womit er sich und Andere quälte. Wenn er nachmals gegen seinen Freund Bernhard Breitkopf äußerte, man brenne in dem verfluchten Leipzig so geschwind weg, wie eine schlechte Pechfackel, und ihn unter reuigen Klagen über die Vergeudung der jugendlichen Kräfte dringend „vor der Liederlichkeit“ warnt, so wirft dies ein noch deutlicheres Licht auf die Ausschweifungen jener Lebensepoche. Abhärtungsversuche und Vernachlässigung der Diät, vielleicht auch das Einathmen giftiger Dünste beim Aetzen der Kupferplatten oder die Nachwirkungen der Verletzung bei dem Auerstädter Unfall, die sich von Zeit zu Zeit in einem Druck auf der Brust fühlbar machten, trugen ebenfalls dazu bei, endlich eine Krisis herbeizuführen, der sein kräftiger Organismus lange widerstanden hatte.

Es war um den Anfang des Sommers 1768, als er Nachts mit einem heftigen Blutsturz aufwachte. Er hatte noch so viel Kraft und Besinnung, um seinen Stubennachbar zu wecken. Durch schnelle ärztliche Hülfe ward, nachdem er mehrere Tage zwischen Leben und Tod geschwebt hatte, die nächste Gefahr beseitigt, wenn auch die Genesung nur langsam und kümmerlich von Statten ging. Es blieb die Furcht vor einem langwierigen Leiden und die Sorge, daß daraus die Lungensucht entstehen könne. Die Natur hatte sich selbst geholfen. Es stellte sich später heraus, daß die Lungen gesund waren, und nur die damit in Verbindung stehenden Theile gelitten hatten. Zunächst blieb nur eine Geschwulst an der linken Seite des Halses zurück. Wenn uns gleich Goethe berichtet, daß er nach dieser Krisis eine größere Heiterkeit des Geistes gewonnen habe, so lassen doch seine

Briefe aus jener Krankheitsperiode deutlich erkennen, daß er sich in einer sehr gedrückten Stimmung befand, und der jugendliche Frohsinn gebrochen war. Nur in sofern mochte er mit Recht sagen, daß er sich ein anderer Mensch geworden zu sein schien, als die Sanftheit seines Wesens, die in letzter Zeit durch störrischen Eigensinn verhüllt worden war, wieder vorwaltete, und er wiederum die Liebe der Freunde, unter denen er besonders den Beistand und die Theilnahme Horn's, Hermann's und Gröning's dankbar anerkennt, und das Wohlwollen der befreundeten Familien, die ihn wie einen Anverwandten behandelten, nach ihrem ganzen Werthe empfand und würdigte. Schlummernde Neigungen früherer Jahre wurden wieder lebendig; er begehrte nach dem Troste der Religion, der ihm viele Jahre hindurch entbehrlich gedünkt hatte. Nach manchem Sturm der Leidenschaft verlangte ihn nach einer ruhigen Welt, und die Classiker des Alterthums zogen ihn mit erneutem Reize an. Höchst wohlthuend ward ihm in solchen Stimmungen der Umgang mit Langer, welcher Behrischens Nachfolger in der Hofmeisterstelle geworden war, aber dem Verbote des Grafen Lindenau gemäß sich vom Umgange mit Goethe fern gehalten hatte. Erst jetzt traten sie einander näher und schlossen bald die Herzen einander auf. Religiöse Gegenstände bildeten vornehmlich den Inhalt ihrer Gespräche, und Langer fand an Goethe ein für seinen Bibelglauben empfängliches Gemüth. „Mit Enthusiasmus“ konnte er sich wieder mit dem neuen Testamente beschäftigen.

Gegen Ende des Augusts machte er sich zur Rückreise nach dem Vaterhause fertig. Die letzten erheiternden Stunden bereitete ihm die Unterhaltung der immer munter scherzenden Friederike Oeser. Sie fand es lächerlich, wie ein Mensch die Caricaturidee haben könne, im zwanzigsten Jahre an der Lungensucht zu sterben; sie setzte ihm so lebhaft zu, daß auch ihm seine Besorgniß als Einbildung erschien; und dann

erzählte sie ihm mit einschmeichelndem Tone, wie vergnügt sie auf dem Lande gewesen wären, wie sie Blindekuh gespielt, nach dem Topfe geschlagen, geangelt und gesungen hätten, und theilte ihm dadurch eine solche Freudigkeit der Seele mit, daß der Abschied aus Leipzig ihm leicht ward, und eine heitere Stimmung seine Reise begleitete. [11])

Am 26. August sah er Käthchen zum letzten Male. „Daß ich nicht Abschied genommen habe,“ schreibt er aus Frankfurt an sie, „werden Sie mir doch vergeben haben. In der Nachbarschaft war ich, ich war schon unten an der Thüre, ich sah die Laternen brennen und ging bis an die Treppe, aber ich hatte das Herz nicht hinaufzusteigen. Zum letzten Male, wie wäre ich wieder heruntergekommen!“ Er nahm die Liebe zu ihr mit sich und die, wenn auch schon geschwächte, Hoffnung, sich ihre Neigung wieder zu erwerben. Am 28. August 1768, seinem neunzehnten Geburtstage, fuhr er in dem bequemen Wagen eines Hauderers und in Gesellschaft einiger ihm bekannten Personen aus Leipzig ab.

Nicht ahneten die, von denen er damals Abschied nahm, daß wenige Jahre später der Ruhm seines Namens Europa erfüllen werde. Und doch hat diese Leipziger Periode den künftigen Goethe in mehr als einer Hinsicht vorgebildet. Seine Eigenthümlichkeit, die Richtungen seiner geistigen Thätigkeit treten schon entschieden hervor; seinem ganzen Wesen wird die Form gegeben, welche seine spätere Ausbildung bedingte. Zwar mußte er reuig bekennen, die Zwecke des Vaters, der einen gründlichen Rechtsgelehrten aus ihm machen wollte, versäumt zu haben und kein fleißiger Student weder in Gellert's noch Böhme's Sinne gewesen zu sein. In Anerkennung des Werthes folgerechter Studien mochte er manchmal seinen Freund Hermann um den ruhigen Gang seines erfolgreichen gelehrten Fleißes beneiden. Doch Goethe war ein anderes Ziel vorbehalten. Sein Geist verlangte sich

auszubreiten nach allen Richtungen, um in der Universalität der Anschauungen und Begriffe sich eine höhere und umfassende Weltansicht zu erringen. Dazu bedurfte er, sich hineinziehen zu lassen in den mannigfaltigen Wechsel der Welterscheinungen, einzutauchen in den auf= und niedersteigenden Wellenschlag des Lebens, auch Stürme der Leidenschaft durchzukämpfen, um in dem eigenen Busen alles Menschliche durchzuempfinden und in der Herrschaft über den anschwellenden Drang des Lebens die ewige Wahrheit der Poesie zu finden. [12]) Der alte deutsche Dichtergarten, in welchem er sich früher schon so bequem eingerichtet hatte, ward ihm freilich zerstört; aber die versunkene Insel der Poesie stieg wieder empor, um sich mit Myrten und Lorbeern zu schmücken und in stillen Hainen ein glückliches Geschlecht zu empfangen.

Drittes Capitel.

Herbst 1768 — Herbst 1771.

Die Reise von Leipzig nach Frankfurt, die fast eine Woche hinnahm, ging glücklich und in heiterer Stimmung von Statten; nur erfüllte ihn, je näher er seiner Vaterstadt kam, der Gedanke an den Eintritt ins elterliche Haus um so mehr mit Besorgniß und Niedergeschlagenheit. Mit wie ganz andern Aussichten und Plänen hatte der Vater den rüstigen Jüngling entlassen! und jetzt kehrte er wie ein Schiffbrüchiger heim, dessen gebrochene Gesundheit auch die letzte der Hoffnungen zu vereiteln schien. Der erste Anblick des „aus dem Grabe erstehenden Todten" mochte nicht gar tröstlich sein. Gleich die erste Begegnung zwischen Vater und Sohn verursachte eine leidenschaftliche Scene. Uebrigens fand er Alles beim Alten, außer dem Großvater, dem der Schlag die eine Seite gelähmt hatte; er war zwar ziemlich wieder hergestellt, konnte aber doch mit der Sprache noch nicht recht fort.

Die Freude wohnte im Goethe'schen Hause nicht, weil keiner den Andern verstand, und seit der Abreise des Sohnes war das Verständniß noch mehr erschwert, fast unmöglich geworden. Der Vater blieb sich immer gleich; er fand noch immer Stoff zur Fortsetzung seiner Reisebeschreibung, ging seinen Liebhabereien nach und stimmte seine Laute länger, als er darauf spielte. Sein Lehrtrieb hatte sich in den letzten Jahren ganz seiner Tochter Cornelia gewidmet. Er nöthigte

sie zu Uebungen des Französischen, Englischen und Italienischen und leitete zu diesem Behuf auch ihre Correspondenz, so daß nicht einmal die Geschwister während ihrer Trennung sich ihre Empfindungen vertraulich und offen hatten mittheilen können. Auch zum Ueben am Claviere ward sie consequent angehalten. Weil der Vater niemals den freien Trieb walten ließ, geschah nichts mit Neigung und mit Lust; sie sah in ihm zuletzt nur den Haustyrannen, der ihr jede unschuldige Freude versage oder vergälle. Daher wandte sich ihr Gemüth mit der ihr eigenen Strenge und Härte wider den Vater; ihr Verhältniß zu ihm ging nicht über die militärische Subordination hinaus; sie that nichts aus Liebe und Gefälligkeit. Die Mutter vermochte nicht dies zu ändern; auch zu ihr bildete sich kein inniges Vertrauen. Dennoch empfand Cornelia in ihrer Verlassenheit das Bedürfniß der Liebe; aber das Bewußtsein, nicht schön und anmuthig zu sein und die herzengewinnende Gabe ihrer schönen Freundinnen, denen sie geistig sich überlegen fühlte, nicht zu besitzen, machte sie Männern gegenüber befangen und entzog ihr dadurch auch die Gelegenheit, durch Geist und Bildung zu ersetzen, was die Natur ihr versagt hatte. Wie sehr sie der wärmsten Liebe fähig war, sieht man aus den uns aufbehaltenen Tagebuchsaufzeichnungen, welche das schüchterne Geständniß ihrer Neigung zu einem kurze Zeit in Frankfurt verweilenden jungen Engländer enthalten [13]). Allein dem Verlangen nach einer ehelichen Verbindung stand die Furcht zur Seite, ni glücklich zu werden, weil sie nicht im Stande sein werde glücklich zu machen. Um so heftiger war die Liebe, die sie dem Bruder zuwandte; die Sorge für seine Pflege und Unterhaltung verschlang alle ihre Zeit, sie war erfinderisch ihn zu erheitern; auch die Freundinnen mußten allerlei aussinnen, um ihm frohe Stunden zu bereiten. Hier waltete das vollste gegenseitige Vertrauen; was er schrieb, theilte er ihr mit; sie ersannen eine Coteriesprache, um selbst in

Gegenwart anderer Personen das Geheimniß vertraulicher Mittheilung zu bewahren.

Goethe's Genesung ging nur langsam. Er hatte viele Schmerzen auszustehen und mußte sich in Geduld und Selbstbeherrschung üben, so daß er in dieser Hinsicht mit Recht sagen mochte, er habe während seiner Krankheit viel gelernt, was er nirgends in seinem Leben hätte lernen können. Er mußte seinen Willen strengen diätetischen Vorschriften unterwerfen [14]), die ihn allem freieren Lebensgenuß zu entsagen nöthigten: „kein kranker Mensch genießt die Welt." Er war den Winter über meist an sein Zimmer gefesselt. Da jedoch anstrengende und aufregende Beschäftigung vermieden werden mußte, so erheiterte Zeichnen und Malen vornehmlich seine einsamen Stunden. Maler Morgenstern — Seekatz war kurz vor seiner Rückkehr gestorben — ging ihm dabei an die Hand. Auch das Radiren von Landschaften ward wieder vorgenommen. Vielleicht war Unvorsichtigkeit beim Aetzen die Ursache, daß sich zu der Geschwulst am Halse noch eine Entzündung der Kehle, besonders des Zapfens, gesellte, so daß er nur unter heftigen Schmerzen etwas verschlucken konnte.

Gegen Ende des Jahrs schien er völlig hergestellt zu sein. „Ja, meine Liebe," schreibt er unterm 30. Decbr. an Käthchen Schönkopf, „es ist wieder vorbei, und inskünftige müssen Sie sich beruhigen, wenn es ja heißen sollte, er liegt wieder! Sie wissen, meine Constitution macht manchmal einen Fehltritt, und in acht Tagen hat sie sich wieder zurechte geholfen; diesmal war's arg, und sah noch ärger aus, als es war, und war mit schrecklichen Schmerzen verbunden." Die Theilnahme der Frankfurter Freunde äußerte sich sehr lebhaft; Legationsrath Moritz gab zur Feier der Genesung eine große Gesellschaft. Doch folgte noch mancher Rückfall; schon der Januar bannte ihn wieder ins Zimmer. Die

Verdauungswerkzeuge waren so gestört, daß die schmerzlichsten Symptome ihn oft der Verzweiflung nahe brachten. Erst mit der mildern Jahrszeit kehrten Gesundheit und Frohsinn zurück, wenn auch eine körperliche Schwäche noch auf längere Zeit zurückblieb.

In seinem Leiden, seiner Abgeschiedenheit von den Freuden der Welt hing er um so inniger und dankbarer an Leipzig, an den Erinnerungen der dort verlebten schönen Tage. Die aus Leipzig geschriebenen Briefe, welche der Vater sorgfältig aufbewahrt, geheftet, sogar durchcorrigirt hatte, wurden als ein Denkmal jener inhaltsreichen Lebensperiode fleißig betrachtet. Die reichsstädtischen Formen seiner Vaterstadt, das beschränkte Familienleben, der pedantische Ton des Umgangs waren ihm widerwärtig, wenn er sie mit dem geistvollen geselligen Verkehr und der geschmackvollen Bildung Leipzigs verglich. Für die Frankfurter Mädchen, die bei geringen Bildungsinteressen viel Stolz und Prüderie besaßen, konnte er kein Herz fassen. Goethe beklagt sich, daß die Frankfurterinnen so wenig Sinn für das Schöne, Naive und Komische hätten, während die Grandisons und die ähnliche „phantastische Familie“ bei ihnen in großem Ansehen ständen. „Welch ein Unterschied“, rief er aus, „zwischen den sächsischen und den hiesigen Mädchen!“ Es war ihm daher ein Bedürfniß, durch briefliche Unterhaltung in das Oeser'sche und Breitkopf'sche Haus und in den Schönkopf'schen Familienkreis zu treten, an Friederike Oeser sein Herz auszuschütten und um die Liebe seines spröden Käthchens zu werben. Für sie malt er Fächer und Schuhe und sendet ihr diese und andere Sächelchen zum Geschenk. Seinen ersten Brief aus Frankfurt beantwortet sie schnell, obwohl nicht, wie er den Inhalt wünschte. „Meine geliebteste Freundin,“ beginnt sein zweiter Brief vom 1. Nov., „noch immer so munter, noch immer so boshaft, so geschickt, das Gute von einer falschen Seite zu

zeigen, so unbarmherzig, einen Leidenden auszulachen, einen Klagenden zu verspotten, alle diese liebenswürdigen Grausamkeiten enthält Ihr Brief; und konnte die Landsmännin der Minna anders schreiben? Ich danke Ihnen für eine so unerwartet schnelle Antwort, und bitte Sie auch inskünftige, in angenehmen muntern Stunden an mich zu denken und, wenn es sein kann, an mich zu schreiben. Ihre Lebhaftigkeit, Ihre Munterkeit, Ihren Witz zu sehen, ist mir eine der größten Freuden, er mag so leichtfertig, so bitter sein, als er will." — Aber Betheurungen, wie „Sie haben meine ganze Liebe, meine ganze Freundschaft, und das allerbesonderste Compliment ist doch noch lange nicht der tausendste Theil davon", finden jetzt keinen Glauben, wenigstens keine Wirkung mehr. Was Goethe voraussehen konnte, geschah; ein Anderer hatte ihr Herz erworben; im Frühling 1769 ward sie die Verlobte eines Dr. Kanne, welcher, von Goethe selbst eingeführt, im Schönkopf'schen Hause wohnte, und als dessen Gattin sie 1810 gestorben ist.

Gleichwohl hat ihn die Nachricht von dem gewissen Verlust überrascht. Die nachfolgenden Briefe, in denen sich Theilnahme und Schmerz gegenseitig bekämpfen und oft in einen bittern Humor überschlagen, sind ein Beweis, wie tief sein Herz ergriffen war. „Das liebenswürdigste Herz," schreibt er, „ist das, welches am leichtesten liebt, aber das am leichtesten liebt, vergißt auch am leichtesten. — Es ist eine gräßliche Empfindung, seine Liebe sterben zu sehen. Ein unerhörter Liebhaber ist lange nicht so unglücklich, als ein verlassener, der erste hat noch Hoffnung und fürchtet wenigstens keinen Haß, der andere, ja der andere — wer einmal gefühlt hat, was das ist, aus einem Herzen verstoßen zu werden, das sein war, der mag nicht gerne daran denken, geschweige davon reden." Er bittet sie, wenn seine Lieder im Druck erscheinen, manchmal Petern eines spielen zu lassen,

„wenn Sie an mich denken wollen“. „O könnte ich,“ ruft er in einem spätern Briefe aus, „die dritthalb Jahre zurückrufen! Käthchen, ich schwöre es Ihnen, liebes Käthchen, ich wollte gescheuter sein.“ In ruhig wehmüthiger Stimmung schreibt er am 12. December 1769 an sie, nachdem ein Traum ihn lebhaft an sie erinnert hat; er glaubt, daß sie schon verheirathet sei; er will jetzt nicht wieder nach Leipzig kommen; er bittet sie, ihm nicht mehr zu antworten: „Ich mag Ihre Hand nicht mehr sehen, so wenig als ich Ihre Stimme hören möchte; es ist mir leid genug, daß meine Träume so geschäftig sind. — Kein Hochzeitsgedicht kann ich Ihnen schicken; ich habe etliche für Sie gemacht, aber entweder drückten sie meine Empfindungen zu viel oder zu wenig aus.“ Doch sie schrieb ihm wieder, und er meldete ihr im Januar 1770 in einem heitern Briefe, daß er im März Frankfurt verlassen werde. „Zu Ihnen darf ich noch nicht kommen, das merk' ich; denn wenn ich Ostern käme, so wären Sie vielleicht noch nicht verheirathet. Und Käthchen Schönkopf mag ich nicht mehr sehen, wenn ich sie nicht anders sehen soll als so. Zu Ende Märzens geh' ich nach Straßburg, wenn Ihnen daran was gelegen ist, wie ich glaube. Wollen Sie mir auch nach Straßburg schreiben? Sie werden mir eben keinen Possen thun. Denn Käthchen Schönkopf — nun ich weiß ja am besten, daß ein Brief von Ihnen mir so lieb ist als sonst eine Hand. Sie sind ewig das liebenswürdige Mädchen, und werden auch die liebenswürdige Frau sein — —.“ Wahrscheinlich war es sein letzter Brief.

Während der langwierigen Leiden der Krankheit, welche langes Siechthum oder frühen Tod befürchten ließ, hatte Goethe die Tröstungen der Religion aufs lebhafteste empfunden; der Hang zu religiöser Beschaulichkeit, der schon das Gemüth des Knaben eine Zeitlang ernst beschäftigt hatte, trat aufs neue mächtig hervor. Was ihn in Leipzig an

Langer's Unterhaltung gefesselt hatte, zog ihn jetzt wieder zu der liebevollen Freundin seiner Jugend, dem Fräulein von Klettenberg, deren Verhältniß zu Goethe's Mutter in den letzten Jahren ein noch innigeres geworden war. Sie war der Ueberzeugung, daß ihr junger Freund eben so sehr an der Seele als am Körper leide, daß seine leidenschaftliche Unruhe daher rühre, „weil er keinen versöhnten Gott habe." Sie ermahnte ihn zur Demuth, Gottergebenheit und Geduld, worin sie selbst, eine Leidende, mit einem bewunderungswürdigen Beispiel ihm voranging. Er schloß sich wieder eng an den Kreis der Frommen, und seine Seele erfüllte sich mit poetisch-mystischen Contemplationen, da er mit dem bloßen Insichaufnehmen sich nicht begnügen konnte, sondern das Empfangene sich auf seine Weise zurechtlegte.

Jene mystischen Kreise blieben indeß nicht bei der Religion stehen, sondern magische und alchymistische Experimente waren bei ihnen Gegenstand ernsthafter Grübeleien und Versuche. Goethe's Arzt, der Dr. Gottfried Wilhelm Müller[15]), ein tüchtiger Naturforscher, stand bei den Klettenberg'schen Frommen in ganz besonderm Ansehn, weil er den Glauben zu verbreiten wußte, daß er im Besitze gewisser Geheimmittel sei, welche er durch verborgene alchymistische Weisheit zu Stande gebracht habe. Durch diesen Mann, behauptete Fräulein von Klettenberg, von einer sechsmonatlichen Krankheit in drei Tagen geheilt worden zu sein. Auch an Goethe bewährte sich seine Kunst, indem dieser bei einem heftigen Unterleibsleiden, wo keine angewandten Mittel etwas fruchten wollten, und er unter schmerzlichen Beängstigungen das Leben zu verlieren glaubte, dem geheimen Universalmittel, das der Arzt endlich auf leidenschaftliches Andringen der besorgten Mutter hergab, seine Rettung verdankte. In diesem Dr. Müller erkennen wir das Urbild zu dem Arzt in Faust, — „ein dunkler Ehrenmann, der über die Natur und ihre

heiligen Kreise, in Redlichkeit, jedoch auf seine Weise, mit grillenhafter Mühe sann.“ Auf seine Empfehlung studirte Goethe nebst seiner Mutter und Fräulein von Klettenberg Georg von Welling's „Opus mago-cabbalisticum et theosophicum, darinnen der Ursprung, Natur, Eigenschaften und Gebrauch des Salzes, Schwefels und Mercurii beschrieben“ ꝛc. ꝛc. (1735), mit einem Anhange über verschiedene alchymistische Operationen, woraus Vieles in die Faustdichtung übergegangen ist. Von diesem Werke gerieth er auf einige ältere Schriften ähnlichen Inhalts, auf die es hinwies, Theophrastus Paracelsus, Helmont, den Chemiker Basilius Valentinus, den Alchymisten Georg Starkey. Besonders ward Goethe von den Schriften, die unter dem Titel Aurea Catena Homeri bekannt waren und eine philosophisch-alchymistische Geheimlehre enthielten, angezogen. Mancher Winterabend wurde ihm in Gesellschaft der beiden Frauen *mit* Versuchen, die geheimnißvollen Kräfte der Natur kennen zu lernen und ihr medicinische Universalmittel abzulocken, verkürzt.

Als er mit der bessern Jahrszeit sich wieder in seinem alten Giebelzimmer aufhalten durfte, legte er sich hier einen kleinen Apparat an und begann durch chemische Experimente verschiedene Salze und Säfte zu bereiten. Am meisten beschäftigte ihn der sogenannte Liquor Silicum (Kieselsaft), welcher entsteht, wenn man reine Quarzkiesel, die sich im Main recht schön und weiß finden, mit einem gehörigen Antheil Alkali schmilzt, woraus ein durchsichtiges Glas entspringt, welches an der Luft zergeht und eine schöne klare Flüssigkeit darstellt. So abenteuerlich auch diese Operationen erscheinen, so waren sie doch für den Genesenden, dem ein folgerechtes anstrengendes Studium noch untersagt war, eine wohlthuende Zerstreuung. In dem Ernst, womit er ihnen sich hingab, liegt doch auch zugleich der Keim zu späterer Erforschung der Natur. Schon damals ging ihm praktisch

die Einsicht in manche Naturformen auf; er achtete genau auf alle Krystallisationen, er lernte die Stoffe näher kennen und näherte sich zugleich der wissenschaftlichen Chemie, indem er Boerhave's chemisches Compendium fleißig durcharbeitete.

Sein Streben nach religionsphilosophischer Erkenntniß führte ihn zu der Kirchen- und Ketzerhistorie Gottfried Arnold's, eines der ausgezeichnetsten Theologen der Spener'schen Schule. Dieses, mit eben so frommem Sinne als ausgebreiteter Gelehrsamkeit geschriebene, umfangreiche Werk konnte nicht anders als höchst anregend auf einen denkenden Geist wirken. Die nächste Folge war eine im Sinne der Gnostiker erbaute Schöpfungs- und Erlösungstheorie, die noch in der Faustdichtung nachklingt.

Unter diesen und ähnlichen, nach verschiedenen Seiten abschweifenden Beschäftigungen verfloß auch der zweite Winter in Frankfurt, wo Goethe's Gesundheitszustand noch der Pflege und Aufsicht im elterlichen Hause bedürfen mochte. Von poetischen Werken scheinen in dieser Zeit am meisten Shakspeare und Wieland seine Verehrung genossen zu haben, die er in dem schon oben angezogenen Briefe (20. Febr. 1770) an den Buchhändler Reich, dem er für die Uebersendung von Wieland's Dialogen des Diogenes seinen Dank abstattet, seine echten Lehrer nennt. „Meine Gedanken“ — so lautet dies charakteristische Bekenntniß — „über den Diogenes werden Sie wohl nicht verlangen. Empfinden und schweigen ist Alles, was man bei dieser Gelegenheit thun kann; denn sogar loben soll man einen großen Mann nicht, wenn man nicht so groß ist, wie er. — Wenn Sie diesem großen Autor, Ihrem Freunde, schreiben oder ihn sprechen, so haben Sie die Gütigkeit, ihm einen Menschen bekannt zu machen, der zwar nicht Manns genug ist, seine Verdienste zu schätzen, aber doch ein genug zärtliches Herz hat, sie zu verehren.“

Goethe's eigene poetische Production wurde nicht, wie sie

doch bedurfte, durch Lebensereignisse noch durch ein warmes Liebesverhältniß angeregt. Nur das mag man in dieser Leere ein Ereigniß für den erregbaren Jüngling nennen, daß er den heldenmüthigen, wenn auch unglücklichen, Vertheidiger der Freiheit seines Vaterlandes, den Corsen Pascal Paoli, der auf seiner Reise nach England Frankfurt berührte, im Bethmann'schen Hause kennen lernte und dem liebenswürdigen Manne eine begeisterte Verehrung widmete, so daß ohne Zweifel diese anmuthige Heldengestalt ihm bei der Dichtung des Götz und Egmont vor die Seele trat. „Es ist eine Wollust“ — sagt Bruder Martin im Götz — „einen großen Mann zu sehen.“ Uebrigens erschien ihm das Frankfurter Leben höchst prosaisch; auch Freund Horn, der im Frühjahre 1769 von Leipzig zurückgekehrt war, findet es dort „sehr stipide“ und meint, auch Goethe sei in der „Reichsluft“ „sehr stipide“ geworden. Kein Frankfurter Mädchen, wenn er gleich einige als „angenehme Creaturen“ zu rühmen hatte, flößte ihm eine leidenschaftliche Neigung ein, und die Liebe zu Käthchen trug keine poetischen Blüthen mehr: „nur in Frühlingstagen“ — so klagte er — „schneiden Schäfer in die Bäume, nur in der Blumenzeit bindet man Kränze“. Ein „Neujahrslied“ ward im December 1768 noch in der Weise der Leipziger Lieder gesungen [16]). Ein uns erhaltenes geistliches Lied [17]), das wohl nur in diese Zeit gesetzt werden kann, läßt vermuthen, daß er deren einige im Sinne und zu Liebe des Klettenberg'schen Kreises gedichtet habe. Zum Zeitvertreib wurden Märchen und eine Farce „Lustspiel in Leipzig“ niedergeschrieben. Alles dies nebst mehreren andern Papieren wurde, bevor er aufs neue Frankfurt verließ, dem Feuer geopfert, und nur Behrischens Liederbuch, so wie das Manuscript der Laune des Verliebten und der Mitschuldigen, woran er zu bessern fortfuhr, — dem Buchhändler Fleischer hatte er es vergebens zum Druck angeboten — blieben verschont.

Nicht lebhafter hatte er sich vor fünftehalb Jahren aus Frankfurt hinausgesehnt, als er jetzt verlangend dem Frühling 1770 entgegensah, der ihm zum zweiten Male die Freiheit wiedergeben sollte. Frankfurt war er längst „satt". Das Verhältniß zum Vater hatte sich in nichts gebessert. Die Mißstimmung, die dieser nicht verbarg, wenn die Genesung sich verzögerte oder Rückfälle eintraten, erzeugten eine bittere Gegenwirkung, und wie sehr mochte der unkindliche Sinn der Schwester diese verstärken helfen? In Ansicht und Urtheil bestand zwischen Vater und Sohn eine so große Verschiedenheit, daß stets ein Widerspruch hervorgerufen ward, der sogleich zu heftigen Scenen führte. Noch kurz vor der Abreise gerieth der Vater „in einen unglaublichen Zorn", als der Sohn sich herausnahm, die Bauart der Leipziger Häuser zu rühmen und dem Vater anzuempfehlen, auch in seinem stattlichen Hause die Treppe an die Seite zu legen, um jedem Stockwerk eine abgeschlossene Thür zutheilen zu können. Der Wiederkehr einer solchen Scene aus dem Wege zu gehen, beschleunigte er nur noch mehr seine Reise nach Straßburg, wo er nach des Vaters Wunsch, der ihm ganz genehm war, seine juristischen Studien beendigen und promoviren sollte. Horn gab ihm bis Mainz das Geleit. Ohne Aufenthalt ward in kurzer Zeit in der neueingerichteten bequemen Diligence die Reise vollbracht, und er langte am 2. April 1770 in der Stadt an, die ihm zum zweiten Mal den vollen Genuß der Jugend entgegenbrachte, und wo ihm für Geist und Herz ein neues, unendlich reiches Leben erblühte.

Als er von der Platform des Münsters zum ersten Mal seine Blicke über das schöne Rheinthal schweifen ließ, das sich zwischen den Vogesen und dem Schwarzwald, durchschlängelt von dem stolzen Strom und zahllosen kleinen Flüssen, hinzieht, segnete er entzückt das gütige Geschick, das ihm einige Sommer seiner Jugendzeit in dieser paradiesischen Gegend zu

verleben gönnte. Nach einer langweiligen, in körperlichem Leiden und mit verdüstertem Gemüthe durchlebten Krankheitsperiode trat er wieder mit frischem Jugendmuthe ins reiche genußverheißende Leben hinein, und die Ahnung trug auf die vor ihm ausgebreitete Fläche schon künftige Freudescenen ein.

Er miethete sich eine Wohnung an der Sommerseite des Fischmarkts (Nro. 80), einer schönen langen Straße, wo ein lebhafter Verkehr dem Auge in unbeschäftigten Augenblicken stets Unterhaltung bot. Empfehlungsbriefe führten ihn in einige Familien ein, auch in pietistische Kreise, durch deren Einfluß man die Wiederkehr der Leipziger Fehltritte abzuwenden hoffen mochte. Einer seiner Gönner empfahl ihm eine Tischgesellschaft bei zwei alten Jungfrauen, Namens Lauth (Krämergasse Nro. 13), die aus ungefähr zehn, älteren und jüngeren, Personen bestand. Den Vorsitz führte gewissermaßen Dr. Salzmann, Actuar beim Pupillencollegium, ein unverheiratheter Mann von ungefähr funfzig Jahren, dessen feines Benehmen und vielseitige Erfahrung den jungen Goethe bald sehr zu ihm hinzog. [18]) Auf dessen Rath wandte er sich zum Behuf der praktischen Einübung des juristischen Wissens an einen Repetenten, der sich durch Kenntnisse und Lehrtalent großes Vertrauen erworben hatte. So sehr dieser auch bei Goethe das Zutrauen rechtfertigte, so ward es ihm doch schwer, den lebhaften Jüngling in dem Kreise der positiven Rechtswissenschaft festzuhalten und ihn aus den umherschweifenden Discursen auf den nächsten Zweck hinzuführen. Für solches Gedächtnißwerk hatte Goethe wenig Sinn. Das Meiste, was er zum Examen bedurfte, hatte er schon auf andern Wegen erlernt, und es kostete nicht viel Mühe, was allenfalls noch erforderlich war, mit einigem Fleiße zu ergänzen.

Da ihm die Rechtswissenschaft keine genügende geistige Beschäftigung gab, so konnte er seine akademische Zeit benutzen, um sich in den Gebieten des Wissens zu ergehen, in die ein





innerer Trieb ihn lebhaft hineinzog. Den Naturwissenschaften und der Medicin war er auf den mystischen Irrgängen der Alchymie und Magie nahe getreten; noch von Straßburg aus meldet er dem Fräulein Klettenberg, daß die Alchymie seine geheime Freundin sei. Aber in der Helle des akademischen Lebens mußten solche Nebel bald verfliegen; schon die Gespräche seiner Tischgenossen, die meistens Mediciner waren, führten oft auf wissenschaftliche Behandlung medicinischer Probleme. Daher entstand auch bei Goethe das Verlangen nach einer wissenschaftlichen Einsicht in das Gebiet der räthselvollen Natur. Er wohnte schon im ersten Semester dem Clinicum des älteren Ehrmann und den Lectionen des jüngeren über Entbindungskunst bei und hörte im Winter Vorlesungen über Chemie und Anatomie; ohne Zweifel war auch der Unterricht in der Physik von diesem Cursus nicht ausgeschlossen. Bei diesem Wachsthum an Naturkenntnissen ward ihm zugleich in Folge des ihm eingebornen Triebes, die Natur als ein lebendiges Ganzes aufzufassen und zu vergeistigen, das Bedürfniß fühlbar, für die zerstreuende Mannigfaltigkeit der Erscheinungen ein ideales Band zu entdecken. Ein solches hoffte er in dem damals Aufsehen erregenden Système de la nature zu finden; aber der schale Atheismus der französischen Naturalisten erschien ihm nur gespenstisch und todtenhaft, mehr abgeschmackt und lächerlich, als gefährlich, und trug nur dazu bei, ihm die Philosophie, vor Allem die Metaphysik, zu verleiden.

Für seine Beschäftigung mit den Werken der Kunst schien ihm Straßburg weniger, als Leipzig, zu gewähren; seinen lieben Oeser sah er dort nicht ersetzt. Doch fand sich schon im Mai des Jahres 1770 eine unverhoffte Gelegenheit, die ästhetischen Principien desselben wieder lebendig zu machen und zur Anwendung zu bringen. Zum festlichen Empfang der jungen Gemahlin des französischen Thronfolgers, Marie

Antoinette von Oestreich, war auf einer Rheininsel ein zierliches Gebäude errichtet. Die Nebensäle waren mit den nach Rafaels Cartons gewirkten Teppichen geziert, die Goethe hier zum erstenmal sah und mit vollem Entzücken in sich aufnahm. Wiederholt wußte er sich vom Pförtner den Eintritt zu verschaffen, um diese Kunstwerke nicht nur zu genießen, sondern auch zu begreifen. Gern übersah er dabei das Unpassende, daß man Christus und die Apostel zum Schmuck eines Hochzeitsgebäudes verwendet hatte. Aber sein Kunstsinn war empört durch die den Hauptsaal schmückenden Teppiche, die nach Gemälden neuerer Franzosen gewirkt waren. Sie stellten die Geschichte des Jason, der Medea und Kreusa dar, Scenen der unglückseligsten Heirath. Mit solchen düstern ahnungsreichen Bildern die Königsbraut an Frankreichs Grenzen zu empfangen, erschien ihm taktlos und grauenhaft, und dieser Eindruck mochte ihm verstärkt werden, als bald darauf die Schreckensnachricht eintraf, daß während der Feuerwerke zu Paris eine Menge Menschen bei dem Gedränge in der rue royale umgekommen sei. An diesen Eindrücken hatte nicht bloß das Kunstgefühl Antheil, sondern es tritt darin auch ein tieferer poetischer Sinn hervor, welcher in dem, was dem gewöhnlichen Menschen zufällig und gleichgültig scheint, etwas Bedeutendes sieht, womit heitere oder düstere Ahnungen sich beschäftigen. Sie schwebten ihm lebhaft wieder vor, als die junge Fürstin, die damals im Glanze jugendlicher Schönheit und Majestät auf Frankreichs Boden einzog, ein Denkmal des furchtbaren Wechsels irdischer Hoheit ward.

Bei dem Durchzuge der Königin machte Goethe einen Versuch in französischer Poesie, der sein letzter geblieben ist. Man hatte die Anordnung getroffen, daß keine mißgestalteten Personen, Krüppel und Lahme sich der Königin auf ihrem Wege zeigen sollten. Er zog daher in einem scherzhaften Gedichte eine Parallele mit Christus, der eben die zu sich

kommen ließ, welche die Ankunft der Königin verscheuchte. [19]) Ein Franzose, mit dem er damals umging, kritisirte streng Sprache und Versmaß, und Goethe erinnerte sich nicht, nachher je wieder ein französisches Gedicht gemacht zu haben.

Bei dieser Gelegenheit treffen wir noch auf einen andern Zug, der Goethe's Wesen eigen war, den Hang zu Mystificationen, welcher mit dem genialen Muthwillen, der den gleichmäßigen Schritt des gewöhnlichen Lebens poetisch zu beleben sucht, zusammenhängt und mit hinterlistiger Schadenfreude nie etwas gemein hatte. Freund Horn, dessen Persönlichkeit schon in Leipzig zu solchen Scherzen aufgefordert hatte, erhielt von Goethe einen aus Versailles datirten Brief, worin er ihm seine glückliche Ankunft daselbst und seine Theilnahme an den Feierlichkeiten meldete, ihm aber strenges Stillschweigen auferlegte. Als nun die Nachricht von dem unglücklichen Ereignisse zu Paris nach Frankfurt kam, von Goethe aber wegen eines kleines Ausflugs keine Briefe einliefen, theilte Horn das Geheimniß mit und ängstigte sich und die Freunde, bis ein Brief aus Straßburg sie aller Sorge enthob. Die herzlichen Nachrichten von den Freunden rührten Goethe so, daß er solche Scherze für immer verschwor; doch sehen wir noch mehrmals derartige Improvisationen wiederkehren.

Die geselligen Verhältnisse in Straßburg sagten ihm sehr zu. Die schöne Jahreszeit lud ins Freie, und in heitern geselligen Stunden sog er wieder die ganze volle Frische jugendlichen Frohsinns in sich. Muntere Mädchen theilten manchmal die Gesellschaftsspiele. Seine Lieder „Stirbt der Fuchs so gilt der Balg“ und „Blindekuh“ sind das erste Zeugniß, daß seine Lyrik neue Töne gefunden hatte. Ob in den Namen Dorilis und Therese eine bestimmte Beziehung zu suchen sei, wird niemand entscheiden wollen. Auf Salzmann's Rath wurde das Kartenspiel wieder aufgenommen und Whist ge-

lernt, obwohl sich anfangs einige religiöse Bedenken dagegen regten; in einem seiner Briefe erörtert er ziemlich umständlich, ob Spielen Sünde sei. Denn die in den Frankfurter pietistischen Kreisen erhaltenen Eindrücke wirkten auch noch in Straßburg fort. Er setzt den Briefwechsel mit seiner frommen Freundin fort, er geht andachtsvoll zum heiligen Abendmahl und hält sich zu den „frommen Leuten" in Straßburg. Dieser Umgang konnte indeß nicht von langer Dauer sein; „sie sind", klagte er, „so von Herzen langweilig, wenn sie anfangen, daß es meine Lebhaftigkeit nicht aushalten konnte, lauter Leute von mäßigem Verstande, die mit der ersten Religionsempfindung auch den ersten vernünftigen Gedanken dachten und meinen, das wäre Alles, weil sie sonst nichts wissen." Er verkehrte daher wieder unter Weltkindern und gab der frohen Laune Raum, die in seine Natur gelegt war. Die Liebe zur Musik erwachte aufs neue; er nahm Unterricht auf dem Violoncell. Uebungen in körperlicher Gewandtheit erhielten wieder neuen Reiz; mit den Universitätsfreunden ward das Fechten geübt; die schöne Umgebung erhöhte die Lust am Reiten, das ihm nur im Freien Freude machte. Bei der Aussicht auf die glänzenden Bälle des nächsten Winters schien das Tanzen unentbehrlich, das er seit fünf Jahren, sogar in Leipzig nicht geübt hatte. Er nahm daher noch vor Beginn der Saison Unterricht bei einem geschickten Tanzmeister, einem Franzosen, dessen Lectionen ihn um so rascher förderten, als sie von der Mitwirkung seiner beiden hübschen Töchter unterstützt wurden. Diese faßten bald eine lebhafte Neigung zu dem schönen feurigen Jüngling, besonders Lucinde, die älteste, während er sich der jüngeren mehr zuwandte, deren Betragen, da sie bereits mit einem Entfernten sich verlobt hatte, stiller und gemessener war. Manchmal ersuchten sie ihn, nach der Stunde bei ihnen zu bleiben; er las ihnen vor und erwiderte auch sonst ihre Freundlichkeit durch Uebersendung von Blumen und Früchten. Die Leidenschaft Lucin-

dens und die wachsende Liebe Emiliens nöthigten ihn, wenn er nicht beide noch unglücklicher machen wollte, das Haus zu meiden. Als er aber scheidend von Emilien mit Küssen entlassen ward, stürzte Lucinde aus dem Nebenzimmer herbei, und indem sie in leidenschaftlicher Aufregung die Schwester mit Vorwürfen überhäufte, als habe sie ihr den Geliebten entwendet, umschlang sie ihn, durchwühlte seine Locken und küßte ihn mehrmals; „Unglück über Unglück“, rief sie aus, „für immer und immer auf diejenige, die zum ersten Male nach mir diese Lippen küßt!“ — Er flog die Treppe hinunter mit dem festen Vorsatze, das Haus nie wieder zu betreten.

Die siegreiche Anziehungskraft des frischen jugendlichen Muthes, der Geist und Gemüth belebend und erwärmend durchströmte, machte sich auch in dem Freundekreise geltend, der in der Salzmannschen Tischgesellschaft seinen Vereinigungspunct fand; sie vermehrte sich bis auf zwanzig Personen, und die Unterhaltung gewann mehr und mehr an Lebhaftigkeit und Interesse. Unter den neuen Ankömmlingen befand sich der unter dem Autornamen Heinrich Stilling berühmt gewordene Jung; er hat in der Schilderung seines Eintritts in diesen Cirkel ein treffendes Charakterbild von dem Studenten Goethe aufgezeichnet [20]):

„Es speiseten ungefähr zwanzig Personen an diesem Tisch, und man sah einen nach dem andern hereintreten. Besonders kam einer mit großen hellen Augen, prachtvoller Stirn und schönem Wuchs muthig ins Zimmer. Dieser zog Herrn Troost's und Stilling's Augen auf sich; ersterer sagte gegen letzteren: Das muß ein vortrefflicher Mann sein. Stilling bejahte das, doch glaubte er, daß sie beide viel Verdruß von ihm haben würden, weil er ihn für einen wilden Kameraden ansah. Dieses schloß er aus dem frechen Wesen, das sich der Student herausnahm; allein Stilling irrte sehr. Sie wurden indessen gewahr, daß man diesen ausgezeichneten

Menschen Herr Goethe nannte. Herr Troost sagte leise zu Stilling: Hier ists am besten, daß man vierzehn Tage schweigt. Letzterer erkannte diese Wahrheit; sie schwiegen also, und es kehrte sich auch niemand sonderlich an sie, außer daß Goethe zuweilen seine Augen herüberwälzte; er saß gegen Stilling über und hatte die Regierung am Tisch, ohne daß er sie suchte. Herr Troost war nett und nach der Mode gekleidet, Stilling auch so ziemlich. Er hatte einen schwarzbraunen Rock mit manchesternen Unterkleidern, nur war ihm noch eine runde Perücke übrig, die er zwischen seinen Beutelperücken doch auch gern verbrauchen wollte. Diese hatte er einstmalen aufgesetzt und kam damit an den Tisch. Niemand störte sich daran, als nur Herr Waldberg aus Wien. Dieser sah ihn an; und da er schon vernommen hatte, daß Stilling sehr für die Religion eingenommen war, so fing er an und fragte ihn: Ob wohl Adam im Paradies eine runde Perücke möchte getragen haben? Alle lachten herzlich bis auf Salzmann, Goethe und Troost; diese lachten nicht. Stilling fuhr der Zorn durch alle Glieder, und er antwortete darauf: Schämen Sie sich dieses Spottes. Ein solcher alltäglicher Einfall ist nicht werth, daß er belacht werde! — Goethe aber fiel ein und versetzte: Probir' erst einen Menschen, ob er des Spotts werth sei! Es ist teufelmäßig, einen rechtschaffenen Mann, der niemand beleidigt hat, zum Besten zu haben! Von dieser Zeit an nahm sich Herr Goethe Stilling's an, besuchte ihn, gewann ihn lieb, machte Brüderschaft und Freundschaft mit ihm und bemühte sich bei allen Gelegenheiten Stilling Liebe zu erzeigen.“

Hatte sich auch Goethe der einseitigen pietistischen Richtung, von der Jung nicht ablassen konnte, entzogen, so stand er jenen Gemüthszuständen doch nahe genug, um sie mit Liebe zu begleiten und theilnehmend auf sie einzugehen. Ihm öffnete sich daher vertrauensvoll Jung's zarter kindlicher Sinn.

Aufs lebhafteste erzählte er seine Lebensgeschichte, die bei aller Einfachheit der Verhältnisse reich war an Begebenheiten und mannigfacher Thätigkeit. Goethe ermunterte ihn sie aufzuschreiben, und seinem Antrieb verdanken wir die sinnige Schilderung von Stilling's Jugend, eine der anziehendsten Selbstbiographieen, welche die Literatur aufzuweisen hat.

Ein anderer wackerer Genosse, der sich eng an beide anschloß, war Lerse, das Musterbild eines deutschen Jünglings, stets bereit, mit unparteiischer Geradheit die kleinen Unebenheiten, welche in dem Kreise der Freunde etwa hervortraten, auszugleichen. Diesem liebenswürdigen Charakter setzte Goethe ein Freundesdenkmal in Götz von Berlichingen und blieb auch in späteren Jahren noch mit ihm in freundschaftlicher Verbindung.

Obwohl in Straßburg damals das französische Wesen, namentlich in die Bildung der höheren Stände, eingedrungen war, so machte sich doch in Goethe's Nähe deutsche Art und Bildung mit Entschiedenheit geltend; je mehr in ihm selbst die deutsche Richtung mit Energie hervortrat, desto mächtiger zog er die Freunde sich nach. Als er Straßburg zur Fortsetzung seiner akademischen Studien wählte, hatte die Aussicht, dort eine größere Gewandtheit in der französischen Conversationssprache sich zu erwerben, etwas Lockendes; aber dies Streben ward ihm bald verleidet, da er sich mit seinem auf verschiedenen Wegen erlernten Französisch stets mußte zurechtgewiesen sehen, so daß er lieber den Gebrauch der französischen Sprache ganz von sich abzulehnen beschloß. Die Tischgesellschaft sprach nur Deutsch und that sich gerade in der Nähe der französischen Cultur auf ihre Deutschheit etwas zu Gute. In demselben Maße, als man Wahrheit und Aufrichtigkeit des Gefühls als die Maxime in Leben und Dichten hinstellte, stieg die Abneigung gegen die fremde Sitte und Sprache. Die französische Literatur fand man vornehm

und affectirt, und man trat zu ihr in den Gegensatz, den erst ein halbes Jahrhundert später die neuromantische Schule in Frankreich zu vertreten wagte. Damit ging auch mit Goethe's Kunstansichten eine allmähliche Umwandlung vor sich, durch die sein eigenstes Wesen sich selbstständiger herausbildete. Das majestätische Münstergebäude erweckte in ihm eine enthusiastische Liebe zur altdeutschen Kunst.

Als Goethe nach Straßburg kam, hing er noch den Oeser'schen Maximen an, welche die einfache Schönheit, die idealische stille Größe als Princip an die Spitze stellten. Diese von der Antike abstrahirte Ansicht nahm ihn im Voraus gegen die mittelalterliche „gothische“ Baukunst ein. „Als ich das erste Mal nach dem Münster ging, hatt' ich den Kopf voll allgemeiner Erkenntniß guten Geschmacks. Auf Hörensagen ehrt' ich die Harmonie der Massen, die Reinheit der Formen, war ein abgesagter Feind der verworrenen Willkürlichkeiten gothischer Verzierungen. Unter die Rubrik Gothisch häufte ich alle synonymischen Mißverständnisse, die mir von unbestimmtem, ungeordnetem, unnatürlichem, zusammengestoppeltem, aufgeflicktem, überladenem jemals durch den Kopf gezogen waren.“ Anfänglich wirkte das großartige Bauwerk mehr staunenerregend als gigantische Masse, „ein krausborstiges Ungeheuer“. Nicht lange, so bildete es schon den Hintergrund der Erinnerung an schöne Stunden. Von hier überblickte er immer mit neuem Entzücken das schöne Elsaß, hier weilte er mit seinen Freunden manche Abendstunde und weihte der scheidenden Sonne den mit Rheinwein gefüllten Römer. Wiederholt erklomm er die höchsten, zum Theil an der Außenseite des Thurms hinanlaufenden Stufen bis zu dem sogenannten Hals unter dem Knopf und übte sich, ohne Schwindel hinabzublicken. Indem somit das Münster immer von neuem seine Blicke und seine Schritte zu sich zog, ging ihm nach und nach die Einsicht

in die Harmonie der Theile auf. Er erkannte, daß ein harmonisch hoher Geist durch die drei Stockwerke der prächtigen Façade bis zu den Säulenverschlingungen der himmelanstrebenden Thurmspitze walte und auch in all' den mannigfaltigen Zieraten, welche die Thüren und die Fensterrose einfassen und an den Hauptsäulen hinauflaufen, sich offenbare. Durch Messen und Zeichnen drang er in die Harmonie der Einzelheiten ein, so daß es ihm möglich ward zu entdecken, wo die Ausführung des Baues hinter dem ursprünglichen Plane des Meisters zurückgeblieben war. In einer Gesellschaft äußerte jemand, es sei schade, daß statt zweier Thürme nur der eine vollendet sei. Goethe bemerkte, auch dieser eine Thurm sei leider nicht ganz ausgeführt; denn auf die vier Schnecken hätten noch vier leichte Thurmspitzen gesollt, so wie eine höhere auf die Mitte, wo das plumpe Kreuz stehe. „Wer hat Ihnen das gesagt?“ fragte einer der Anwesenden. „Der Thurm selbst!“ versetzte Goethe. „So sind Sie nicht unwahr berichtet,“ erwiderte jener: „ich bin der Aufseher der Baulichkeiten; wir haben in unserm Archive noch die Originalrisse.“ Goethe bedauerte, von diesem Schatz nicht früher unterrichtet gewesen zu sein, und erwirkte sich noch kurz vor seiner Abreise die Erlaubniß, das im Bau Fehlende aus dem Riß aufzuzeichnen. Schon damals drang er darauf, daß man diese Baukunst nicht gothisch, sondern altdeutsch zu benennen habe und führte dies später in der Schrift „von altdeutscher Baukunst“ weiter aus. Damit war aber auch die Theorie vom Formideal gefallen. „Die Kunst — so lautete jetzt das Bekenntniß — ist lange bildend, ehe sie schön ist, und doch so große, wahre Kunst, ja oft wahrer und größer, als die schöne selbst. — Laßt die Bildnerei aus den willkürlichsten Formen bestehen, sie wird ohne Gestaltsverhältniß zusammenstimmen; denn Eine Empfindung schuf sie zum charakteristischen Ganzen. Diese charakteristische Kunst ist nun die einzig wahre.“ Hiermit war

der Schlüssel zum Shakspeare gefunden, und die Compositionen des Götz und Faust konnten sich nach und nach in der Seele des jungen Dichters aufbauen. Der jugendfrohe Dichter streifte die letzte Fessel der Theorie ab und hatte von nun an kein anderes Princip als:

Freundschaft, Liebe, Brüderschaft,
Trägt die sich nicht von selber vor?

„Auf philosophische Weise erleuchtet und gefördert zu werden, hatten wir keinen Trieb noch Hang", äußert Goethe in seinen biographischen Schilderungen. Wie wenig indeß diese Behauptung gegründet ist, beweisen uns die „Ephemeriden", das Tagebuch seiner literarischen Beschäftigungen, in denen sich ein vielseitiges Interesse für die wichtigsten Probleme des philosophischen Denkens kund giebt und die Lectüre angesehener Philosophen angemerkt ist [21]). Schwankend greift er hin und her, bald zu den mystischen und pantheistischen Schriften, mit denen er in der letzten Frankfurter Periode in engste Berührung gekommen war, bald zu den Philosophen der neuesten Aufklärungsperiode. Ein Aufsatz, in welchem eine Vergleichung zwischen dem Mendelssohn'schen und dem Platonischen Phädon angestellt wird, zeugt von einem sorgfältigen Studium dieser beiden Schriften.

Faßt man zusammen, mit welchem Drange nach Erkenntniß der geniale Jüngling in die Geheimnisse von Natur und Kunst, in Wissen und Leben hineinzuschauen bemüht war, so hat man es als ein besonders günstiges Geschick zu preisen, daß er in Straßburg mit Herder zusammengeführt ward und in ihm den Lehrer fand, dessen er gerade bedurfte. Herder hatte schon seine Lehrjahre durchgemacht, er hatte sich im Schul- und Kirchenamt mit Glück versucht und durch seine Fragmente zur Literatur und kritischen Wälder eine Stelle unter den deutschen Schriftstellern erworben. Er stand mit den größten Männern Deutschlands in Verbindung;

während seines Aufenthalts in Paris hatte er mit den geistreichsten Denkern Frankreichs verkehrt. Schon lagen in seinem Geiste die herrlichen Früchte vorgebildet, die er auf seiner glänzenden Schriftstellerlaufbahn nach und nach der Nation darreichte. In Begleitung des Prinzen von Holstein-Eutin kam er im September 1770 nach Straßburg, wo er das Verhältniß zu seinem Zögling auflöste. Da er wegen einer Augenkrankheit den berühmten Arzt Lobstein zu Rathe zu ziehen wünschte, so ward er den Winter über durch die ärztliche Behandlung in Straßburg zurückgehalten.

Goethe traf mit ihm zufällig an der Treppe des Gasthofs „zum Geist" zusammen. Seine freundliche Anrede fand Erwiderung, so daß ein lebhaftes Gespräch erfolgte, das er mit der Bitte schloß, ihn besuchen zu dürfen. Die Erlaubniß ward häufig benutzt, indem der empfängliche Jüngling sich stärker und stärker angezogen fühlte. In Goethe war eine ähnliche Gährung, wie in Herder's Geiste; aber während bei jenem noch das Ziel in Nebeln verschwand und ihm nur in schwankenden Ahnungen vorschwebte, trat bei Herder, der fünf Jahre älter war und als Jüngling schon dem gereiften Manne glich, das Urtheil klar und entschieden hervor. Er ließ es sich gern gefallen, daß Herder, von Natur zu didaktischer Mittheilung geneigt, dem jungen Dichter, der nur zu empfangen bereit war, und was er hatte, nicht einmal geltend zu machen suchte, in der superioren Haltung eines Lehrmeisters gegenüberstand. Der Umgang mit ihm gewann bald eine solche Innigkeit, daß Goethe bei der schmerzhaften Operation der Thränenfistel, welche Lobstein im October verrichtete, zugegen war und Zeuge der bewundernswürdigen Standhaftigkeit des verehrten Mannes sein konnte. Während der langen Leidenszeit, in der die Operation mit gleicher Erfolglosigkeit mehrere Male wiederholt ward, so daß Herder den Winter über sein Zimmer nicht verlassen konnte, erleich-

terte er ihm die Abgeschiedenheit durch Besuche am Morgen wie am Abend. Oft brachte er ganze Tage bei ihm zu, und bei dieser anregenden Mittheilung ist es begreiflich, „daß in der Fülle dieser wenigen Wochen alles, was Herder nachher allmählich ausgeführt hat, im Keim angedeutet ward.“ Herder bearbeitete damals die Abhandlung von dem Ursprunge der Sprachen, die dem Gebiete angehörte, auf welchem später die Ideen zu einer Philosophie der Geschichte der Menschheit erwuchsen.

Durch Herder lernte Goethe die Poesie als die ewige Ursprache der Menschheit auffassen und sie in der hebräischen Dichtung des alten Testaments, im Volksliede wie in Shakspeare erkennen. Herder verleidete ihm den letzten Rest des Wohlgefallens an den Werken der rhetorischen Kunstpoesie; nur Wahrheit und Natur sollte Geltung haben. Von den dürftigen Theoretikern wies er ihn auf die tiefsinnigen Ideen Hamann's, die auf einen Dichtergeist belebend und zündend zu wirken vermochten. Da Herder sich damals eifrig mit Shakspeare und Ossian beschäftigte, so waren ihre Dichtungen vornehmlich der Gegenstand anziehender Gespräche.

Aus dieser Zeit ist ein kurzer Vortrag Goethe's über Shakspeare aufbewahrt, woraus folgende Stelle die mächtige Wirkung des Genius am schlagendsten ausspricht: „Noch zur Zeit habe ich wenig über Shakspeare gedacht; — geahnet, empfunden, wenn's hoch kam, ist das Höchste, wohin ich es habe bringen können. Die erste Seite, die ich in ihm las, machte mich auf Zeitlebens ihm eigen; und wie ich mit dem ersten Stücke fertig war, stand ich wie ein Blindgeborner, dem eine Wunderhand das Gesicht in einem Augenblicke schenkt. Ich erkannte, ich fühlte aufs lebhafteste meine Existenz um eine Unendlichkeit erweitert — Alles war mir neu, unbekannt, und das ungewohnte Licht machte mir Augenschmerzen. Nach und nach lernte ich sehen und, Dank

sei meinem erkenntlichen Genius, ich fühle noch immer lebhaft, was ich gewonnen habe. Ich zweifelte keinen Augenblick dem regelmäßigen Theater zu entsagen. Es schien mir die Einheit des Orts so kerkermäßig ängstlich, die Einheiten der Handlung und der Zeit lästige Fesseln unsrer Einbildungskraft; ich sprang in die freie Luft und fühlte erst, daß ich Hände und Füße hatte. Und jetzt, da ich sehe, wie viel Unrecht mir die Herrn der Regel in ihrem Loch angethan haben, wie viel freie Seelen noch drinnen sich krümmen, so wäre mir mein Herz geborsten, wenn ich ihnen nicht Fehde angekündigt hätte und nicht täglich suchte ihre Thüren zusammenzuschlagen.«

Was in Goethe's Seele Großes schlummerte, ahnte Herder nicht; er nennt ihn in Briefen »etwas leicht und spatzenmäßig.« Bei der ihm eigenen Schärfe traf er Goethe's Liebhabereien oft mit bittern Glossen, so daß dieser, um nicht kränkenden Spott hervorzurufen, ihm seine Beschäftigung mit Götz und Faust und seine Studien in der Alchymie sorgfältig verbarg. War auch diese Einwirkung nicht immer momentan erfreulich, sie blieb doch anziehend und »bedeutend«, und Herder konnte, als er mit nächstem Frühjahr Straßburg verließ, mit Recht von sich rühmen, ihm gute Eindrücke hinterlassen zu haben, die einmal wirksam werden könnten.

Um jedoch aus der Berührung dieser im Geiste lebhaft sich drängenden Elemente den Funken der Poesie hervorzulocken, bedurfte es noch eines wirksameren Mittels. Die Liebe schuf um den Dichterjüngling einen neuen Himmel und führte seine Seele in eine paradiesische Welt, wie sie ihm bis dahin noch nicht aufgegangen war. Wir bitten unsere Leser bei dieser Erzählung sich der lieblichen Darstellung zu erinnern, durch die Goethe seiner Geliebten zum Ersatz für getäuschte Lebenshoffnungen die dichterische Unsterblichkeit gege-

ben hat; wir wollen sie nur ordnen und aus andern Mittheilungen ergänzen, indem wir im Uebrigen auf die anmuthigen Schilderungen selbst verweisen [22]).

In der ersten Hälfte des Octobers 1770 ward Goethe auf einem der häufig in die Umgegend Straßburgs unternommenen Ausflüge von seinem Freunde und Tischgenossen Weyland, der aus dem untern Elsaß gebürtig war und gern bei Freunden und Verwandten einsprach, bei dem Pfarrer Johann Jacob Brion zu Sesenheim, einem nahe bei Drusenheim, sechs Stunden von Straßburg gelegenen Dorfe, eingeführt. Die Gastfreiheit der Familie und die Liebenswürdigkeit der beiden Töchter waren ihm so eindringlich angekündigt, daß der Eintritt in das alte verfallene Pfarrhaus, welches einem schlechten Bauerhause ähnlich sah, von angenehmer Erwartung begleitet war. Der Pfarrer, ein kleiner, in sich gekehrter Mann, empfing die Gäste aufs freundlichste. In zutraulichster Weise lenkte er das Gespräch mit dem fremden Ankömmlinge, welcher, stets ein Freund des Incognito, seine aristokratische Herkunft durch Haltung und dürftige Kleidung unter der Maske eines armen Studenten verbarg, auf sein Lieblingsthema, den seit lange beabsichtigten und berathenen Neubau des Pfarrhauses, der durch vielerlei Hindernisse und Säumnisse immer wieder ins Ungewisse hinausgeschoben worden war. Bald trat auch die Mutter ein, eine verständige, höchst achtungswerthe Frau, deren ganze Erscheinung die Spuren früherer Schönheit und einer guten Erziehung trug, nach ihr auch die älteste Tochter, Maria Salome, ein Mädchen von hübschem Wuchs, lebhaft, fast stürmisch in Rede und Bewegung. Zuletzt erschien auch ihre jüngere Schwester, nach der man mehrmals gefragt und lange gesucht hatte, Friederike, das anmuthigste Mädchenbild, das je vor das Auge des jungen Dichters getreten war. Sehen und lieben war ein Moment. „Ein kurzes weißes rundes

Röckchen mit einer Falbel, nicht länger, als daß die nettsten Füßchen bis an die Knöchel sichtbar blieben, ein knappes weißes Mieder und eine schwarze Taffetschürze — so stand sie auf der Grenze zwischen Bäuerin und Städterin. Schlank und leicht, als wenn sie nichts an sich zu tragen hätte, schritt sie, und beinahe schien für die gewaltigen blonden Zöpfe des niedlichen Köpfchens der Hals zu zart. Aus heiteren blauen Augen blickte sie sehr deutlich umher, und das artige Stumpfnäschen forschte so frei in die Luft, als wenn es in der Welt keine Sorge geben könnte; der Strohhut hing ihr am Arm, und so hatte ich das Vergnügen sie beim ersten Blick auf einmal in ihrer ganzen Anmuth und Lieblichkeit zu sehn und zu erkennen.“ Sie war in ihrem sechzehnten Jahre.

Mit den Angelegenheiten der Familie ward Goethe durch die Gespräche über ihre Freuden auf dem Lande, über den Kreis von Verwandten und Freunden bald so vertraut, daß auch er sich zu ihnen rechnen durfte. Zugleich verklärte sich ihm diese ländliche Familienscene im Spiegel der Poesie. Wie er unter den frischen Eindrücken der Dresdener Bildergallerie sich an dem Hause seines gastfreundlichen Schusters als an einem niederländischen Gemälde entzückte, so entstand hier vor seiner Phantasie die Familie des Goldsmith'schen Landpredigers von Wakefield, deren Freuden und Leiden er kurz zuvor in Gesellschaft Herder's eine begeisterte Theilnahme gewidmet hatte. Die warnende Stimme, die er ebendaher hätte vernehmen können, hat er im Rausche des Liebeglücks überhört.

Während Weyland mehr die ältere Schwester unterhielt, widmete sich Goethe Friederiken. Ihr ganzes Herz lag offen vor ihm; er blickte in einen Himmel voll Unschuld und Güte. Wie hätte sich diesem gegenüber eine Maskirung lange behaupten lassen? Auch er wünschte, dem holden Wesen, das

schnell seine ganze Seele hinnahm, liebenswürdig zu erscheinen. Die Tage flogen unter „niedlichen und muthwilligen Lustbarkeiten“ dahin, von denen er uns die Ueberraschung in der Verkleidung des Bauerburschen aufs anmuthigste erzählt hat. Bald wurden Spaziergänge ins nahe Wäldchen unternommen, die vom freundlichen Wetter begünstigt wurden, bald saßen sie mit einander in der traulichen Jasminlaube vor dem Hause, und der junge Dichter konnte die Gabe der Märchenerzählung vor den aufmerksamsten Ohren geltend machen; hier erzählte er unter andern das Märchen von der neuen Melusine, das er in späteren Jahren niedergeschrieben hat. Ihm dem Glücklichen schlug keine Stunde, und hätte nicht Weyland, der als ein pünctlicher Collegienbesucher zu rechter Zeit wieder in Straßburg einzutreffen wünschte, zur Rückreise gedrängt, so hätte sich dieser Ausflug noch um viele Tage verlängern mögen. Nicht ohne einiges Abenteuer, indem sie, um den Weg abzukürzen, sich zwischen Morästen verirrten, langten sie bei Nachtzeit in Straßburg wieder an, „und der erste Gedanke, den wir hatten, der auch schon auf dem Wege unsere Freude gewesen war, endigte sich in ein Project, Sie bald wiederzusehen. — Sie wollten nicht glauben, daß mir der Stadtlärm auf Ihre süßen Landfreuden mißfallen würde; gewiß, Straßburg ist mir noch nie so leer vorgekommen, als jetzo. Zwar hoffe ich, es soll besser werden, wenn die Zeit das Andenken unserer Lustbarkeiten ein wenig ausgelöscht haben wird, wenn ich nicht mehr so lebhaft fühlen werde, wie gut, wie angenehm meine Freundin ist. Doch sollte ich das vergessen können oder wollen? Nein, ich will lieber das wenig Herzwehe behalten und oft an Sie schreiben.“

In solchen Ausdrücken des innigsten Gefühls sprach er gleich nach der Trennung in dem ersten Briefe an seine geliebte Freundin (15. Oct.) aus, was in seiner Seele vorging[23]).

„Liebe neue Freundin!“ so beginnt er, „ich zweifele nicht, sie so zu nennen, denn wenn ich mich anders nur ein klein wenig auf die Augen verstehe, so fand mein Auge im ersten Blicke die Hoffnung zu dieser neuen Freundschaft in Ihrem, und für unsere Herzen wollt' ich schwören; Sie, zärtlich und gut, wie ich Sie kenne, sollten Sie mir, da ich Sie so liebe, nicht wieder ein bischen günstig sein? — Liebe, liebe Freundin! Ob ich Ihnen was zu sagen habe, ist wohl keine Frage; ob ich aber just weiß, warum ich eben jetzt schreiben will und was ich schreiben möchte, das ist ein Anderes; soviel merk' ich an einer gewissen innerlichen Unruhe, daß ich gerne bei Ihnen sein möchte.“ In dieser weichen Gemüthsstimmung ward auch die Erinnerung an frühere glückliche Tage in ihm wieder recht lebendig; er schrieb um dieselbe Zeit (14. Oct.) das uns aufbehaltene Briefconcept an F. (vielleicht eine Frankfurter Freundin oder Friederike Oeser, an die der Name der Geliebten und die ländliche Heiterkeit zugleich erinnern mochte), worin die sanfte Wärme einer neukeimenden Liebe aus jeder Zeile durchscheint. „Sie sollten wohl nicht rathen,“ heißt es darin, „wie mir jetzt so unverhofft der Einfall kommt, Ihnen zu schreiben, und weil die Ursache sogar artig ist, muß ich's Ihnen sagen. Ich habe einige Tage auf dem Lande bei gar angenehmen Leuten zugebracht. Die Gesellschaft der liebenswürdigen Töchter vom Hause, die schöne Gegend und der freundlichste Himmel weckten in meinem Herzen jede schlafende Empfindung, jede Erinnerung an Alles, was ich liebe, daß ich kaum angelangt bin, als ich schon hier sitze und an Sie schreibe. Und daraus können Sie sehen, in wiefern man seine Freunde vergessen kann, wenn's Einem wohl geht. Es ist nur das schwärmende, zu bedauernde Glück, das uns unser selbst vergessen macht, das auch das Andenken an Geliebte verdunkelt; aber wenn man sich ganz fühlt und still ist und die reinen Freuden der Liebe und Freundschaft genießt, dann ist durch eine

besondere Sympathie jede unterbrochene Freundschaft, jede halbverschiedene Zärtlichkeit wieder auf einmal lebendig."

Fiel nun in die nächsten Wochen der lebhafteste Verkehr mit Herder, der ihn die Poesie am Busen der Natur, in der Einfalt patriarchalischer Sitte, selbst unter dem ländlichen Strohdach finden lehrte, wie mußte sich das Herz des jungen Dichters gehoben fühlen, welcher in der mit allen Reizen der Natur und Unschuld geschmückten Geliebten die Muse der reinsten Naturpoesie vor sich erblickte! Es ist daher wohl nicht gewagt, wenn wir auf die nächsten Tage nach dem ersten Besuche die Worte beziehen, womit die Schilderung unsers Dichters von der Nachwirkung des zweiten Ausflugs spricht: "In der Stadt angelangt, beschäftigte ich mich in den frühesten Stunden — denn an langen Schlaf war nicht mehr zu denken — [und die Stunden des Tages waren meist Herder'n gewidmet] mit dem Risse [zum Neubau des Pfarrhauses], den ich so sauber als möglich zeichnete. Indessen hatte ich ihr Bücher geschickt und ein kurzes freundliches Wort dazugeschrieben [wahrscheinlich nach jenem ersten Briefe]. Ich erhielt sogleich Antwort und erfreute mich ihrer leichten, hübschen, herzlichen Hand. Eben so war Inhalt und Stil natürlich, gut, liebevoll, von innen heraus, und so wurde der angenehme Eindruck, den sie auf mich gemacht, immer erhalten und erneuert. Ich wiederholte mir die Vorzüge ihres holden Wesens nur gar zu gern und nährte die Hoffnung, sie bald wiederzusehen."

Es bedurfte nicht erst, wie Goethe uns berichtet, einer Aufforderung des Professors Ehrmann: "um die Studien mit um so größerer Geistesfreiheit betreiben zu können, dem Körper Bewegung zu geben."

"Es schlug mein Herz: geschwind zu Pferde!
Es war gethan fast, eh' gedacht.
Der Abend wiegte schon die Erde,
Und an den Bergen hing die Nacht."

8*

Die Nacht war windig und schaurig (es war um den Beginn des Novembers). Der liebeglühende Jüngling sprengte in raschem Ritte zu, um nicht bis morgen früh auf den Anblick der Geliebten warten zu müssen:

„Die Nacht schuf tausend Ungeheuer —
Doch tausendfacher war mein Muth;
Mein Geist war ein verzehrend Feuer,
Mein ganzes Herz zerfloß in Gluth.“

(Gedicht: Willkommen und Abschied, nach den ältesten Lesarten.)

Wie oft sich im Laufe des Winters diese muthigen Ritte und flüchtigen Besuche wiederholt haben, hat uns der Dichter nicht berichtet, weil eben nichts Neues zu schildern war; sicherlich waren deren mehr, als man gewöhnlich annimmt. Auf die Winterbesuche deutet ein aus Friederikens Nachlasse bekannt gewordenes Gedichtchen hin:

„Ich komme bald, ihr goldnen Kinder!
Vergebens sperret uns der Winter
In unsre warmen Stuben ein.

Wir wollen uns zum Feuer setzen
Und tausendfältig uns ergötzen
Und lieben wie die Engelein.

Wir wollen kleine Kränzchen winden,
Wir wollen kleine Sträußchen binden,
Wir wollen kleine Kinder sein.“

Nie hat wohl Goethe seligere, reinere Tage verlebt. Die Erinnerung an Vergangenes warf über das Glück der Liebe noch nicht den Schatten des Vorwurfs, und sie trug noch das Gefühl der Ewigkeit in sich. In einem noch vorhandenen Briefe an Horn (vom December) „scheint sich“ — so berichtet Eckermann — „der glückliche Jüngling in dem Taumel der süßesten Empfindungen zu wiegen und seine Tage halbträumerisch hinzuschlendern“ [24]).

Wir gehen wohl nicht fehl, wenn wir in diese glücklichen Monate Vieles von dem verlegen, was des Dichters Schilderung erst später erwähnt. „Ein lebhafter Briefwechsel war eingeleitet; die Lust zu dichten, die ich lange nicht gefühlt hatte, trat wieder hervor; ich legte für Friederiken manche Lieder bekannten Melodieen unter.“ Außerdem wanderten mit Briefen und Geschenken manche poetische Herzensergüsse nach Sesenheim hinüber. „Entfernt von mir arbeitete sie für mich und dachte auf irgend eine neue Unterhaltung, wenn ich zurückkäme; entfernt von ihr beschäftigte ich mich für sie, um durch eine neue Gabe, einen neuen Einfall ihr wieder neu zu sein. Bemalte Bänder waren damals erst Mode geworden; ich malte ihr gleich ein Paar Stücke und sendete sie mit einem kleinen Gedicht voraus, da ich diesmal länger, als ich gedacht, ausbleiben mußte.“ Diesem in lieblicher Melodie dahinschwebenden Liedchen („Kleine Blumen, kleine Blätter“) würden wir das „An die Erwählte“, voll warmer Liebes- und Lebenshoffnung, beigesellen, wenn nicht die vollendete Form desselben ein späteres Entstehen vermuthen ließe.

„In deinen Küssen, welche Wonne!“

war ohne Zweifel schon damals keine poetische Fiction mehr; es wird vielmehr die in „Dichtung und Wahrheit“ viel besprochene Resignation auf diese liebevolle Annäherung zu den Dichtungen gehören, womit Goethe sein Liebesverhältniß reizend umhüllt hat. Wer zwischen den Zeilen zu lesen versteht, sieht leicht, daß bei dem nächsten Frühlingsbesuch der Bund der Liebenden mit Hand und Lippe längst geschlossen war.

Kurz vor dem verhängnißvollen October des Jahres 1770, der ihm Herder und Friederike zuführte, hatte Goethe die Ausarbeitung seiner Doctordissertation begonnen, und es war wohl des Vaters Wunsch, ihn mit dem nächsten Frühling

in die Vaterstadt als Doctor der Rechte heimkehren zu sehen. Als aber die Herbststürme zwischen die juristischen Collectaneen fuhren und statt derselben Blätter zum Götz, Faust, selbst zu einem Julius Cäsar sich sammelten, als im Verkehr mit Herder die todte Buchgelehrsamkeit verdunstete, und das Auge von der Sonne Shakspeare's, das Herz von Liebe trunken war, folgte er mit Freuden dem Rath der Freunde, statt über eine Dissertation, über Theses zu disputiren, was in Straßburg nichts Ungewöhnliches sei. Allein der Vater, dem er darüber schrieb, verlangte ein ordentliches Werk. Er war deßhalb genöthigt, sich auf etwas Allgemeines zu werfen und etwas zu wählen, was ihm geläufig war. Er bearbeitete daher ein kirchengeschichtliches Thema: „daß der Gesetzgeber nicht allein berechtigt, sondern verpflichtet sei, einen gewissen Cultus festzusetzen, von welchem sich weder die Geistlichkeit noch die Laien lossagen dürften," was er mit philosophischen und historischen Gründen zu erweisen suchte. Aus den „Ephemeriden" geht hervor, daß er zu diesem Behufe mehrere kirchenrechtliche und kirchengeschichtliche Werke durchstudirte. In den ersten Monaten des Jahres 1771 scheint die gelehrte Abhandlung vornehmlich seine Zeit in Anspruch genommen zu haben. In diese Zeit fiel auch der Tod des Großvaters (6. Februar); so wenig der Verlust unerwartet eintrat, berührte er ihn doch sehr schmerzlich. Um Ostern verließ Herder Straßburg. Der Frühling lud nach Sesenheim.

Friederike hatte ihren Geliebten gebeten, sich auf längere Zeit einzurichten. In dem Pfarrhause war ein Fest, zu welchem mehrere Freunde und Verwandte aus der Umgegend geladen waren. Goethe erschien jetzt bereits als ein Glied der Familie; „man wußte nicht anders, als daß ich diesem Kreise angehöre." Er erheiterte die Gesellschaft durch Schwank und Humor. Friederike zeigte sich überall in gleicher Anmuth als der belebende Geist und erschien ihm lieblicher

als je. Er fühlte sich „grenzenlos glücklich“ an ihrer Seite. Pfänderspiele steigerten die ausgelassene Lustigkeit der Gesellschaft, und ihm ward Gelegenheit zu manchem Kuß der Geliebten. Abends ward getanzt, und das zärtliche Paar gab sich der Lust so leidenschaftlich hin, daß man ihnen zureden mußte, „nicht weiter fortzurasen.“ Sie entschädigten sich durch einen einsamen Spaziergang Hand in Hand, und „durch die herzlichste Umarmung und die treulichste Versicherung, daß sie sich von Grund aus liebten.“ Das Gefühl dieser liebeseligen Stunden bewahren die Zeilen:

Jetzt fühlt der Engel, was ich fühle;
Ihr Herz gewann ich mir beim Spiele,
Und sie ist nun von Herzen mein.
Du gabst mir, Schicksal, diese Freude;
Nun laß auch morgen sein, wie heute,
Und lehr' mich ihrer würdig sein!

In dem Wäldchen, das so oft das Ziel ihrer Spaziergänge war, („Nachtigallwäldel“ von den Bauern genannt), wurde eines Tages eine Tafel mit den Namen vieler Freunde an einer der stärksten Buchen aufgehängt; zu unterst schrieb Goethe den seinigen mit den Versen:

Dem Himmel wachs' entgegen
Der Baum, der Erde Stolz.
Ihr Wetter, Sturm und Regen,
Verschont das heil'ge Holz!
Und soll ein Name verderben,
So nehmt die obern in Acht!
Es mag der Dichter sterben,
Der diesen Reim gemacht.

Dort ward auch in der Rinde eines Baumes sein Name mit dem ihrigen verschlungen.

In den nächsten Wochen wurden Ausflüge zu den Freunden gemacht, die bei dem Sesenheimer Feste vereinigt gewesen waren, diesseits und jenseits des Rheins, nach Hagenau,

Fort-Louis, Philippsburg, der Ortenau. Die Rheininseln waren häufig das Ziel ihrer Wasserfahrten, und der heiterste Maienhimmel breitete sich über diese glücklichen Tage aus. Die Poesie streute zugleich ihre Frühlingsblüthen; das Sesenheimer Liederbuch ward mit manchem tiefempfundenen Gelegenheitsgedichte und Liedern nach bekannten Melodieen ausgestattet. Für die Geliebte schrieb Goethe mit höchst zierlicher Handschrift die Uebersetzung der Ossianschen Gesänge von Selma [26]), wovon ein Theil in veränderter Form später in Werther's Leiden eingeschaltet ward. Auch der Homer war sein getreuer Begleiter [27]). Wie mochte er sich so ganz in die patriarchalische Idylle hineinleben, wenn er manchen Tag sich abmühte des Pfarrers alte Kutsche mit Blumen zu bemalen, oder bei dem lahmen Philipp in Sesenheim Körbe flechten lernte!

Allein indem das Glück der Liebe seinen Höhepunct zu erreichen schien, verlor sie schon die beseligende Zauberkraft, das Gefühl der Unendlichkeit. Sobald Goethe fühlte, daß er „sich über die Zukunft verblendet habe," daß er „nach Schatten greife", trat er in einen peinlichen Mittelzustand, den uns ein Brief an Salzmann deutlich genug malt: „Nun wär' es wohl bald Zeit, daß ich käme; ich will auch und will auch; aber was will das Wollen gegen die Gesichter um mich herum? Der Zustand meines Herzens ist sonderbar...... Die angenehmste Gegend, Leute, die mich lieben, ein Cirkel von Freunden! Sind nicht die Träume meiner Kindheit alle erfüllt? frage ich mich manchmal, wenn sich mein Aug' in diesem Horizonte von Glückseligkeiten herumweidet. Sind das nicht die Feengärten, nach denen du dich sehntest? — Sie sind's, sie sind's! Ich fühl' es, lieber Freund, daß man um kein Haar glücklicher ist, wenn man erlangt, was man wünschte. Die Zugabe! die Zugabe! die uns das Schicksal zu jeder Glückseligkeit drein wiegt! Lieber Freund! es gehört

viel Muth dazu, in der Welt nicht mißmuthig zu werden.“ Die Zugabe war die Erkenntniß, daß diese Liebe nicht im Stande sei, der Lebensinhalt für seinen hochstrebenden Genius zu sein; der Moment war eingetreten, den er später mit unverkennbarer Beziehung auf sich schildert [28]), wo der junge zum Höchsten strebende Dichter sich losreißt, weil er, „aus einem dichtenden Traum erwachend, findet, daß seine Göttin nur schön, nur witzig, nur munter sei“; die Zugabe war das reuige Gefühl, daß er in seinem Liebesverhältniß bis auf einen Punct gerathen war, wo der Rückweg zur Freiheit, nach der er sich zu sehnen begann — („wie traurig wird die Liebe, wenn man so genirt ist“) — nicht ohne einen Treubruch geschehen konnte. Was er in seiner poetischen Schilderung so zart als die Reue, ihre Lippen durch den Kuß entweiht zu haben, einkleidet, das war das unausweichliche Selbstgeständniß, ihren Frieden untergraben zu haben, so daß ihm „ihre Liebe recht unselig vorkam, und er über alle Berge zu sein wünschte“. Langeweile und üble Laune, die durch körperliches Uebelbefinden noch vermehrt ward, mochten schon verdrießliche Stunden herbeiführen, wie sie Käthchen Thränen gekostet hatten.

In seinen Gemüthszustand läßt uns ein bald nach Pfingsten an Salzmann geschriebener Brief einen Blick werfen. „Es geht so ziemlich gut; der Husten hat sich durch Cur und Bewegung so ziemlich gelöst, und ich hoffe, er soll bald ziehen. Um mich herum ist's aber nicht sehr hell; die Kleine fährt fort traurig krank zu sein, und das giebt dem Ganzen ein schiefes Ansehen; nicht gerechnet conscia mens und leider nicht recti, der mit mir herumgeht.“ Er bittet dann Salzmann, ihm zwei Pfund Zuckersachen zu schicken, und hofft dadurch zu süßeren Mäulern Anlaß zu geben, als man seit einiger Zeit zu sehen gewohnt sei. Weiter erzählt er, er habe Pfingstmontags (20. Mai) mit der Aelte-

sten von 2 Uhr bis Mitternacht getanzt; „ich vergaß des Fiebers, und seit der Zeit ist's auch besser...... Und doch, wenn ich sagen könnte, ich bin glücklich, so wäre es besser, als das alles...... der Kopf steht mir, wie eine Wetterfahne, wenn ein Gewitter heraufzieht und die Windstöße veränderlich sind.“ Und dennoch konnte er, wozu Salzmann längst gedrängt hatte, noch nicht zu dem Entschlusse kommen, sich aus diesem Traumleben herauszureißen und nach Straßburg zurückzukehren; erst gegen den Beginn des Juni nach einem Aufenthalt von ungefähr fünf Wochen verließ er Sesenheim. Beim Abschiede dichtete er wahrscheinlich das schöne Lied: „Laß mein Aug' den Abschied sagen“.

Da er, am Körper, mehr noch an der Seele krank, nach Straßburg zurückkehrte, so war in den nächsten Wochen für seine Studien nicht viel Gewinn zu hoffen. In den Johannisferien entschloß er sich daher zu einer Vergnügungsreise in die Vogesen, auf der sein Freund Weyland ihn begleitete. Von dieser Reise, die am 22. Juni angetreten ward, hat uns Goethe eine detaillirte Skizze hinterlassen, in der wir deutlich die Aufzeichnungen seines Tagebuchs wiedererkennen. Der Weg ging durch das nördliche Elsaß, über Buchsweiler, Weyland's Vaterstadt, nach dem Saarthal. Vom Baschberge herab genoß er die entzückende Aussicht ins Elsaß. Dann gelangten die Reisenden über Saargemünd nach Saarbrück, wo sie vom Präsidenten von Günderode drei Tage aufs freundlichste bewirthet wurden. Goethe benutzte die Zeit, um sich durch Excursionen in die gewerbthätige Umgegend mit dem Berg- und Hüttenwesen bekannt zu machen, wofür ein lebhaftes Interesse in ihm geweckt ward. Man erkennt in seinen Schilderungen, wie heilsam die Reize der Natur auf sein leidenschaftlich aufgeregtes Gemüth wirkten, wie seinem offenen Sinne die Welt wieder klar entgegenkam, und sein Geist sich durch die Theilnahme am praktischen Leben wieder stärkte.

Ein zu Saarbrück am 25. Juni niedergeschriebenes Briefconcept an F. spricht das, was in seinem Herzen vorging, gleich dem Selbstgespräch eines Tagebuchblattes aus: „Wenn das alles aufgeschrieben wäre, was ich an Sie gedacht, da ich diesen schönen Weg hierher machte, und alle herrlichen Abwechselungen eines herrlichen Sommertages in der süßesten Ruhe genoß: Sie würden Mancherlei zu lesen haben und manchmal empfinden und oft lachen. Heute regnet's, und in meiner Einsamkeit finde ich nichts Reizenderes, als an Sie zu denken, an Sie, das heißt zugleich an Alle, die Sie lieben, die mich lieben, und auch sogar an Käthchen, von der ich doch weiß, daß sie gegen meine Briefe sein wird, was sie gegen mich war, und daß sie — Genug, wer sie auch nur als Silhouette gesehen hat, der kennt sie. — Gestern waren wir den ganzen Tag geritten, die Nacht kam herbei, und wir kamen eben aufs lothringische Gebirg, da die Saar im lieblichen Thale unten vorbei fließt. Wie ich so rechter Hand über die grüne Tiefe hinaussah, und der Fluß in der Dämmerung so graulich und still floß, und linker Hand die schwere Finsterniß des Buchenwaldes vom Berg über mich herabhing, wie um die dunklen Felsen durchs Gebüsch die leuchtenden Vögelchen still und geheimnißvoll zogen, da wurd's in meinem Herzen so still, wie in der Gegend und die ganze Beschwerlichkeit des Tages war vergessen, wie ein Traum; man braucht Anstrengung, um ihn im Gedächtnisse aufzusuchen. — Welch' Glück ist's, ein leichtes, ein freies Herz zu haben! Muth treibt uns an zu Beschwerlichkeit, zu Gefahren; aber große Freuden werden nur mit großer Mühe erworben. Und das ist vielleicht das Meiste, was ich gegen die Liebe habe. Man sagt, sie mache muthig; nimmermehr! Sobald unser Herz weich ist, ist es schwach. Wenn es so ganz warm an seine Brust schlägt, und die Kehle wie zugeschnürt ist, und man Thränen aus den Augen zu drücken sucht, und in einer unbegreiflichen Wonne dasitzt, wenn sie fließen: o, da sind

wir so schwach, daß uns Blumenketten fesseln, nicht weil sie durch irgend eine Zauberkraft stark sind, sondern weil wir zittern, sie zu zerreißen“.

Von Saarbrück aus zogen die jungen Wanderer durch waldiges Gebirge, bis sie in tiefer Nacht in Neukirch anlangten. Goethe konnte „ungeachtet aller Mannigfaltigkeit und Unruhe des Tages“ noch keine Rast finden; er suchte das höher gelegene Jagdschloß auf, vor dessen Glasthüren er lange Zeit in tiefem Nachdenken in einer nie gefühlten Einsamkeit saß, bis ihn aus der Ferne der Ton von einigen Waldhörnern aufweckte, „der auf einmal wie ein Balsamduft die ruhige Atmosphäre belebte“. Da ging in seinem Herzen das Bild Friederikens auf, das während des bunten Wechsels der Reisetage in den Hintergrund getreten war, und riß ihn mit unwiderstehlicher Gewalt mit sich fort. Er brach des nächsten Tages mit dem Frühesten von der Herberge auf und nahm den Rückweg mit größerer Eile über Zweibrücken, Bitsch, Niederbrunn nach Hagenau. Hier trennte er sich von seinem Freunde Weyland und eilte auf Richtwegen dem geliebten Sesenheim zu. Auf dem Wege in der Gegend von Niederbrunn überraschten ihn ehrwürdige Trümmer des Alterthums, die ihm „in Resten von Basreliefs und Inschriften, Säulenknäufen und Schäften aus Bauerhöfen zwischen wirthschaftlichem Wust und Geräthe gar wundersam entgegen leuchteten“; an der nahen Wasenburg, den Ruinen eines auf römische Reste gebauten Schlosses, gewahrte er eine gut erhaltene Inschrift, worin dem Mercur ein dankbares Gelübde abgestattet wird. Hierauf gründet sich vielleicht das Gedicht „der Wanderer“. [29])

Nach kurzem Aufenthalte in der Nähe Friederikens, über den wir nichts Näheres erfahren, kehrte er nach Straßburg zurück, wo ihn zunächst die Vorbereitungen zu der nicht länger zu verschiebenden Promotion festhielten.

Goethe hatte mitten unter den Zerstreuungen des Sommers seine kirchenrechtliche Dissertation, so gut es gehn wollte, zum Abschluß gebracht. Da er das Latein geläufig schrieb, so schien ihm die Darstellung gelungen zu sein, und mit Hülfe eines guten Lateiners ward noch in Kleinigkeiten nachgebessert. Eine reinliche Abschrift wurde dem Vater zugeschickt, der zwar nicht billigte, daß keiner von den früher vorgenommenen Gegenständen ausgeführt worden sei, sich aber doch von der Bekanntmachung dieser Abhandlung die beste Wirkung versprach. Der junge Autor trug kein Verlangen danach und und war sehr erfreut, als der Decan der juristischen Facultät, dem er sie überreicht hatte, sie als akademische Dissertation nicht annehmbar fand, sei es nun, daß der paradoxe Inhalt Anstoß gab oder die Behandlung der juristischen Erudition nicht Genüge leistete. Um die Sache nicht aufzuhalten, gestattete man ihm, über Theses [30]) zu disputiren. Unter dem Beistand des Repetenten wurden diese ausgesucht und gedruckt. Am 6. August ging die Disputation im Thomanum, dem alten Universitätsgebäude, lustig und leichtfertig vorüber. Lerse war der Opponent. Ein herkömmlicher Schmaus beschloß die Promotion. Anfangs begnügte er sich mit dem Titel eines Licentiaten; die Doctorwürde erlangte er erst nach seiner Rückkehr in die Vaterstadt.

Da um diese Zeit Goethe's Besuche in Sesenheim mehrere Wochen ausblieben, so entschloß sich die Mutter mit ihren Töchtern zu einem Besuche in der Stadt, wozu sie schon wiederholt von Verwandten eingeladen worden waren. Auch Goethe war seit lange mit diesen Familien vertraut und bei ihnen öfters zum Besuch; wie nahe lag es also, den Verlobten — denn als solche mußten sie ihnen gelten — eine erwünschte Gelegenheit zu verschaffen, sich häufig zu sehen, zumal da die Trennung nahe bevorstand. Man sieht es Goethe's etwas verworrener Erzählung an, daß ihm dieser

Besuch eher lästig als erfreulich war. Seiner Liebe ging der Reiz, der ihn an Friederike gefesselt hatte, der Zauber ländlicher Idylle verloren. Wie anmuthig war sie ihm erschienen, wenn sie, leicht wie das Reh, über Rain und Matten im zierlichsten Laufe dahinflog, wenn sie in ihrer ländlichen Tracht zwischen den Blumen der Wiesen, unter dem Grün des Waldes der Nymphe des Haines zu vergleichen war! Aber mit der städtischen Umgebung trat dies alles in Widerspruch. Die Mädchen kamen sich selbst neben den städtischen, französisch gekleideten Nichten recht „mägdehaft“ vor, besonders die Aelteste, welche den Abstand lebhafter fühlte, während Friederike sich auch hier „frei wie der Vogel auf den Zweigen“ bewegte und überall die Welt schön fand, wo „er nur bei ihr wäre.“ Unter den Abendunterhaltungen war auch eine Vorlesung des Hamlet, durch die Goethe großen Beifall erntete; „sie versagte sich den kleinen Stolz nicht, in mir und durch mich geglänzt zu haben“. Aber die Hülfsquellen der geselligen Unterhaltung versiegten in der Stadt bald; das Landmädchen ins Freie zu begleiten, sich öffentlich mit ihr zu zeigen, scheute sich der Liebhaber, und wir glauben gern seiner Versicherung, daß ihm ein Stein vom Herzen fiel, als er sie abfahren sah. Auch Friederike schied wohl mit der Ahnung, daß diese Liebe nur ein Traum gewesen sei.

Um von den beängstigenden Gefühlen sich loszumachen, gab er sich „Zerstreuungen und Heiterkeit bis zur Trunkenheit“ hin. Die Stimme des Herzens, die bisher in weichen Liedern erklungen war, betäubte er jetzt durch ausgelassenen Humor. Er verkehrte vornehmlich mit den jungen Shakspearomanen, „deren ganze Glückseligkeit die Absurditäten der Clowns waren“, die durch Originalspäße den großen Meister zu feiern suchten. „Ueber solche Dinge ward sehr ernsthaft gestritten, ob sie des Clowns würdig oder nicht, und ob sie aus der wahrhaften reinen Narrenquelle geflossen, oder ob

etwa Sinn und Verstand sich auf eine ungehörige und unzulässige Weise mit eingemischt hätten.“ Es gesellte sich in der letzten Zeit von Goethe's Aufenthalt in Straßburg der Liefländer Johann Reinhold Lenz hinzu, welcher nach beendigten Universitätsstudien zwei junge Edelleute von Kleist, die in französische Dienste zu kommen hofften, nach Straßburg begleitet hatte. Er kam dort, da die Zahlung bald aufhörte, in große Noth und mußte sich mit Stundengeben erhalten. Seine Sanftheit und zierliche Gestalt hatte etwas Gewinnendes. In barocken Einfällen und Narrenspäßen entwickelte er einen genialen Humor, der die lustige Gesellschaft zur Bewunderung hinriß. Da er übrigens ohne sittlichen Halt und künstlerisches Maß war, so gingen aus seiner naturwüchsigen Genialität nur einige krankhafte Productionen hervor, in denen treffender Humor mit dem Albernsten launenhaft zusammengewürfelt ist.

Diese übermüthig lustigen Freunde wählte er zu Begleitern auf seinen letzten Ausflügen ins obere Elsaß; kein Wunder, daß er von diesen „keine sonderliche Belehrung heimbrachte“. In solcher Gesellschaft konnte sinnige Betrachtung der Natur und alterthümlicher Trümmer, für die Goethe sonst ein leidenschaftliches Interesse hatte, welches durch die Belehrung der Professoren Oberlin und Koch nachdrücklich genährt und wissenschaftlich gefördert worden war, nicht aufkommen. Dieses ward von der unaufhaltsam sprudelnden Narrenquelle weggeschwemmt. Verse im Clowngeschmack entquollen bei jeder Gelegenheit; der in der Kirche zu Ensisheim aufgehängte ungeheure Aerolith gab zum Spott über die Leichtgläubigkeit der Menschen Anlaß; in der fruchtbaren Gegend zwischen Colmar und Schlettstadt wurden possenhafte Hymnen an Ceres gesungen, indem der Verbrauch so vieler Früchte umständlich auseinandergesetzt und angepriesen ward.

Tiefer blieb eine mit einer andächtigen Schaar begangene Wallfahrt auf den Ottilienberg seiner Erinnerung eingeprägt Hier genießt man eine entzückende Aussicht in das Elsaß, und der Blick fliegt über Hunderte von Dörfern und Städten hinweg; am Horizonte zeigen sich in blauer Ferne die Alpen der Schweiz. Rings um den Berg liegen Trümmer römischer Bauwerke zerstreut, und über die ehrwürdigen Reste der Vergangenheit verbreitet die Sage von der schönen Ottilie, welche hier durch einen Schlag an den Felsen einen Brunnen hervorquellen ließ, noch den Schimmer der Romantik. Das anmuthige Bild, das die Sage in dem jungen Dichter hervorrief, trug er mit sich und kleidete in den Namen der Heiligen ein mit Liebe ausgeführtes, weibliches Charakterbild.

Nach Sesenheim kam er in den letzten Wochen selten hinaus; der Briefwechsel ward „lebhaft“ fortgeführt. „Sie blieb sich immer gleich; sie schien nicht zu denken noch denken zu wollen, daß dieses Verhältniß sich so bald endigen könne“. Ihn ängstigte die Gegenwart Friederikens; aber abwesend sich mit ihr zu unterhalten, war für sein Gemüth eine Beruhigung, für seine dichterische Phantasie eine reizende Beschäftigung. Den Abschiedsbesuch konnte er sich nicht versagen. Wer fühlt nicht die ergreifende Wahrheit in den wenigen Worten: „Als ich ihr die Hand noch vom Pferde reichte, standen ihr die Thränen in den Augen, und mir war sehr übel zu Muthe“! Es ward noch nicht ausgesprochen, daß es eine Trennung für immer sei.

Gegen das Ende des Augusts verließ Goethe sein geliebtes Straßburg. Seinem Freunde Lenz schenkte er zum Andenken ein Exemplar von Shakspeare's Othello, in welches er die Worte schrieb: „Seinem und Shakspeare's würdigem Freunde Lenz“, wozu dieser hinzufügte: „Ewig bleibt mein Herze dein, mein lieber Goethe“. Die Reise ging über Mannheim, wo ihm die Betrachtung der Antikensammlung

schöne Eindrücke und reiche Belehrung hinterließ. Hier sah er die Laokoongruppe, die durch Lessing's Abhandlungen sein Nachdenken schon vielfach beschäftigt hatte, und er faßte die Grundidee zu dem später in den Propyläen ausgeführten Erklärungsversuch. In Mainz gefiel ihm ein harfespielender Knabe so wohl, daß er ihn, weil die Messe gerade bevorstand, nach Frankfurt einlud und für ihn zu sorgen versprach, woraus ihm nachmals eine Belästigung erwuchs; dieser Zug ist für Goethe's Wesen charakteristisch und kehrt in ähnlicher Weise mehrmals wieder. Am 31. August wurde er als Advocat in seiner Vaterstadt beeidigt.

Und Friederike? Ein Brief Goethe's von Frankfurt aus ließ ihr keinen Zweifel mehr, daß er auf immer für sie verloren sei.

„Ihre Antwort zerriß mir das Herz; ich fühlte nun erst den Verlust, den sie erlitt, und sah keine Möglichkeit, ihn zu ersetzen; ja nur ihn zu lindern . . . . . ich hatte das schönste Herz in seinem Tiefsten verwundet, und so war die Epoche einer düsteren Reue bei dem Mangel einer gewohnten erquicklichen Liebe höchst peinlich, ja unerträglich“. In den Herbsttagen scheint das Lied „Ein grauer trüber Morgen“ gedichtet zu sein, das er wahrscheinlich als ein tröstendes Zeichen liebenden Andenkens nach Sesenheim übersandte, so daß es sich im Sesenheimer Liederbuche findet; sandte er ihr doch auch durch Salzmann ein Exemplar des Götz von Berlichingen zu. Der letzte Vers deutet auf das Entbehren einer „erquicklichen Liebe“ hin:

Bald geh' ich in die Reben
Und herbste Trauben ein;
Umher ist Alles Leben,
Es sprudelt neuer Wein.

Doch in der öden Laube
Ach! denk' ich, wär' sie hier!
Ich brächt' ihr diese Traube,
Und sie — was gäb' sie mir?

Nicht kalt und herzlos hat sich Goethe von Friederiken losgerissen. Er hat geliebt, wie sie, und gelitten, wie sie, und um so schwerer, weil er sich schuldig fühlte. Die sittliche Schuld wollen wir nicht verhüllen, hat er sich doch selbst streng genug angeklagt. Sie bestand mehr in der jugendlichen Unbesonnenheit, womit er dies Liebesband knüpfte, als in dem Entschlusse, demselben weiter keine Folge für das Leben zu geben. Nach dem allzeit fertigen Maßstabe der oberflächlichen Beurtheilung wäre durch eine eheliche Verbindung Alles gutgemacht. Allein gesetzt auch, er hätte die Macht der Verhältnisse überwunden und die Einwilligung seiner Familie erlangt, was man doch wohl nicht geradezu „unmöglich" nennen darf, war diese Liebe noch frisch und lebendig genug, um für das Leben ein gegenseitiges Glück zu verbürgen? hätte diese Ehe nicht die Flügel seines Geistes früh gelähmt? wäre er nicht der höheren Bestimmung, zu der ihn sein Genius berief, untreu geworden? Das hat auch Friederike erkannt; sie sprach von Goethe stets nur mit Verehrung und äußerte sich bei bitteren Anspielungen auf ihn mit weiblicher Bescheidenheit, er sei zu groß, seine Laufbahn zu hoch gewesen, als daß er sie hätte heimführen können.

Und war denn für sie diese Liebe nur ein Quell des Leidens? nicht auch, als der erste Schmerz der Trennung, der sie aufs Krankenlager warf, überstanden war, eine Fülle reiner und seliger Erinnerung, der Inhalt eines höheren Lebens, wie sie es nur durch seine Liebe kennen lernte? Ihr heiterer Sinn blieb ihr bis ans Ende. Ehrenvolle Heirathsanträge wies sie ab; „wer von Goethe geliebt worden ist," sagte sie, „kann keinem andern Manne angehören."

Acht Jahre nach jenem schmerzlichen Scheiden besuchte Goethe sie wieder, als er die Herbstreise nach der Schweiz antrat, für beide ein versöhnendes Wiedersehen. Er fand sie „wenig verändert, noch so gut, liebevoll, zutraulich wie sonst.“ Sie erzählte ihm von Lenz. Dieser hatte nach Goethe's Abreise mit der Brion'schen Familie einen Umgang angeknüpft und ihn aus ihrem Herzen zu verdrängen gesucht; er trieb die verliebten Tollheiten bis zu Demonstrationen des Selbstmordes, ward aber abgewiesen. Seiner eitlen Selbstverblendung kann es nur zugeschrieben werden, wenn er in seinen Briefen sich den Schein giebt, als sei er von ihrer Gegenliebe überzeugt [31]). „Nachsagen muß ich ihr“ — schreibt Goethe nach jenem Besuch an eine Freundin — „daß sie auch nicht durch die leiseste Berührung irgend ein altes Gefühl in meiner Seele zu wecken unternahm. Sie führte mich in jede Laube, und da mußt' ich sitzen, und so war's gut. Wir hatten den schönsten Vollmond; ich erkundigte mich nach Allem. Ein Nachbar, der sonst hatte künsteln helfen, wurde herbeigerufen und bezeugt, daß er noch vor acht Tagen nach mir gefragt hatte; der Barbier mußte auch kommen; ich fand alte Lieder, die ich gestiftet hatte, eine Kutsche, die ich gemalt hatte; wir erinnerten uns an manche Streiche jener guten Zeit, und ich fand mein Andenken so lebhaft unter ihnen, als ob ich kaum ein halb Jahr weg wäre. Die Alten waren treuherzig; man fand, ich war jünger geworden. Ich blieb die Nacht und schied den andern Morgen bei Sonnenaufgang, von freundlichen Gesichtern verabschiedet, daß ich nun auch wieder mit Zufriedenheit an das Eckchen der Welt hindenken und in Frieden mit den Geistern dieser ausgesöhnten in mir leben kann“.

Nach dem Tode ihrer Eltern hatte Friederike ihre Heimat verlassen und lebte in Versailles und Paris bei einer Ver-

wandten, die sich an den Gesandtschaftssecretär Rosenstiel verheirathet hatte; sie soll dort in den höhern Gesellschaften eine angenehme Erscheinung gewesen sein. Während Robespierre's Blutherrschaft kehrte sie zu ihrem Schwager Pfarrer Marx in Dießburg, später in Meißenheim (im Großherzogthum Baden), zurück und widmete sich nach dem Tode ihrer älteren Schwester der Erziehung der von ihr hinterlassenen einzigen Tochter; sie erlebte es noch, daß sich ihr Pflegling verheirathete. Einige Wochen darauf starb sie (im Novbr. 1813) „abgelebt ohne zu altern," „bis zu ihrem Ende allgemein geliebt und als eine bereite Helferin und Wohlthäterin verehrt." Sie ruht auf dem Kirchhofe zu Meißenheim neben ihrer Schwester, deren Grab mit einem Denkstein bezeichnet ist [32]).

Daß in Goethe's Herzen diese Jugendliebe bis ans Ende lebendig blieb, fühlen wir der liebewarmen Schilderung an, die er uns in „Dichtung und Wahrheit" hinterlassen hat. Noch in der Schlußscene des zweiten Theils des Fausts scheinen diese Erinnerungen durchzuklingen. „Der früh Geliebte, nicht mehr Getrübte, er kommt zurück."

Viertes Capitel.

Herbst 1771 — Ende 1773.

Goethe hatte das Glück, daß seine Jugend gerade in die Epoche traf, wo unsere Literatur eine durchgängige Umgestaltung erfuhr. Seinem empfänglichen, leidenschaftlich erregbaren Innern theilten sich die leisesten Schwingungen jener Revolutionsbewegung mit, bis er sich selbst thatkräftig und klarbewußt ihrer bemächtigte und sie in seine Bahnen hinein und mit sich fortriß.

Schlag auf Schlag traten gegen das Ende der sechziger Jahre die Werke ans Licht, an denen sich ein neues Jugendfeuer unserer Literatur entzündete. Durch Lessing's Kritik und Beispiel, durch Wieland's Shakspeare-Uebersetzung ward das Drama in jene stürmische Periode hineingeführt, die alles bisherige Regelwerk über den Haufen warf. Daß der charakteristische und Caricaturmaler, wie Lenz sagt, zehnmal höher gelte, als der idealische, daß man, wie Goethe sich ausdrückte, statt viel über die Form dramatischer Stücke zu reden, stracks auf den Inhalt losgehen müsse, und es im Grunde besser sei', ein verworrenes Stück zu machen, als ein kaltes, diese und ähnliche Maximen leiteten von Gerstenberg's Ugolino (1768) bis zu Schiller's Jugenddramen die dramatische Production. In dem Volksliede fand die lyrische Poesie und die Balladendichtung die Urlaute der Natur wieder; selbst die Klopstock'sche Kunstpoesie warf das Bardengewand um sich und suchte in Oden und Bardieten

(Hermanns Schlacht 1769) zum Urstand der Natur zurückzukehren. In den Ossianischen Gesängen, die damals eine mächtige Wirkung zu äußern begannen, verschmolz die Bardenpoesie mit der melancholischen Gefühlsseligkeit, die mit dem naturwüchsigen Trotz der jungen Titanen Hand in Hand ging; denn die Zunge war freiheitstolz und lechzte nach Römer- und Tyrannenblut, doch die Herzen waren weich. Zugleich erleuchteten Hamann's Gedankenblitze in humoristischer Umhüllung das Reich des Denkens, verstanden von den Geistern, die aus dem traditionellen Systemwesen sich heraussehnten. In Herder gährte die neue Fülle des Denkens und Dichtens in aller Kraft eines jugendlich strebsamen Geistes. Goethe war sie in lebendigster Unterhaltung mitgetheilt, und er blieb mit Herder und den Straßburger Freunden in ununterbrochenem brieflichen Verkehr. Aus diesen kurzen Andeutungen mag man schließen, welch eine lebenvolle Welt sich in seinem Innern bewegte, als er in das stille Vaterhaus zurückkehrte und von neuem zwischen den engen Formen reichsstädtischer Sitte zu leben begann.

In Frankfurt traf er wohlgesinnte Freunde früherer Jahre wieder. Horn und Riese lebten zu Frankfurt in bescheidenen Aemtern; der Verkehr mit ihnen war, wenn auch herzlich, doch ohne erquickende Geistesverwandtschaft. Mehr gewährte der Umgang mit den literarisch vielseitig gebildeten Brüdern Schlosser. Der ältere, Hieronymus, suchte Goethe in den praktischen Geschäftsgang einzuführen und ihm die neuangetretene Laufbahn werth zu machen. Der jüngere, Georg, der sich aus den Diensten des Herzogs von Würtemberg herausgezogen hatte, war durch strenge Rechtschaffenheit ehrenwerth und wie früher durch seine ausgebreitete Literaturkenntniß Goethe förderlich. Auch seiner Schwester Cornelia innige Theilnahme an Allem, was ihn anzog oder von ihm ausging, kam seinem Drange nach

Mittheilung wohlthuend entgegen. Sie mußte seine Freude am Homer theilen, den er ihr nach Clarke's wörtlicher lateinischer Uebersetzung mit poetischer Lebhaftigkeit und manchmal in metrischen Wendungen deutsch vortrug; ihr theilte er jede Herzensangelegenheit, jedes kleine Gedicht mit; sie ermunterte ihn bei seinem Götz, sie las seine Briefe und die darauf erhaltenen Antworten, und bei kurzen Entfernungen ward ihr jedes kleine Erlebniß brieflich mitgetheilt.

Es war vorauszusehen, daß mit dem Vater jetzt so wenig, wie nach dem Leipziger Aufenthalt, ein Verständniß möglich sein werde, wenn er gleich in so weit sich zufriedener fühlte, als er den für seinen Sohn entworfenen Lebensplan nicht gescheitert, sondern ihn als Doctor der Rechte in die Praxis eintreten sah. Auch war der Vater durch vorgeschrittene Bildung toleranter geworden und in Folge von Schmerz und Reue weicheren Gemüths. Da ihm jedoch für das, was des Sohnes geistiges Lebenselement geworden war, der rechte Sinn abging, so hatte keiner eigentliche Freude an dem andern. Erst später trat eine glücklichere Wendung ihres Verhältnisses zu einander ein.

Die juristische Praxis behagte Goethe nicht, und im Vergleich mit früheren glücklicheren Zeiten konnte ihm wohl das aristokratische spießbürgerliche Frankfurt als eine „Spelunke" erscheinen [33]. Weit anregender war für Goethe, daß er durch die Brüder Schlosser in den literarischen Kreis, der sich in dem benachbarten Darmstadt gebildet hatte, eingeführt wurde. Hier war ein lebendiger Sinn für schöne Literatur angeregt und auch vom Hofe aus gefördert [34]. Die vortreffliche Landgräfin Caroline ging mit ihrem Beispiel voran; sie war es, auf deren Veranstaltung die erste Sammlung Klopstock'scher Oden als ein Manuscript für Freunde 1771 erschien. In vielfachem geselligen und literarischen Verkehr lebten hier Rector Wenck, Professor Petersen, von Schrautenbach und

Geheimrath von Hesse. Gebildete Frauen voll Begeisterung für deutsche Poesie mit einem liebenswürdigen Anflug von Klopstockischer Sentimentalität erhöhten den Reiz heiterer Stunden. In Hesse's Familie lebte seine Schwägerin, Caroline Flachsland, die Verlobte Herder's, die unserm Dichter, den sie in ihren Briefen wiederholt als „äußerst gut" bezeichnet, aufs freundlichste zugethan war. Einige dichterische Anregungen gab ihm die Bekanntschaft mit den homburgischen Hofdamen Lila von Ziegler und ihrer Freundin von Roussillon, die er in seinen Gedichten „Urania" genannt hat; auf diese beziehen sich die odenartigen Gedichte Elysium und Morgenlied, sowie der von Herder streng kritisirte Felsweihegesang an Psyche. Ueber Lila schreibt Caroline an Herder: „Ein jedes empfindsame Herz wird von dem Engelsmädchen angesteckt, und mich dünkt, Goethe denkt ernsthaft darüber nach".

Die Seele dieses literarischen Kreises war Johann Heinrich Merck (geb. 1741), seit 1768 landgräflicher Kriegszahlmeister, später Kriegsrath. Welche hohe Stellung dieser ausgezeichnete Mann durch seinen Charakter, seine Beziehungen zu den besten Männern seiner Zeit und seinen Einfluß auf die damalige Literaturperiode einnimmt, welche Bedeutung er namentlich für Goethe's Jugendleben gewonnen hat, ist in Goethe's biographischer Darstellung nicht mit der Anerkennung gewürdigt worden, wozu die innige Freundschaft früherer Jahre verpflichtete. Goethe's Erinnerung heftete sich mehr an solche Momente, wo des älteren Freundes scharfe, mit Lessing'scher Offenheit und Geradheit ausgesprochene Kritik dem allzuverwöhnten Jünglinge, auch wo er ihren Gründen Gerechtigkeit widerfahren lassen mußte, unangenehm und unbequem war. Merck war nicht, wie man aus einigen herben Aussprüchen der Goethe'schen Charakteristik schließen könnte, ein bloß verneinender Geist, der ein Bedürfniß hatte, die Menschen hämisch und tückisch zu behandeln, nicht eine

Mephistopheles-Natur, sofern sie das Princip des Bösen vertreten soll. Er war weit entfernt, das lebhafte Streben des jugendlichen Genius in seinen kühnen Bahnen zu hemmen; vielmehr stärkte er sein Vertrauen zu sich selbst, riß ihn aus dem in Goethe's Natur liegenden Hin- und Herspringen und Zögern, und ließ die scharfe und besonnene Kritik dazwischen treten, wo er ihn vor den Abwegen zu bewahren hatte, zu denen sich das noch unsichere Genie in seinem stürmischen Drange inmitten einer excentrischen Literaturepoche nur allzuleicht verleiten ließ. Dabei trieb ihn nur das wärmste Interesse für seinen jungen Freund, dessen großes Talent, dessen hohe Bestimmung er gleich mit sicherem Blicke erkannte. Wie Merck auch in seinen übrigen Beziehungen alles Gute und Schöne mit uneigennütziger Theilnahme förderte, wie sein treffendes Urtheil sowohl über Werke der Poesie als auch insbesondere der Kunst von den bedeutendsten Männern seiner Zeit geschätzt ward, wie er sich mit lebendigem Eifer den Forschungen auf verschiedenen Gebieten des Wissens hingab und überall in engerem wie in weiterem Kreise als ein Ehrenmann galt, das lehren uns außer seinen eigenen Schriften die Zeugnisse der Mitlebenden, welche sein Briefwechsel enthält [35]).

Goethe's dichterische Entwürfe und Versuche fanden in jenem Kreise Anerkennung und Aufmunterung. Während des Winters rückte die Dramatisirung des Götz vor, von der er gegen das Ende des Novembers 1771 an Salzmann schreibt, daß sie „eine Leidenschaft“ geworden sei; „ich kann nicht ohne das sein; Sie wissen's lange, und es koste, was es wolle, ich stürze mich d'rein. Diesmal sind keine Folgen zu befürchten. Mein ganzer Genius liegt auf einem Unternehmen, worüber Homer und Shakspeare und Alles vergessen werden: ich dramatisire die Geschichte eines der edelsten Deutschen, rette das Andenken eines braven Mannes, und die viele Arbeit,

die mich's kostet, macht mir einen wahren Zeitvertreib, den ich hier so nöthig habe." Er übersandte ihm das Manuscript und freute sich, daß die Dichtung den Beifall seines Freundes erhielt. Auch Lerse hat einer mündlichen Aeußerung zufolge damals schon „den ganz vollendeten" Götz gelesen und Verbesserungsvorschläge mitgetheilt. Aus der Zuschrift, mit der er Herdern das Manuscript zuschickte, geht sowohl der Ernst hervor, mit der er sich dieser Dichtung hingab, wie die hohe Werthschätzung des Urtheils seines kritischen Freundes, das „ihm köstlicher ist denn Myrrhen, wohl thut wie Striegel und hären Tuch dem aus dem Bade Steigenden," wenn er gleich gelegentlich „das Jucken gewisser Striemen empfindet." „Keine Rechenschaft" — schreibt er — „gebe ich Ihnen, lieber Mann, von meiner Arbeit, nicht sag' ich meine jetzigen Empfindungen darüber, da ich aufgestanden und in die Ferne getreten bin; es würde aussehn, als wollt' ich Ihr Urtheil leiten, weil ich fürchtet', es wandelt an einen Platz, wo ich's nicht wünschte. Das aber darf ich sagen, daß ich recht mit Zuversicht arbeitete, die beste Kritik meiner Seele dran wendete, weil ich that, um Sie darüber zu fragen....... Auch unternehm' ich keine Veränderung, bis ich Ihre Stimme höre; denn ich weiß doch, daß alsdann radicale Wiedergeburt geschehen muß, wenn es zum Leben eingehen soll."

Indem sich Goethe in die altdeutsche Zeit mit leidenschaftlicher Liebe versenkte, während sein Herz noch an den Straßburger Erinnerungen hing, erschien ihm das ehrwürdige Münstergebäude als der ernste Hintergrund seiner Dichtung. Daher drängte es ihn in jenen Tagen, was er über altdeutsche Baukunst gedacht hatte, in der den Manen Erwin's von Steinbach gewidmeten Abhandlung, deren wir schon oben gedachten, niederzulegen; diese Bogen erschienen zuerst gegen Ende des Jahres 1772 und wurden im folgenden Jahre in Herder's Blättern von deutscher Art und Kunst wieder ab-

gedruckt. Form und Inhalt lassen uns die Einwirkung des Hamann-Herder'schen Geistes erkennen.

Eben diesen Einflüssen ist es auch zuzuschreiben, daß Goethe sich wieder in die scheinbar heterogenen Studien der patriarchalischen Urzeit, die ihn schon seit seiner Kindheit wiederholt beschäftigt hatte, hineinarbeitete, die Bücher Mosis durchstudirte und über die Lösung biblischer Fragen sann. Die Früchte seiner theologischen Beschäftigungen waren zwei kleine Schriften: „Brief des Pastors zu * * * an den neuen Pastor zu * * *, aus dem Französischen“ und „Zwo wichtige, bisher unerörterte biblische Fragen, zum erstenmal gründlich beantwortet, von einem Landgeistlichen in Schwaben,“ welche im nächsten Jahre (1773) ohne Namen des Verfassers erschienen. In dem Briefe begegnen wir dem milden, frommen Grundzug in Goethe's Gemüth, der ihn früher zu Fräulein von Klettenberg hinzog und nachmals zum Verehrer der Lavater'schen Gefühlsreligion machte. Wenn auch nicht Alles darin als sein eigenes Glaubensbekenntniß anzusehen ist, so fühlen wir doch in dem, was über Ehrfurcht vor der Bibel, über Demuth und christliche Bruderliebe gesagt ist, seine wahre Herzensmeinung durch; über echte Toleranz in Glaubenssachen kann nicht herzlicher und eindringlicher geredet werden. Von den damaligen Aufklärungstheorieen sagt er sich entschieden los. „Es ist nichts jämmerlicher, als Leute unaufhörlich von Vernunft reden zu hören, mittlerweile sie allein nach Vorurtheilen handeln. Es liegt ihnen nichts so sehr am Herzen, als die Toleranz, und ihr Spott über alles, was nicht ihre Meinung ist, beweist, wie wenig Frieden man von ihnen zu hoffen hat.“ Das nur gilt ihm als Religion, was aus einem warmen Herzen kommt: „Wenn wir immer bedächten und recht im Herzen fühlten, was das sei, Religion, und jeden auch fühlen ließen, wie er könnte, und dann mit brüderlicher Liebe unter alle Secten und Parteien träten, wie

würde es uns freuen, den göttlichen Samen auf so vielerlei Weise Frucht bringen zu sehen. Dann würden wir ausrufen: Gottlob, daß das Reich Gottes auch da zu finden ist, wo ich's nicht suchte.“ Vor Allem räth er daher dem Amtsbruder, nichts vorzubringen, was er nicht jedem an seinem Herzen beweisen könne; „prediget Liebe, so werdet Ihr Liebe haben!“

In der ersten „biblischen Frage“ wird der Beweis versucht, daß auf Moses Gesetztafeln nicht die zehn „allgemein moralischen“ Gebote, sondern zehn Gesetze des israelitischen Jehovahbundes gestanden hätten. Er soll dies anfänglich zum Thema seiner Straßburger Doctordissertation bestimmt haben. Mystischer, indeß für jenen Zeitpunct charakteristisch, ist die Beantwortung der zweiten Frage: „Was heißt mit Zungen reden?“ welches er als eine „Sprache des Geistes, mehr als Pantomime, doch unarticulirt“ deutet; „die Fülle der heiligsten, tiefsten Empfindung drängte für einen Augenblick den Menschen zum überirdischen Wesen; er redete die Sprache der Geister, und aus den Tiefen der Gottheit flammte seine Zunge Leben und Licht.“

Mit dem Jahre 1772 übernahm Schlosser auf Merck's Anrathen die Herausgabe der Frankfurter gelehrten Anzeigen. Es ward jetzt die Aufgabe dieser Zeitschrift, im Lessing-Herder'schen Geiste das Schwache und Kleinliche, den Ungeschmack und die gelehrte Pedanterie der Zeitliteratur zu bekämpfen, so daß sie ein anziehendes Denkmal der Theorieen der Genieperiode bleibt. Thätig war dabei besonders Merck; die Darmstädter Freunde so wie Herder, der 1772 die Stelle eines Hofpredigers zu Bückeburg angetreten hatte, waren bei den beiden ersten Jahrgängen rüstige Mitarbeiter. Auch Goethe trat in diesen kritischen Cirkel ein.

Bei einer der Berathungen über die Tendenz der Zeitschrift machte er die erste Bekanntschaft des Professors

Höpfner in Gießen, eines sowohl wegen seiner gründlichen wissenschaftlichen Bildung als wegen seines ehrenwerthen Charakters allgemein geschätzten Gelehrten. Der junge Dichter ließ sich hier wiederum in sein humoristisches Incognitospiel ein. Er gab sich für einen Studenten aus und trat anfangs blöde und mit linkischem Anstande auf, bis zuletzt die komische Scene damit endete, daß der angebliche Student aufsprang und Höpfnern um den Hals fiel mit den Worten: „Ich bin Goethe! Verzeihen Sie mir meine Posse, lieber Höpfner; aber ich weiß, daß man bei der gewöhnlichen Art, durch einen Dritten mit einander bekannt gemacht zu werden, lange sich gegenüber steif und fremd bleibt, und da dachte ich, wollte ich in Ihre Freundschaft lieber gleich mit beiden Füßen hineinspringen, und so, hoff' ich, soll's zwischen uns sein und werden durch den Spaß, den ich mir erlaubt habe" [36]. Goethe lernte bald Höpfnern näher kennen und gewann ihn lieb; in seinen Gesprächen fand er über viele Gegenstände seines Fachs eine willkommene Belehrung. Denn eben dies ward ihm bei Beginn seiner kritischen Thätigkeit aufs neue fühlbar, daß ihm ein zusammenhangendes theoretisches Wissen abging. Allein seine leichte Fassungsgabe ließ ihn leicht den rechten Weg finden, und sein treffender Blick leitete ihn so sicher, daß er durch geistreiches Urtheil gutmachte, was ihm an gründlicher Gelehrsamkeit mangelte. Die Herausgabe der literarischen Zeitschrift schlang ein engeres Band um die Frankfurt-Darmstädtischen Literaturfreunde; häufige Zusammenkünfte und Correspondenzen der Mitarbeiter belebten den geistigen Verkehr. Da die Kritiken in Einem und demselben Geist geschrieben waren, so wurden manchmal die Recensionen verschiedener Beurtheiler in Eine verschmolzen; Goethe diente dabei oft als Protokollführer.

Durch den gehaltvollen Verkehr mit ausgezeichneten Männern, durch poetisches Schaffen wie durch mannigfache Studien — die juristische Praxis konnte „in Nebenstunden be-

stritten werden", — ward Goethe in eine lebendige Geistesthätigkeit hineingezogen, und, wenn man die Leidenschaft kennt, mit der er in Momenten stürmisch das Neue ergriff, kann man auf die innere Erregtheit schließen, indem er einer neuen Ideenwelt sich zu bemächtigen eilte. Auch ward gleichzeitig der Kampf des Gemüths durch die Erinnerung an Straßburg, durch den Schmerz über Friederikens thränenvolles Krankenlager immer aufs neue unterhalten. In solchen leidenschaftlichen Lebensepochen bewährte sich ihm stets die Heilkraft seiner Dichtergabe, indem sie, was ihn quälte, von seiner Individualität loslöste und als ein fremdes Dasein, als ein Leiden, "das der ganzen Menschheit zugetheilt ist," gestaltete; auf Weislingen in Götz ging seine Beichte und Reue über. Beruhigung für sein Gemüth ward ihm vornehmlich "unter freiem Himmel, in Thälern, auf Höhen, in Gefilden und Wäldern" zu Theil; "mehr als jemals war er gegen offene Welt und freie Natur gerichtet." Seine Freunde pflegten ihn daher wegen seines Umherschweifens in der Gegend (wohl mit Anspielung auf sein bereits bekannt gewordenes Gedicht) den "Wanderer" zu nennen. Auf solchen Parforce-Touren zu Fuß und zu Pferde entstanden mehrere dithyrambische Oden, von denen "Wanderers Sturmlied" übrig geblieben ist. In der räthselvollen, sprunghaften Hymnensprache zeigt sich unverkennbar der Einfluß Pindar's, in welchem er um diese Zeit "wohnte" [31]), sowie der Oden Klopstock's, zu welchem er durch die Begeisterung des Darmstädtischen Freundekreises jetzt mehr als je sich hingezogen fühlte. Nicht länger vermochte er daher der enthusiastischen Lobrede desselben, womit der Eislauf angepriesen ward, zu widerstehen. An einem heitern Frostmorgen rief er, aus dem Bette springend, sich die Stellen zu:

> Schon von dem Gefühle der Gesundheit froh,
> Hab' ich, weit hinab, weiß an dem Gestade gemacht
> Den bedeckenden Krystall! — —

Wie erhellt des Winters werdender Tag
Sanft den See. Glänzenden Reif, Sternen gleich,
Streute die Nacht über ihn aus!

Der „alte Anfänger“ brachte es auch im Eislauf durch leidenschaftliche Uebung bald zur Gewandtheit und setzte mit muntern Freunden die erfrischende und stärkende Bewegung oft bis tief in die Nacht fort. Scenen aus Ossian's Gesängen belebten sich dann in seiner Phantasie, wenn das Dämmerlicht des Mondes die junge Heldenschaar beleuchtete, und der Hall des Eises geisterhaft erklang.

Mit dem Frühling 1772 begab sich Goethe nach Wetzlar, um sich, nach der damaligen Sitte junger Juristen, bei dem Reichskammergericht mit dem deutschen Civil- und Staatsrecht bekannter zu machen. Man möchte vermuthen, daß die Bekanntschaft mit Höpfner auf diesen Entschluß Einfluß gehabt hätte, wenn er nicht selbst gestände, daß mehr die Lust, seinen Zustand zu verändern, als der Trieb, seine Kenntnisse zu erweitern, ihn dazu veranlaßt habe; auch war der Aufenthalt in Wetzlar ohne Zweifel in den von dem Vater entworfenen Lebensplan im Voraus eingezeichnet.

In Wetzlar fanden sich viele junge Leute beisammen, die theils dem Gesandtschaftspersonal beigeordnet waren, theils ihrer juristischen Praxis halber sich dort aufhielten. Goethe trat daher in ein drittes akademisches Leben; denn da jenen jungen Männern meist die Gelegenheit zu einer geregelten Thätigkeit fehlte, so verthat man die Zeit, indem man Possen umständlich und ernsthaft betrieb. Besonders that sich in solchen lustigen Streichen der braunschweigische Legationssecretär August Siegfried von Goué, ein liederlicher Sonderling, hervor. Er sowie der preußische Legationssecretär Ganz gaben die Veranlassung, daß die Genossen des gemeinsamen Mittagstisches einen mit altfränkischen Formen ausstaffirten Ritterorden bildeten, in den der neue Ankömm-

ling mit einem besonderen Ritternamen unter Ceremonien aufgenommen ward; Goethe erhielt wegen seiner Begeisterung für seinen Lieblingshelden den Namen „Götz von Berlichingen der Redliche“. Anfangs belustigte auch ihn dies Possenwesen, und er brachte die Perikopen aus den vier Haimonskindern, die man für ein kanonisches Buch erklärte und bei gewissen Festen und Feierlichkeiten ehrfurchtsvoll vorlas, in Ordnung und trug sie selbst pathetisch vor. Aber bald mißbehagten ihm die gehaltlosen Phantastereien, und er zog sich auf sich selbst und den Umgang mit einigen wenigen Freunden zurück.

Was er inzwischen durch Gespräch und Anschauung von dem Zustande der deutschen Rechtsverhältnisse, von dem Stande des seit mehreren Jahren von dem Kaiser Joseph II. betriebenen Reichsvisitationsgeschäftes erfuhr, machte auf seine redliche Gesinnung nur einen tief verletzenden Eindruck. Die geheimen Gebrechen des deutschen Justizwesens waren in engeren Kreisen der Rechtsgelehrten kein Geheimniß, und die Untersuchung hatte bereits manches Schlimme aufgedeckt. Wegen der geringen Zahl der Beisitzer und des langsamen Rechtsverfahrens hatten sich an zwanzigtausend Processe angehäuft, während jährlich nicht einmal mehr als die Hälfte der neu hinzukommenden erledigt werden konnte. In dem ganzen Gange der Revision zeigte sich ein so erbärmliches Treiben der einzelnen deutschen Stände, um lieber die Gebrechen zu verhüllen, als dem Kaiser eine reformatorische Regierungsgewalt einzuräumen, daß Goethe nun jenen heillosen anarchischen Zustand vor sich sah, in den der Brave, wie sein Götz, mit muthiger Selbsthülfe dreinschlagen möchte.

Um so inniger drang die ewig reine, göttliche Sprache der Natur in seine Seele; liebevoll betrachtete er ihr geheimes Weben und Wirken. „Der malerische Blick gesellte sich zu dem dichterischen; die schöne ländliche, durch den freundlichen Fluß belebte Landschaft vermehrte meine Neigung zur Ein-

samkeit und begünstigte meine stillen, nach allen Seiten sich ausbreitenden Betrachtungen". Besonders liebte er den stillen Aufenthalt in dem eine halbe Stunde von der Stadt am Fuße des Berges freundlich gelegenen Garbenheim (Wahlheim im Werther), wo er unter den Linden vor der Dorfkirche, von denen eine noch steht, häufig zu ruhen pflegte. Die zarten Naturlaute klingen durch seine Lieder und sind der unvergängliche Reiz seines Werther.

Welchen Eindruck er auf seine Umgebung durch sein "Genie" und seinen sittlichen Charakter machte, erkennen wir aus einer unter den Kestner'schen Papieren aufbewahrten Schilderung; es heißt darin: "Er ist ein wahres Genie und hat eine außerordentlich lebhafte Einbildungskraft. Er hat viele Kenntnisse und viele Talente. In seinen Affecten ist er sehr heftig. Er ist ein Mensch von Charakter und hat eine edle Denkungsart. Mit einem Worte, er ist ein sehr merkwürdiger Mensch. Er liebt Kinder und kann sich mit ihnen sehr beschäftigen. Er ist bizarr und hat in seinem Betragen, seinem Aeußerlichen Verschiedenes, das ihn unangenehm machen könnte. Aber bei Kindern, bei Frauenzimmern und vielen Andern ist er wohlgelitten. Er thut, was ihm einfällt, ohne sich darum zu bekümmern, ob es Andern gefällt, ob es Mode ist, ob es die Lebensart erlaubt. Aller Zwang ist ihm verhaßt. Für das weibliche Geschlecht hat er sehr viele Hochachtung. Er ist bilderreich und drückt sich gewöhnlich in Gleichnissen aus....... Er ist nicht, was man orthodox nennt, jedoch nicht aus Stolz oder Caprice, um etwas vorstellen zu wollen...... Vor der christlichen Religion hat er Hochachtung, nicht aber in der Gestalt, wie sie unsere Theologen vorstellen. Er glaubt ein zukünftiges Leben, einen bessern Zustand. Er strebt nach Wahrheit, hält jedoch mehr vom Gefühl derselben, als von ihrer Demonstration. Er hat schon viel gethan, viele Kenntnisse, viel Lectüre; aber doch mehr gedacht und räsonnirt.

Aus den schönen Wissenschaften und Künsten hat er sein Hauptwerk gemacht, oder vielmehr aus allen Wissenschaften, nur nicht den sogenannten Brodwissenschaften."

Von jungen Freunden schloß sich besonders Gotter, der sich als gothaischer Legationssecretär in Wetzlar aufhielt, mit aufrichtiger Neigung an ihn an. Drei Jahre älter als sein Freund, hatte er schon als geschmackvoller Dichter und Herausgeber des Göttinger Musenalmanachs, sich einen Namen erworben. Den Ueberschwänglichkeiten der Genieperiode abhold, wandte sich sein klarer, heiterer Sinn mehr der Eleganz der französischen und der neueren englischen Literatur zu. Beide begegneten sich in der Begeisterung für Goldsmith und wetteiferten in der Uebertragung der englischen Idylle "das verlassene Dörfchen", welche Goethe's damalige Gemüthsstimmung eben so in dem wirksamsten Momente berührte, wie der Landprediger von Wakefield zur Zeit seiner Sesenheimer Besuche. Von Gotter ward er zu manchen kleineren poetischen Arbeiten aufgemuntert [38]). "Faust" war mehrmals der Gegenstand ihrer Unterredungen, ohne daß der junge Dichter bis jetzt Hand anzulegen wagte.

Zu Gotter's Freunden gehörte Karl Wilhelm Jerusalem, braunschweigischer Gesandtschaftssecretär, der Sohn des als Geistlicher und theologischer Schriftsteller in hoher Achtung stehenden braunschweigischen Abts zu Riddagshausen. Goethe hatte ihn schon während seiner Leipziger Studienzeit kennen gelernt und den hübschen blonden Jüngling mit blauen Augen und sanften ruhigen Zügen immer mit Theilnahme betrachtet. Eine freundschaftliche Annäherung fand nicht statt, entweder weil Goethe's Wesen nicht den Grundsätzen der ernsten Philosophie, denen er nach Lessing's Zeugniß anhing, entsprach, oder weil sein melancholisches Gemüth ihn von neuen Bekanntschaften fern hielt. Wie Goethe, liebte er Natur und Einsamkeit. Besonders erfreuten

ihn Zeichnungen, in denen man einsamen Gegenden ihren stillen Charakter abgewonnen hatte. Geßner's Radirungen legte er gern vor und ermunterte seine Freunde, danach zu studiren. Auch beschäftigte er sich mit philosophischen Studien und besonders mit der englischen Literatur, deren melancholischer Ernst seinem leidenden Gemüthe am meisten zusagen mußte. „Der junge Mann," sagt Lessing in der Vorrede zu Jerusalem's philosophischen Aufsätzen, „als er hier in Wolfenbüttel sein bürgerliches Leben antrat, schenkte mir seine Freundschaft. Ich genoß sie nicht viel über Jahr und Tag; aber gleichwohl wüßte ich nicht, daß ich einen Menschen in Jahr und Tag lieber gewonnen hätte, als ihn. — — — Wie empfindbar, wie warm, wie thätig sich dieser junge Grübler auch wirklich erhielt, wie ganz ein Mensch er unter den Menschen war, das wissen seine übrigen Freunde noch besser, als ich." Seine Schwermuth, durch unverdiente Kränkungen gesteigert, führte ihn zu dem Entschluß des Selbstmordes, den er stets mit philosophischen Gründen zu vertheidigen pflegte. Die letzte Entscheidung gab die leidenschaftliche Neigung zu der liebenswürdigen Gattin des pfälzischen Gesandtschaftssecretärs, in dessen Hause er Umgang hatte, bis dieser sich zuletzt veranlaßt sah, ihm fernere Besuche zu untersagen. Er tödtete sich durch einen Pistolenschuß, einige Wochen nach Goethe's Abreise von Wetzlar, am 30. October 1772.

Da der Leser hier an „Werthers Leiden" erinnert wird, so ist nunmehr von der Bekanntschaft zu berichten, wodurch dieser Roman nicht nur mit dem Schicksal des unglücklichen Jünglings, sondern mit Goethe's eigenem Herzen und Leben aufs engste verbunden ist. [39])

Goethe befand sich an einem schönen Frühlingstage mit einer Gesellschaft junger Freunde in Garbenheim. Im Grase liegend, war er in einem lebhaften Gespräch über die Philosophie des Epikur und der Stoa begriffen, als sein Freund Gotter

und der hannoversche Gesandtschaftssecretär Johann Christian Kestner hinzutraten. Dieser fühlte sich ebenfalls durch die liebenswürdige Persönlichkeit des feurigen Jünglings sehr angezogen, es entspann sich ein freundschaftlicher Verkehr. Kestner, schon dreißig Jahre alt, rechnete auf eine baldige Anstellung in seiner Heimat, da er sich durch seine Rechtlichkeit und Thätigkeit seinen Vorgesetzten empfohlen hatte. Seit zwei Jahren stand er mit der zweiten Tochter des Deutschordens-Amtmanns Buff zu Wetzlar (dieser bewohnte als Verwalter der Einkünfte einiger Besitzungen des deutschen Ordens das sogenannte „Deutsche Haus") in einem innigen Verhältniß, das ohne ein ausgesprochenes Ehegelöbniß auf gegenseitige Liebe und Vertrauen die Hoffnung einer künftigen Verbindung gründete. Charlotte, eine schlanke Blondine mit blauen Augen, war „eine heitere gesunde Natur; die heiterste Luft wehte in ihrer Umgebung". Es war nicht der Reiz einer siegenden Schönheit, wodurch sie Leidenschaft entzündete, sondern der stillwirkende Zauber einer in reiner Gemüthlichkeit und ruhiger Thätigkeit beglückten Seele. Aller empfindsamen Schwärmerei fremd, gab sie sich mit offenem Sinne der Fröhlichkeit wie den häuslichen Beschäftigungen hin und stand nach der Mutter Tode der Wirthschaft und der Erziehung ihrer zahlreichen jüngeren Geschwister vor. So erschien denn in ihr das Bild des liebenswürdigen Mädchens, wie es mit unverkennbarer Beziehung der junge Dichter in einer der Frankfurter Recensionen gezeichnet hat: „dessen Seele ganz Güte, zugleich mit einer Gestalt ganz Anmuth ist, das sich im stillen Familienkreis häuslicher thätiger Liebe glücklich entfaltet hat und die zweite Mutter ihres Hauses ist, dessen stets liebeweckende Seele jedes Herz unwiderstehlich an sich reißt, zu dem Dichter und Weise willig in die Schule gingen, mit Entzücken schauten eingeborene Tugend mit geborenem Wohlstand und Grazie".

Auf einem Balle zu Wolpertshausen (am 9. Juni) — er ist im Werther in dem Briefe vom 16. Junius geschildert — lernte Goethe, der zufällig in einem und demselben Wagen mit ihr hinfuhr, sie zum erstenmal kennen. Mit ihrem Verlöbniß damals noch unbekannt, gab er sich unbefangen den Eindrücken dieser schönen Stunden hin. Er, dem bisher noch kein Mädchen in Wetzlar hatte gefallen können, ward von den Reizen ihrer naiven Liebenswürdigkeit ganz hingerissen. Tags darauf machte er bei ihrer Familie den ersten Besuch und fand die zuvorkommendste Aufnahme. Bald sah er sich von dem Amtmann wie ein Sohn, von den mehr herangewachsenen Geschwistern wie ein älterer Bruder geliebt, besonders von den Kleinen, die er durch Märchenerzählen ergötzte oder von denen er sich in lustigem Spiel auf dem Boden zerzausen ließ. Kestner widmete sich den größten Theil des Tages den Geschäftsarbeiten; daher sah er es gern, wenn seine Braut sich nach beendigter häuslicher Arbeit mit Freunden und Freundinnen auf Spaziergängen und Landpartieen unterhielt. Da Goethe glaubte, sich einer Verlobten gegenüber um so sorgloser bewegen zu können, so war er bald „auf dem Acker und den Wiesen, auf dem Krautland und im Garten" ihr unzertrennlicher Begleiter und verlebte den Sommer hindurch „eine echt deutsche Idylle." Auch der Bräutigam war oft zugegen, und alle drei hatten sich so an einander gewöhnt, daß sie sich nicht mehr entbehren zu können schienen. Der junge Dichter war bald „dergestalt eingesponnen und gefesselt, daß er sich selbst nicht mehr kannte". „Unter ihnen" — so schildert der Herausgeber der Briefe das seltene Verhältniß — „gab es keine argwöhnische Eifersucht, die den Nebenbuhler ängstlich bewacht und ihm die Thür der Geliebten versperrt, unter ihnen keinen Stolz des Siegers, keinen Groll des minder Begünstigten, keine Eitelkeit der Angebeteten, die in ihrem Triumphe sich gefiele. Denn kein Gedanke war von einem dieser drei redlichen

Freunde gedacht, keine Empfindung gefühlt, die nicht das gemeinschaftliche Eigenthum aller drei war, eine Harmonie, zuvor von zweien, jetzt von dreien gebildet, ein Verhältniß, wovon wohl selten ein ähnliches Beispiel in der Geschichte der Menschheit erscheinen möchte . . . . . Auch der Schmerz, der ihn niederdrückte, wurde, so wie Alles unter ihnen gemeinschaftlich war, ein von drei Freunden gemeinschaftlich getragener Schmerz.“

Vergleichen wir damit eine Stelle aus einem gleichzeitigen Briefe Keßner's an einen Freund, deren treuherziger Ausdruck die Charaktere am klarsten neben einander zeichnet: „Ob er gleich in Ansehung Lottchens alle Hoffnung aufgeben mußte und auch aufgab, so konnte er mit aller seiner Philosophie und seinem natürlichen Stolz so viel nicht über sich erhalten, daß er seine Neigung ganz bezwungen hätte. Und er hat solche Eigenschaften, die ihn einem Frauenzimmer, zumal einem empfindenden und das von Geschmack ist, gefährlich machen können. Allein Lottchen wußte ihn so zu behandeln, daß keine Hoffnung bei ihm aufkeimen konnte, und er sie in ihrer Art zu verfahren noch bewundern mußte. Seine Ruhe litt sehr dabei; es gab mancherlei merkwürdige Scenen, wobei Lottchen bei mir gewann und er mir als Freund auch werther werden mußte, ich aber doch manchmal bei mir erstaunen mußte, wie die Liebe so gar wunderliche Geschöpfe selbst aus den stärksten und sonst für sich selbstständigen Menschen machen kann. Meistens dauerte er mich, und es entstanden bei mir innerliche Kämpfe, da ich auf der einen Seite dachte, ich möchte nicht im Stande sein Lottchen so glücklich zu machen als er, auf der andern Seite aber den Gedanken nicht ausstehen konnte, sie zu verlieren. Letzteres gewann die Oberhand, und an Lottchen habe ich nicht einmal eine Ahnung von dergleichen Betrachtung bemerken können.“

Im August kam Merck nach Gießen, wo er mit seinem jungen Freunde verabredetermaßen zusammentraf. Goethe hatte die Freude, sich von Lotten und einer liebenswürdigen Freundin auf dieser Fahrt begleitet zu sehen und sie mit dem verehrten Manne, welcher sie nach Wetzlar zurückbegleitete, bekannt zu machen. So wenig Merck gegen Lottens Werth unempfindlich war, wollte er doch die leidenschaftliche Neigung des liebeschwärmenden Jünglings nicht nähren und kränkte ihn gar sehr dadurch, daß er ihn aufforderte, sich lieber um die junonische Gestalt ihrer Freundin zu bewerben, die noch unverlobt sei. Um Goethe von Wetzlar wegzuziehen, bestimmte er ihn zu dem Entschluß, in wenig Wochen mit ihm in Coblenz zu einer Rheinfahrt zusammenzutreffen. Goethe sah selbst ein, daß er aus dem gefahrdrohenden Liebesnetz sich durch eine entschlossene Resignation bei Zeiten herausreißen müsse, um sie nicht noch mehr zu erschweren.

An einem nebligen Morgen, den 11. September, nachdem er Abends vorher mit seinen Geliebten das tief erschütternde Gespräch über Scheiden und Wiedersehen nach dem Tode gehabt hatte, wie es der letzte Brief im ersten Theil des Werther schildert, reiste Goethe von Wetzlar ab. Von niemand nahm er Abschied; für Kestner und Lotte ließ er Briefe zurück. Die tiefe Seelenbewegung des Scheidenden spricht aus jeder Zeile, fast aus jedem Worte seines Briefes an Lotte: „Wohl hoff' ich wiederzukommen, aber Gott weiß wann. Lotte, wie war mir's bei deinem Reden ums Herz, da ich wußte, es ist das letztemal, daß ich Sie sehe. Nicht das letztemal, und doch geh' ich morgen fort, fort ist er. Welcher Geist brachte euch auf den Discurs. Da ich alles sagen durfte, was ich fühlte, ach mir war's um Hienieden zu thun, um Ihre Hand, die ich zum letztenmal küßte. Das Zimmer, in das ich nicht wiederkehren werde, und der liebe Vater, der mich zum letztenmal begleitete. Ich bin nun

allein und darf weinen, ich lasse euch glücklich und gehe nicht aus eurem Herzen. Und sehe euch wieder, aber nicht morgen ist nimmer. Sagen Sie meinen Buben, er ist fort. Ich mag nicht weiter." Hiemit eröffnet sich der Briefwechsel mit Kestner und Charlotte, eines der herrlichsten Documente aus Goethe's Jugendleben, von dem Gervinus mit dem vollsten Rechte sagt, daß diese Briefe "der Ausdruck der tiefsten und heiligsten Empfindung jener Frische und natürlichen Herrlichkeit" sind, und "mehr als alles Andere das kindliche, durchsichtige, unverdorbene und harmlose Gemüth aufdecken, das Goethe edlen Anforderungen gegenüber entfaltete, und auch den vertrauensvollen, kühnen und doch gefaßten Muth aussprechen, mit dem Goethe damals der Welt entgegentrat, mit dem er alle, die ihm entgegentraten, elektrisirte". Wie das ganze Verhältniß durch die hohe sittliche Stärke der drei verbundenen Seelen möglich geworden war, so ist auch jede Zeile der Briefe eben so sehr von der erhabensten sittlichen Reinheit wie von der wärmsten Lyrik des Gefühls eingegeben.

Goethe sandte sein Gepäck voraus und schritt, ein leichter Wanderer, "schwelgend" in den mannigfach wechselnden Naturschönheiten, das schöne Lahnthal hinab. Glücklich der, dem der offene, empfängliche Sinn zu Theil geworden war, um am Busen der Natur schnell von Schmerzen zu genesen und von Trübsinn stets wieder zum Genuß des Lebens zu erwachen! Seiner leidenschaftlichen Erregbarkeit blieb stets die geistige Kraft, die sonnenhelle Klarheit zur Seite, durch die er stets im Drange schmerzlicher Lebenserfahrungen die brausenden Wogen der Leidenschaft besänftigte und beherrschte und sich zu neuem Lebensmuth mannhaft aufrichtete.

Nach einer Reise von einigen Tagen langte er in Ehrenbreitstein an, wo er, von Merck angekündigt, im Hause der Frau von la Roche einen freundlichen Empfang fand. Das sich immer gleichbleibende sentimental-passive Wesen der Frau

konnte ihm so wenig zusagen, als der kalte, wenn auch geistreich scherzende, Weltsinn ihres Mannes. Desto mehr fühlte er sich zu den Töchtern hingezogen. Die älteste, Maximiliane, eine liebliche Erscheinung mit „den schwärzesten Augen und einer Gesichtsfarbe, die nicht reiner und blühender gedacht werden kann,“ höchst anziehend durch Munterkeit und Grazie, ließ fast eine neue Liebesneigung in seinem leicht entzündlichen Herzen aufkeimen. Die schöne Umgebung des mitten im Rheinparadiese gelegenen Coblenz, die häufig durchstreift ward, erhöhte den Reiz jener heiteren Tage.

Frau von la Roche hatte damals durch ihren Jugendfreund Wieland den in der empfindsamen, moralischen Manier Richardson's bearbeiteten Roman „Geschichte des Fräuleins von Sternheim“ herausgegeben. Sie hatte eine Zusammenkunft ästhetischer Kritiker wahrscheinlich zu dem Zwecke veranstaltet, eine öffentliche Empfehlung ihres Romans einzuleiten; die Beurtheilung desselben in den Frankfurter gelehrten Anzeigen ist von Goethe's Hand. Der hessen-darmstädtische Rath Leuchsenring, der von Düsseldorf, wo er bei der Familie Jacobi verweilt hatte, zurückkam, traf ebenfalls in jenen Tagen im Laroche'schen Hause ein — ein glatter Hofmann, der sich durch sein weiches Wesen besonders die Gunst der Frauen zu erwerben wußte. Er hatte in den letzten Jahren den darmstädtischen Erbprinzen zur Leydener Universität und dann auf Reisen nach Paris und in die Schweiz begleitet; durch seine literarische Bildung so wie durch seine ausgebreitete Bekanntschaft und Correspondenz mit berühmten Männern und Frauen hatte er sich in gewissen Kreisen ein großes Ansehen erworben. Auch Goethe fand in diesen belletristischen Unterhaltungen Genuß und Belehrung. Merck, der bald darauf ebenfalls mit seiner Frau eintraf, haßte die empfindsame Schlingpflanzennatur Leuchsenring's und warf manche bittere Aeußerung dazwischen. Er brach bald

mit den Seinigen und seinem jungen Freunde wieder auf. Zusammen fuhren sie in einem Boote den Rhein aufwärts nach Mainz und genossen mit Muße und bei dem herrlichsten Wetter die Schönheiten der Rheinufer, deren malerischen Reiz wohl niemals die Seele unsers Dichters tiefer empfunden hat; er zeichnete daher fleißig, um sich „die tausendfältige Abwechselung jener herrlichen Ufer fester einzudrücken.“

Das liebevolle Versenken in die Schönheit der Natur hatte ihn aufs neue für die Kunst begeistert; eben darum „ward es auch bei ihm zur Leidenschaft“ überall die Natur in der Kunst zu sehen, und die Werke der Niederländer fanden in ihm den wärmsten Verehrer. Unter Rothnagel's Leitung übte er sich späterhin im Oelmalen und führte einige einfache Stillleben nach dem Wirklichen aus. Auch legte er sich ein kleines Museum von Abgüssen berühmter Antiken an, „um den großen Eindruck, den er in Mannheim gewonnen hatte, möglichst zu beleben“.

Der juristischen Praxis widmete er sich nach seiner diesmaligen Rückkehr in die Vaterstadt mit mehr Eifer als früher. Sein Oheim Textor, der nach des Großvaters Tode in den Rath gekommen war, wies ihm manche Sachen zu, denen er gewachsen zu sein schien. Auch die Brüder Schlosser waren ihm behülflich, um so mehr, da ihn jetzt ein engeres Band mit ihnen verknüpfte, indem der jüngere Schlosser sich um die Hand Corneliens bewarb und sich bald darauf, da er eine Anstellung in markgräflich-badischen Diensten erhielt, mit ihr verlobte. Der Vater war erfreut, mit seinem Sohne die Acten durchzugehen und eine langentbehrte Thätigkeit wieder aufzunehmen. Noch nie hatte zwischen Vater und Sohn ein besseres Vernehmen bestanden, so daß den übrigen Liebhabereien „dieses singularen Menschen“ (ein brieflicher Ausdruck des Vaters) gern nachgesehen ward. Uebrigens spielte der Poet dem Advocaten manchen Streich, und die

soliden Juristen der alten Schule hatten viel zu erinnern, wenn statt strenger Rechtsdeductionen eine Abhandlung in einem lebhaften, energischen Stil ausgeführt wurde.

Bei dem Allen blieb zu den mehr zusagenden literarischen Beschäftigungen reichlich Muße. Für die Frankfurter gelehrten Anzeigen war Goethe während des Winters sehr thätig und lieferte eine Reihe von Recensionen. Sie sind uns besonders dadurch wichtig, weil sie uns seinen damaligen ästhetischen und sittlich-religiösen Standpunct erkennen lassen. Das Urtheil ist stets mäßig und besonnen. Er nimmt sogar Gellert gegen bilderstürmische Kritik in Schutz, hält Wieland in Ehren und gesteht, minder streng als früher, der Bardenpoesie ihren sittlichen und dichterischen Werth zu. Die scharfe Waffe des Spottes kehrt er gegen „die Göttern und Menschen verhaßte Mittelmäßigkeit.“ Er wird warm, wenn er Homer, „der sich und der Mutter Natur Alles zu danken gehabt hat“, und Shakspeare, „dem das Leben ganzer Jahrhunderte durch die Seele webte“, feiert, wenn er „die Wahrheit und lebendige Schönheit“ der Poesie „den bunten Seifenblasenidealen, wie sie in hundert deutschen Gesängen herumwallen, den empfindsamen Dichterlingen mit ihren goldpapiernen Amors und Grazien und ihrem Elysium der Menschenliebe und Wohlthätigkeit“ entgegenhält. Auch im Politischen will er keine Illusionen. Auf die Klage, daß wir kein Vaterland, keinen Patriotismus haben, erwidert er: „Wenn wir einen Platz in der Welt finden, da mit unsern Besitzthümern zu ruhen, ein Feld uns zu nähren, ein Haus uns zu decken, haben wir da nicht Vaterland? und haben das nicht Tausend und Tausende in jedem Staat? und leben sie nicht in der Beschränkung glücklich? Wozu nun das vergebene Aufstreben nach einer Empfindung, die wir weder haben können noch mögen, die bei gewissen Völkern nur zu gewissen Zeitpuncten das Resultat vieler

glücklich zusammentreffender Umstände war und ist? Römerpatriotismus! davor bewahre uns Gott, wie vor einer Riesengestalt! wir würden keinen Stuhl finden, darauf zu sitzen, kein Bett, drinnen zu liegen.“ In den theologischen Recensionen weist er die starre Orthodoxie eines Haller und Münter eben so zurück, wie die schalen Bibelverbesserungen eines Bahrdt, welche ihn nachmals zu der kleinen humoristischen Posse: „Prolog zu den neuesten Offenbarungen Gottes, verdeutscht durch Dr. K. F. Bahrdt“ (Gießen 1774) veranlaßten. In Lavater's Schriften erkennt er die geniale Fülle, die aus dem Herzen strömende Kraft an. Was er auch an Einzelnem auszusetzen hat, ihm gilt das große Genie als Original, das man mit Ehrerbietung betrachten müsse, und er liest die Predigten über das Buch Jonas mit „warmer Hochachtung für den Verfasser.“ Auf dies Urtheil hat wohl schon die Freundschaft einigen Einfluß, indem Lavater, dem es bei seinen physiognomischen Sammlungen um ausgebreitete Bekanntschaft zu thun war, in Folge von Goethe's Sendschreiben des Pastors an seinen Amtsbruder mit ihm in Correspondenz trat, die bald ein herzliches Einverständniß herbeiführte.

Goethe bedurfte indeß auch einer productiven dichterischen Thätigkeit, um sein von Liebesschmerz bestürmtes Herz zur Ruhe zu bringen. Kestner hatte die gewünschte Anstellung erhalten; er war Archivsecretär zu Hannover geworden, und seine Vermählung mit Lotte stand bevor. Die Herannäherung des Hochzeitstages erneuerte in Goethe's Herzen den Kampf, mit dem er sich von Wetzlar losgerissen hatte. Seine Briefe an Kestner, mit dem er in ununterbrochener Verbindung geblieben war, machen aus der Gluth seines Schmerzes kein Geheimniß, war doch die Liebe zu Lotten in die Freundschaft eingestandenermaßen aufgenommen. Ihre Schattenrisse „schweben um sein Bett wie Engel Gottes“, und Lottens Busen-

schleife ist ihm eine heilige Reliquie. Er bittet sich die Vergünstigung aus, die Verlobungsringe bestellen zu dürfen, und da die bestellten ihm nicht gefallen, läßt er sie umschmelzen und neue schönere machen. Zum Hochzeitstag will er jedoch nicht kommen, wünscht auch nicht, daß sie ihn zusammen in Frankfurt besuchen, weil er dann werde „gehen“ müssen. Den Tag der Trauung, welche am Palmsonntag 1773 stattfand, hatte ihm Kestner verheimlicht. Goethe schreibt darauf: „Gott segn' euch, denn ihr habt mich überrascht. Auf den Charfreitag wollt' ich heilig Grab machen und Lottens Silhouette begraben. So hängt sie noch und soll denn auch hängen, bis ich sterbe. Lebt wohl ...... Ich wandre in Wüsten, da kein Wasser ist, meine Haare sind mir Schatten, und mein Blut mein Brunnen. Und euer Schiff doch mit bunten Flaggen und Jauchzen zuerst im Hafen freut mich.“ So rein war seine Freundschaft, daß er über dem Antheil an ihrem Glück, der auch im Fortgang seiner Briefe sich lebhaft äußert, den eigenen Schmerz vergaß. Lottens Brautstrauß, den er durch eine ihrer Freundinnen erhalten hatte, befestigte er an seinem Hute, als er bald darauf nach Darmstadt zu seinem Merck wanderte, und betrachtete ihn im Selbstgefühl seines „heldenmüthigen“ Entsagens als einen ritterlichen Schmuck.

Während des einsam verbrachten Winters war sein Sinnen und Dichten fast ganz der „dramatisirten Geschichte Gottfriedens von Berlichingen mit der eisernen Hand“ — dies war der anfängliche Titel der Dichtung — gewidmet, und unter den Ermunterungen der Schwester ward die letzte Ueberarbeitung des Drama's in raschem Lauf zu Ende geführt. Er hatte die dramatische Handlung auf dem weiten Schauplatz der Shakspearischen Bühne sich frei entfalten lassen und die Regeln von Einheit der Zeit und des Orts verabschiedet. „Aber“ — so äußerte er selbst damals in einem kurzen dramaturgischen Aufsatze — „deßwegen giebt's doch eine Form,

die sich von jener unterscheidet, wie der innere Sinn vom äußern, die nicht mit Händen gegriffen, die gefühlt sein will. Unser Kopf muß übersehen, was ein anderer Kopf fassen kann, unser Herz muß empfinden, was ein anderes fühlen mag; das Zusammenwerfen der Regeln giebt keine Ungebundenheit.“ Er sah bei näherer Betrachtung seines Drama's, daß er durch das Ausmalen leidenschaftlicher Nebenscenen jener unerläßlichen höheren Einheit Eintrag gethan habe. Darauf hatte auch Herder mit der scharfen Bemerkung, die der Dichter „gleich in ihrer ganzen Stärke erkannte“, hingedeutet: „Shakspeare habe ihn ganz verdorben“. Er schrieb daher das Stück nochmals ins Reine und verfuhr gegen sein Werk mit einer Strenge, zu der ein junger Dichter sich selten versteht, indem er vornehmlich im fünften Act (die vier ersten Acte haben nur geringe Verkürzungen erlitten) viele der wirksamsten Scenen, namentlich Adelheids Erscheinen unter den Zigeunern und ihre nächtliche Ermordung durch den Rächer des heimlichen Gerichts, ganz tilgte oder zusammenzog. Auch die zweite Bearbeitung hatte er noch nicht zur Herausgabe bestimmt, sondern er hoffte sich durch eine spätere Ueberarbeitung noch mehr zu genügen. Allein Merck, der sich gleich anfangs wohlwollend über das neue Drama geäußert hatte, drängte zum Abschluß, indem er meinte, es werde dadurch nur anders und nicht besser; man müsse sehen, was das für eine Wirkung mache, und dann wieder was Neues unternehmen. „Bei Zeit auf die Zäun', so trocknen die Windeln!“ rief er aus; das Säumen und Zaudern mache nur unsichere Menschen. Da er mit sicherem Blicke die gewaltige Wirkung des Stückes voraussah, so ermunterte er seinen Freund, den Verlag desselben gemeinschaftlich zu besorgen. Goethe schaffte das Papier an, Merck sorgte für den Druck. Kaum aber hatte „Götz von Berlichingen mit der eisernen Hand, ein Schauspiel“ (ohne Namen des Verfassers) mit dem Frühling 1773 seinen Ausflug in die Welt gewagt, als ein Nach-

drucker darüber herfiel und sich die schöne Beute zueignete. Der Autor gerieth mit seiner Casse in Verlegenheit und mußte die Freunde bitten, Exemplare unterzubringen, damit er nur einigermaßen zu seinem Gelde komme. Doch ihm ward ein schönerer Lohn, als Gold, die Verehrung der Besten seines Volks. „So war es Recht!“ — sagt Rosenkranz („Goethe und seine Werke“) — „ein solches Werk mußte ein Geschenk des Dichters an die Nation sein.“

„Das Unglück ist geschehen, das Herz des Volks ist in den Koth getreten und keiner edlen Begierde mehr fähig“, diese Worte aus Haller's Usong waren das ursprüngliche Motto des Götz. Goethe wollte mit seiner Dichtung die Nation für Selbstständigkeit und männliches Streben begeistern; daher trat er mitten unter sie und klopfte an edle Herzen an. Er zeigt uns den biederherzigen deutschen Mann, der den engeren Kreis um sich mit seinem Geiste belebt; er zeigt uns edle Frauen, welche in Treue und bescheidener Häuslichkeit ihr Glück und ihren Frieden finden. Aber eine Welt der Schwäche, der Falschheit und Tücke wird ringsum mächtig. Vergeblich müht Götz sich ab für das, was ihm als das Rechte und Ehrenhafte erscheint; man verkennt seinen redlichen Willen, hemmt sein Streben und reibt seine Kraft nach und nach auf. Er scheidet lebensmüde aus der Welt der Täuschung, um die Freiheit, nach der er vergebens gestrebt, droben zu finden.

Wie Goethe in mehreren seiner Hauptwerke die beiden Seiten seines Charakters auf zwei dramatische Personen vertheilt, so hat er dem Götz seinen herrlichen biederen Sinn, sein deutsches offenes Gemüth, das ihm Aller Herzen gewann, geliehen, und die Schwächen, deren er sich reuig anklagte, auf Weislingen übertragen. Man erkennt leicht, daß der wahre Goethe mehr im Götz, als im Weislingen, enthalten ist. Auch in der Sprache verschmilzt die männliche Kraft mit lyrischer

Weichheit zu schönster Harmonie, und während Derbheiten auf Rechnung jugendlichen Uebermuths zu setzen sind, herrscht sonst in Allem das schönste Maß.

Diese wahrhaft nationale Dichtung brach mehr, als alle Bardiete und Bardenlieder, die letzten Fesseln, die unsre Poesie einengten. An dem Götz und der kurz zuvor erschienenen Emilia Galotti baute sich die dramatische Poesie des Jahrzehends der Sturm- und Drangperiode auf. Nachdem sich das deutsche Theater selbst dem Götz geöffnet hatte (in Berlin mußte er des starken Zudrangs wegen sechs Tage hinter einander gegeben werden), ward auch Shakspeare von den Deutschen verstanden, und bald konnte sein gewaltiger Geist über die Bühne schreiten. In diesem Sinne erkannte Herder, den man mit Unrecht, durch einige Aeußerungen Goethe's verleitet, beschuldigt hat, den Götz unfreundlich aufgenommen zu haben, schon vor der öffentlichen Erscheinung die Bedeutung der dramatischen Arbeit seines Freundes, indem er seinen enthusiastischen Aufsatz über Shakspeare (1772) mit den Worten schloß: „Glücklich, daß ich noch im Ablaufe der Zeit lebte, wo ich ihn [Shakspeare] begreifen konnte, und wo du, mein Freund, der du dich bei diesem Lesen erkennst und fühlst und den ich vor seinem heiligen Bilde mehr als einmal umarmt, wo du noch den süßen und deiner würdigen Traum haben kannst, sein Denkmal aus unsern Ritterzeiten in unserer Sprache unserm so weit abgearteten Vaterlande herzustellen. Ich beneide dir den Traum und dein edles deutsches Wirken. Laß nicht nach, bis der Kranz dort oben hange. Und solltest du alsdann auch später sehen, wie unter deinem Gebäude der Boden wankt und der Pöbel umher still steht und gafft oder höhnt, und die dauernde Pyramide nicht alten ägyptischen Geist wieder aufzuwecken vermag — dein Werk wird bleiben, und ein treuer Nachkomme dein Grab suchen und mit andächtiger Hand dir schreiben, was das Leben fast

aller Würdigen der Welt gewesen: Voluit! quiescit!" Selbst Männer der alten Schule vermochten das „schöne Ungeheuer" nicht geradezu abzuweisen. Den Bedächtigen war indeß nicht bloß die Verletzung des dramatischen Herkommens anstößig [40]), sondern zugleich der Hauch der Freiheit, der in diesem Drama weht, die Begeisterung für männliche Selbsthülfe, wodurch die Auflehnung gegen die gesetzliche Ordnung in Schutz genommen zu sein schien.

Welch einen Sturm der Nacheiferung die neugewonnene freiere Form des Drama's in Goethe's nächster Umgebung hervorrief, veranschaulichen uns die Effectstücke seines Landsmanns Klinger, der übrigens eine allzu heterogene Natur war, als daß zwischen ihm und Goethe ein förndernder geistiger Verkehr hätte stattfinden können. Leopold Wagner, früher Mitglied des Straßburger Kreises, jetzt zu Frankfurt, entnahm den Goethe'schen Mittheilungen über den Plan des Faust das Sujet zu einem rohen Schauspiel „die Kindesmörderin". Lenz, damals noch in Straßburg, drängte sich aufs neue mehr mit Neid als Bewunderung an Goethe heran und übersandte ihm gleich nach dem Erscheinen des Götz eine lange Epistel „über unsere Ehe", eine humoristische Beweisführung ihrer Geistesbrüderschaft. Durch Goethe's Vermittelung wurden bald hernach Lenzens dramatische Dichtungen nach und nach ins Publicum gebracht. So wenig erkannten die Zeitgenossen den tieferen Gehalt und die klare Form der Goethe'schen Poesie, daß Viele, selbst ein Klopstock, den „Hofmeister" von Lenz wegen seiner Regellosigkeit und „nackten Natur" für ein Werk Goethe's hielten, während dieser, wie seine besonnene Kritik in einem Briefe an Salzmann beweist, keinen Augenblick über die Mängel der Lenzischen Stücke, gerade in dieser Beziehung, in Zweifel war. Die Uebersetzung von Shakspeare's „Verlorne Liebesmühe" begleitete Lenz mit den im Geiste der Straßburger Shakspeare-

Gesellschaft verfaßten Anmerkungen über das Theater, worin allen Herkömmlichkeiten der Bühne der Krieg erklärt und der Ungebundenheit und subjectiven Regellosigkeit, die ihm Shakspearische Genialität zu sein schien, das Wort geredet wird. Unter dem Schutz des Götz wagten sich die neuen dramaturgischen Theorieen ans Licht und wurden von der dichtenden Jugend mit Jubel begrüßt.

Auch in dem Göttinger Dichterkreise, der sich in Geist und Streben der Richtung Klopstock's angeschlossen hatte, machte der Götz eine gewaltige Wirkung. Man trank bei der Klopstocksfeier auf Goethe's Gesundheit, während man Wieland's „Idris" und Bildniß verbrannte. Die Stolberge boten ihm eine überschwängliche Freundschaft an und traten mit ihm in Briefwechsel. Boie, der Herausgeber des Göttinger Musenalmanachs, besuchte ihn auf einer Reise an den Rhein. Goethe lieferte einige Beiträge zu den nächsten Jahrgängen des Musenalmanachs, unter denen „der Wanderer", „Mahomets Gesang" und die Fabel „Adler und Taube" die bedeutendsten sind. Die Kette neuer Freundschaftsverbindungen leitete bis zu Klopstock hin, mit dem eine Correspondenz eröffnet wurde. Ein Glied in derselben ist Friedrich Ernst von Schönborn (geb. 1737 zu Stolberg am Harz), ein Freund Klopstock's sowie der Stolberge und ein enthusiastischer Freiheitssänger. Bevor er seine Stelle als dänischer Gesandtschaftssecretär in Algier antrat, machte er 1773 einen Besuch in Göttingen, wo er mit den Dichtern des Bundes Freundschaft schloß. In Frankfurt ward er mit Goethe bekannt und nahm an seinen poetischen Arbeiten lebhaften Antheil. Er blieb von Algier aus mit Goethe und dessen Eltern in brieflicher Verbindung [41])

Goethe war bis dahin seinen stillen Weg gegangen, wie er denn in mehreren derzeitigen Aeußerungen den „reinen

Dichtergeist" dem „Autorgeist" entgegensetzt und den jungen Dichter vor der Rücksichtnahme auf das Publicum warnt. Dazu stimmt eine spätere Aeußerung: „Alles, was ich zu thun hatte, habe ich in königlicher Weise gethan, und ließ die Leute schwatzen, was sie mochten; was ich für recht erkannte, das that ich." So wenig ihn daher der Beifall bestach und irre leitete, konnte doch das überraschende Gelingen des ersten glücklichen Wurfs ihn nicht anders als ermuthigen. Schon sann er im Stillen darüber, von dem Zeitalter des Götz in der Geschichte vor= und rückwärts zu schreiten und eine deutsche historische Poesie im Geiste Shakspeare's zu begründen. Neue dramatische Entwürfe drängten sich heran, und dazwischen mahnten ältere, wie Faust und Cäsar, zur Fortsetzung und zum Abschluß. Aber er war aus der ruhig=schaffenden Thätigkeit herausgerissen. Seine Mitbürger, unter denen er bis dahin wenig beachtet gelebt hatte, zogen ihn wetteifernd in ihre Familiencirkel; Besuche und Correspondenzen nach allen Richtungen verschlangen manche Stunde.

Fräulein von Klettenberg war ihm auch jetzt noch die theilnehmende Freundin, vor der er sein Innerstes aufschloß. Ihr zarter Sinn verstand ihn und war sich klar genug, um die Wahrheit und Offenheit eines warmschlagenden Herzens höher zu schätzen, als das pietistische Gewand, welches er sonst, soweit es nur Terminologie und fromme Phrase gewesen war, von sich geworfen hatte. Sie gestand ihm, daß er ihr so lieber sei, als früher, da er sich ihrer Ausdrucksweise anzuschließen gesucht hatte. Ihre Gegenwart „beschwichtigte seine stürmischen, nach allen Seiten hinstrebenden Neigungen und Leidenschaften wenigstens für einen Augenblick"; ihr gab er „nach seiner Schwester" am liebsten von seinen Vorsätzen Rechenschaft. Mit Wohlwollen vernahm sie die Erzählungen von seinen Ausflügen und ließ sich von seiner gewandten Hand die Naturbilder flüchtig beleben. Welche Himmelslust er

in ihrer Nähe fühlte, sprechen die tiefempfundenen Strophen aus, womit er einer entfernten Freundin eine Zeichnung von ihr und ihrer Umgebung übersandte, die er rasch entwarf, als sie ihm einstmals, in ihrem Sessel am Fenster in ihrem gewohnten reinlichen Anzuge, in der Beleuchtung der untergehenden Sonne wie verklärt erschien [42]). „Ich habe das Herz gefühlt, die große Seele, in deren Gegenwart ich mir schien mehr zu sein, als ich war, weil ich Alles war, was ich sein konnte. Guter Gott! blieb da eine einzige Kraft meiner Seele ungenutzt? konnte ich nicht vor ihr das ganze wunderbare Gefühl entwickeln, mit dem mein Herz die Natur umfaßt? war unser Umgang nicht ein ewiges Weben von der feinsten Empfindung, dem schärfsten Witze.... Ach, ihre Jahre, die sie voraus hatte, führten sie früher ans Grab, als mich. Nie werde ich sie vergessen, nie ihren festen Sinn und ihre göttliche Duldung!“ Diese Worte in einem der Eingangsbriefe des Werther sind unstreitig der Ausdruck der verehrungsvollen Anhänglichkeit an die heiter-duldende Freundin, deren baldiges Hinscheiden er voraussah.

In einer ähnlichen beschwichtigenden Weise wirkten auf das stürmische Gemüth unsers jungen Dichters die Frauen des Jacobi'schen Familienkreises, denen er im Sommer 1773 nahe trat. Johanne Fahlmer, die jugendliche, liebenswürdige Tante Friedrich Jacobi's, welche von Düsseldorf nach Frankfurt gezogen war, „gab durch die große Zartheit ihres Gemüths, durch die ungemeine Bildung des Geistes ein Zeugniß von dem Werth der Gesellschaft, in der sie herangewachsen“. Sie beschämte den manchmal hervorsprudelnden Uebermuth des lebhaften jungen Freundes durch Geduld und lehrte ihn Schonung, indem sie ihn fühlen ließ, daß auch er derselben wohl bedürfe. Jacobi's Gattin Betty und dessen Schwester Charlotte kamen auf einige Zeit zum Besuch nach Frankfurt und standen mit Cornelia in

engster Verbindung, woran auch der Bruder Theil nahm. Besonders ward er von der Naivetät und Heiterkeit Betty's „völlig eingenommen" und blieb hernach mit ihr in brieflichem Verkehr [43]). Zu jenem Frauenkreise gehörte auch die Familie Gerock, welche mit Schlosser verwandt war. Die Töchter, unter denen Antoinette mit leidenschaftlicher Neigung an Goethe hing, hatten eine ausgezeichnete Erziehung genossen und belebten, wie in früheren Jahren, durch Geist und Munterkeit die geselligen Zusammenkünfte.

Gleichwohl entbehrte Goethe sehr die Nähe eines seinen Geist spornenden und kräftigenden Freundes. Merck war seit dem Mai 1773 abwesend, indem er die Landgräfin Caroline auf einer Reise nach Petersburg begleitete, von der er erst gegen das Ende des Jahres zurückkehrte. Herder nahm in diesen Jahren an der Entwicklung des Goethe'schen Dichtergeistes weniger Antheil, da er sich seit der Uebernahme der Hofpredigerstelle zu Bückeburg in theologische Arbeiten vertiefte und die „älteste Urkunde des Menschengeschlechts" vorbereitete. Zudem hatte er manchmal durch kalte Urtheile den Unmuth des jüngeren Freundes erregt und ihn in Mittheilungen vorsichtiger gemacht. Im Frühling trafen beide in Darmstadt wieder zusammen, da Herder am 2. Mai die wider Erwarten der Freunde lange hinausgeschobene eheliche Verbindung mit Caroline Flachsland feierte. Nicht ohne sein Verschulden hatte während des langen Brautstandes das gute Einvernehmen mit seiner Verlobten manche Störung erlitten. Indem sie in ihrem Berichte von jener Lebensepoche der Freunde gedenkt, die „nicht begreifen konnten, warum er sie nicht früher nach Bückeburg geholt hatte, und die mehr oder minder seinen Charakter tadelten", nennt sie vor allen Leuchsenring, und der Herder'sche Briefwechsel bestätigt, wie geschäftig dieser, von Carolinen sehr geschätzte, empfindsame Schöngeist war, in ihrem leicht aufwallenden Herzen Zweifel an Herder's auf-

richtiger Liebe zu erregen und noch kurz vor Herder's Ankunft zwischen den Liebenden Unfrieden zu säen. Herder war er schon um seiner ganzen, durch heuchlerische Sentimentalität sich überall einschmeichelnden Persönlichkeit willen zuwider, und Goethe's offenem und geradem Wesen ward er eben so unleidlich. Hierdurch wird Goethe's Fastnachtsspiel „vom Pater Brey dem falschen Propheten“ verständlich, worin er das unter weichherzigem Schönthun versteckte Intriguenspiel Leuchsenring's, welches Merck und la Roche längst durchschaut und bespöttelt hatten, mit Götzischer Entrüstung und Hans-Sachsischem Humor ans Licht zog; der „Würzkrämer“ ist Merck, „Dragoner-Hauptmann Balandrino“ Herder, „Leonore“ dessen Braut. Der Pfaff repräsentirt die empfindsamen Parasiten, welche sich überall einnisten, besonders bei den Frauen, und indem sie Alles nach ihrem Sinn ordnen und ausgleichen, „alles Rauhe mit Gips und Kalk verstreichen“, alle Menschen „wie Maienlämmelein“ zusammenbringen wollen (Leuchsenring wollte einen Orden der Empfindsamkeit stiften), nur Verdruß und Zwist verursachen.

Außer dem „zarten und weichen“ dieser Zunftgenossen stellte Goethe einen andern „tüchtigern und derbern“ in dem Fastnachtsspiele Satyros oder der vergötterte Waldteufel dar. Da Goethe ihn nicht nennt, so ist die Beziehung nicht ganz klar. Man hat auf Basedow und den Schweizer Doctor Kaufmann gerathen; beide gehörten zu der damals zahlreichen Klasse von Reformern, die sich überall keck aufdrängten und mit ihrer neuen Weltweisheit den Schwachen die Köpfe verrückten, im Grunde aber nur „Lumpe“ waren, die es auf Pöbelweihrauch und gute Bissen abgesehen hatten. In jener Posse wird ein cynischer Anhänger des Rousseau'schen Naturzustandes vorgeführt, welcher das Volk mit dem Evangelium von der Seligkeit der goldenen Zeiten entzückt und sich, nachdem er Gott in ihren Vorstel-

lungen beseitigt hat, als gottähnlichen Propheten verehren läßt, bis seine freche Gemeinheit seine Anbeter enttäuscht.

Ueberhaupt unterhielt der lebhafte gesellige Verkehr, in welchem Goethe sich damals bewegte, die Lust, humoristisch die flüchtigen Vorfälle des Lebens zu dramatisiren; die Zeit wurde zu sehr zersplittert, um an größeren Compositionen fortzubauen. „Ein einzelner einfacher Vorfall, ein glücklich naives, ja ein albernes Wort, ein Mißverstand, eine Paradoxie, eine geistreiche Bemerkung, persönliche Eigenheiten oder Angewohnheiten, ja eine bedeutende Miene und was nur immer in einem bunten rauschenden Leben vorkommen mag, Alles ward in Form des Dialogs, der Katechisation, einer bewegten Handlung, eines Schauspiels dargestellt, manchmal in Prosa, öfters in Versen“.

Unter den Mitgliedern der lebensfrohen Gesellschaft fehlte es nicht an solchen, welche durch ihre Einfälle seinem humoristischen Triebe Nahrung gaben. Vor allen ist der joviale Rath Bernhard Crespel zu nennen [41]), der auf Jesuitenschulen gebildet war und sich viel Welt- und Menschenkenntniß erworben hatte. Als bei einer der fröhlichen Landpartieen die Gesellschaft, zwischen schattigen Hügeln im Grase gelagert, ein ländliches Mahl verzehrte, trat Crespel vor und beklagte im Ton der Kapuzinerpredigten mit schalkhafter Würde, daß diejenigen unter ihnen, welche ihre Geliebten um sich hätten, an diese sich anschlössen, die andern dagegen sich verlassen sähen. Um diesem Uebelstande abzuhelfen, schlug er eine Verlosung der Paare vor. Jede Dame mußte aus einem Beutel den Namen des Herrn ziehen, der ihr während des geselligen Zusammenseins die ritterliche Aufmerksamkeit zu erweisen hatte; die Herren, deren Namen nicht gezogen wurden, sollten desto eifriger die Sorge für Geist und Leib übernehmen. Dieses Lotteriespiel fand so großen Beifall, daß es während der

Sommervergnügungen mehrmals wiederholt ward und viel zur Erheiterung der Gesellschaft beitrug, wobei unschuldige Galanterieen nicht ausbleiben konnten.

Das Jahrmarktsfest zu Plundersweilern, „neueröffnetes moralisch-politisches Puppenspiel“, steht in einer engen Beziehung zu den Vorfällen in den Frankfurter geselligen Kreisen; doch stellt es symbolisch zugleich den Markt des Lebens in seinem bunten Getümmel dar. In einer der später umgearbeiteten Scenen des eingeschalteten Puppenspiels richtet der Dichter, wie im Satyros und im Bahrdt'schen Prolog, seine Satire gegen die neumodischen Bibel- und Christusverächter. In einer andern zielt er auf die empfindsamen Frömmler, welche „im Land auf und nieder gehen, immer neue Schwestern und Brüder kapern und sie alle mit Hämmleins Lämmleins Liebesflammen zusammengläubigen.“

Von dem genialen Uebermuth, welcher Schwäche und Anmaßung, Pedanterie und Mittelmäßigkeit schonungslos, jedoch mit redlichem Streben für das Tüchtige, geißelte, blieb selbst Wieland nicht verschont. Hatten schon früher seine hofmeisternden Anmerkungen zur Shakspeare-Uebersetzung die für den großen Briten schwärmende Jugend gegen ihn aufgebracht, so erzürnte er sie nun als Redacteur des Merkur durch sein weichliches Hin- und Herlaviren und die Protection der characterlosen Mittelmäßigkeit. Besonders mißfielen die Briefe, worin er seine modern-sentimentale Alceste gegen Euripides antike Behandlung herausstrich. Goethe, zu Ehrenrettungen stets aufgelegt, ward eines Abends in dem Kreise der gleichgestimmten Freunde, wo dies zur Sprache kam, von seiner Lust zu dramatisiren ergriffen und schrieb bei einer Flasche Burgunder die Farce Götter, Helden und Wieland in Einer Sitzung nieder. Er vertrat darin mit schlagendem Humor die Kraft und naturgemäße Lebensfülle der griechi-

schen Welt gegen die moderne schwächliche Empfindsamkeit und die „schalen Ideale“ einer abstracten Tugendlehre, an denen höchstens die „Weibchen und Männchen“ Freude finden möchten. Er sandte das Manuscript an Lenz nach Straßburg, der darüber entzückt zu sein schien und ihn zum Drucke aufforderte, worein er denn auch nach einigem Sträuben willigte. Es mochte Goethen bei Manchen ergehen, wie bei Fr. Jacobi, der selbst gesteht, daß ihm der junge Dichter anfangs wie ein feuriger Wolf erschienen sei, der Nachts an honetten Leuten hinaufspringe und sie in den Koth werfe. Wieland war fein genug, im Merkur „diese kleine Schrift allen Liebhabern der pasquinischen Manier als ein Meisterstück von Persiflage und sophistischem Witz“ zu empfehlen. Goethe bedauerte, den doch von ihm hochgeschätzten Dichter angegriffen zu haben und richtete daher nachmals an ihn einige versöhnliche und begütigende Worte.

Das Aeußerste in der „frechen Weise“ — dies Prädicat hält der alte Goethe selbst nicht zurück — erreichte die nach einem alten Puppenspiel entworfene Posse „Hanswursts Hochzeit oder der Lauf der Welt, ein mikrokosmisches Drama“. Die Anstalten zu der Feier der Verbindung Hanswursts mit Ursel Blondine bildeten den Rahmen zu satirischen Scherzen über Zeittendenzen und bekannte Persönlichkeiten, unter denen auch der betrügerische Nachdrucker Macklot scharf mitgenommen ward, indem er mit seiner Macklotur hausiren geht und sich in die Hochzeitsgesellschaft eindrängen will. Das übrige Personal war unter allen erdenklichen deutschen Schimpf- und Oekelnamen (Schuft, Schurke u. s. w.) eingeführt. Wie schon die wenigen Fragmente, welche man daraus als decentere Proben abgedruckt hat, beweisen, war in dieser Posse der Humor „bis zur Tollheit gesteigert“, und der Schmutz der Sprache allzu tief aufgewühlt, weßhalb sie auch von dem Dichter der Oeffentlichkeit entzogen blieb. Die genialische Fastnachtslust tobte sich darin aus. Es scheint daher

der Schluß in der Reihe der muthwilligen Scherze zu sein, von denen Goethe mit dem Beginn des Jahres 1774 zur Wiederaufnahme ernsterer Entwürfe und zur Darstellung tieferen Seelenlebens zurückkehrte. Denn selbst hinter dem jovialen Uebermuthe verbarg sich oft die Thräne der Wehmuth und Sehnsucht, und mit der wilden Ausgelassenheit wechselten Momente der tiefsten Schwermuth.

Fünftes Capitel.

1774.

Als gegen die Mitte des Novembers 1773 die geliebte Schwester mit Schlosser nach Emmendingen abgereist war, wo dieser als Oberbeamter der badischen Markgrafschaft Hochberg seinen Wohnsitz hatte, folgte für Goethe eine stille, einsame Zeit. Das Leben, schreibt er an Jacobi, schlendere nur so fort; wäre er nicht neuerdings wieder bissiger geworden, würde er gar nicht auslangen. Um so größer war der Jubel, mit dem er kurz vor Weihnacht Merck nach seiner Rückkehr von Petersburg in Frankfurt wiedersah. Das neue Jahr eröffnete ihm noch eine andere frohe Aussicht. Maximiliane la Roche, deren Nähe seinem Herzen in Coblenz so wohl gethan hatte, verheirathete sich 1774 an Brentano in Frankfurt. „Seit dem 15. Jenner", schreibt er in den ersten Tagen des Februars, „ist keine Branche meiner Existenz einsam. Und das Schicksal, mit dem ich mich herumgebissen habe so oft, wird jetzt höflich betitelt das schöne, weise Schicksal; denn gewiß, das ist die erste Gabe, seit es mir meine Schwester nahm, die das Ansehen eines Aequivalents hat! Die Max ist noch immer der Engel, der mit den simpelsten und werthesten Eigenschaften alle Herzen an sich zieht, und das Gefühl, das ich für sie habe, worin ihr Mann eine Ursache zur Eifersucht finden wird, macht nun das Glück meines Lebens".

Die junge Frau, an geistreichen Umgang gewöhnt, fühlte sich nach wenig Wochen in dem neuen Verhältniß unbehaglich. Goethe war ihr ein Trost, „der Einzige in dem ganzen Kreise, an dem sie noch einen Wiederklang jener geistigen Töne vernahm, an die sie von Jugend auf gewöhnt war“ [45]). Indem ihr Verhältniß ein durchaus geschwisterliches blieb und sich in ihren Umgang nichts Leidenschaftliches mischte, empfand er um so tiefer das Peinigende ihrer Lage mit. Eben so wenig konnte sich Cornelia in ihren veränderten Zustand finden, und ihre Briefe stellten keine glückliche Zukunft in Aussicht. Durch diese schmerzlichen Berührungen seines Gemüths wurden alle die Gefühle wiedererweckt, womit er Lottens Ehe begleitet hatte. Sie hefteten sich wieder ganz auf das Seelengemälde, das er in dem Roman Werthers Leiden begonnen hatte. In diesem faßte er Alles zusammen, was in den letzten erregten Jugendjahren sein Gemüth beschäftigt hatte; die Poesie verklärte das Erlebte und streute ihre schönsten Blüthen darüber aus. Dadurch ward für ihn diese Dichtung eine befreiende That. Indem er die Wirklichkeit, die ihn einengte und drückte, in Poesie verwandelte, zog er sich aus dem trüben Element heraus, er „fühlte sich, wie nach einer Generalbeichte, wieder froh und frei und zu einem neuen Leben berechtigt“.

Wohin das Hinträumen in leidenschaftlichen Gemüthszuständen, wo man sein Herz „wie ein krankes Kind“ hält „und in freundlichem Wahne so hintaumelt“, führen könne, davon gab das unglückliche Lebensende des jungen Jerusalem ein erschütterndes Beispiel. Goethe wurde davon um so tiefer ergriffen, weil er selbst fühlte, wie nahe ihre Wege an einander grenzten. Er bat daher gleich nach der ersten Nachricht Kestner um eine ausführliche Schilderung des Herganges. Sie ist uns zugleich mit dem Briefwechsel bekannt geworden. Mit ergreifender Wahrheit erzählt sie die Einzelnheiten aus

den letzten Lebenstagen des allgemein geachteten und bedauerten jungen Mannes, der den letzten Entschluß des Lebensmüden gefaßt hatte. Dem Dichter mochten sich diese Bilder in melancholischen Stimmungen oft vergegenwärtigen. Der zufällige Umstand, daß Jerusalem sich von Kestner, dem er sonst nicht nahe gestanden, die Pistolen erbeten hatte, womit er seinem Leben ein Ende machte, — das Billet ist fast wörtlich in Werther eingeschaltet — legte ihm die Verwandtschaft ihrer Leiden unwillkürlich näher, und, wenn im heftigsten Kampf seiner Liebe zu Lotte ihn wirklich, wie seine Erzählung und einige Andeutungen seiner Briefe uns glauben machen, der Gedanke an Selbstmord eine Zeitlang begleitete, so mußte es ihm scheinen, als sei das Werkzeug von Jerusalem's Tode eigentlich vom Schicksal mehr für ihn bestimmt gewesen. Es liegt übrigens zwischen Jerusalem's Tode und der Abfassung des Werther eine längere Zeit, als Goethe's Angabe, er habe gleich in der ersten Aufregung, in die ihn die Trauerbotschaft versetzt, seinen Roman ausgearbeitet, vermuthen läßt. Erst nach und nach knüpfte er an jene tragische Katastrophe das eigene Gemüthsleben der letzten leidenschaftlich erregten Jahre an. Die erste Conception fällt in den Sommer 1773: „ich bin recht fleißig“, schreibt er gegen Ende des Juli an Kestner, „und wenn's Glück gut ist, kriegt ihr bald wieder was, auf eine andre Manier“ [als der Götz], und am 15. September bemerkt er, er arbeite an einem Roman, es gehe aber langsam. Die Vollendung erhielt seine Dichtung erst nach Maximilianens Verheirathung im Februar und März des Jahres 1774. Wenn an Goethe's Bericht, Werther sei in vier Wochen geschrieben, in denen er sich völlig isolirt und sich die Besuche der Freunde verbeten habe, etwas Wahres ist, so ist es auf die Epoche der letzten Vollendung zu beschränken. „Du wirst“ — so schreibt er am 26. April an Lavater — „Theil nehmen an den Leiden des lieben Jungen, den ich darstelle. Wir gingen neben einander an

die sechs Jahre, ohne uns zu nähern. Und nun habe ich seiner Geschichte meine Empfindungen geliehen, und so macht's ein wunderbares Ganze.«

Auf den Helden seines Romans übertrug er seine glühenden Liebesneigungen, seine Weichheit und leidenschaftliche Erregbarkeit, seine Liebe zu Natur und Unschuld, seinen Widerwillen gegen die Seelenlosigkeit der modernen Gesellschaft. Er entzog aber jenem, was ihn aus dem Sturme gerettet hatte, die Kraft der Resignation, den über peinliche Empfindungen hinwegscherzenden Humor und die Heilkraft des schaffenden Genius. Was von der andern Seite das eigene Leben darbot, ist sorgfältig in die Dichtung verwebt. Die Freude an der Herrlichkeit der Natur, das Entzücken der aufkeimenden Liebe, die Qualen der hoffnungslosen Leidenschaft — wo wären sie von eines Dichters Hand nicht bloß feuriger, nein! wahrer geschildert! Alles quillt aus tiefstem Herzensgrunde und strömt mit dem reinsten Zauber der Poesie in die Seele. Es ist nicht eine abstracte Sentimentalität, wie sie gerade in jener Zeit von schwachen Köpfen zur Rührung weicher Gemüther mißbraucht und eben deßhalb in Goethe's Possen bekämpft ward; sondern es lehnt sich das Gefühl stets an die wechselnden Bilder der Natur und des Lebens an. Die Blüthen des Frühlings und die welken Blätter des Herbstes, die harmlose Kinderwelt und die Klagen unglücklicher Leidenden, die heitere idyllische Welt Homer's und die düstern, in Nebel gehüllten Scenen Ossian'scher Gesänge — es ist die ewige Welt des Menschenherzens und der Poesie, ein gehaltvolles inneres Dasein.

Um die volle Frische momentaner Eindrücke wiederzugeben, hat Goethe Vieles aus eigenen Briefen und Tagebuchsblättern eingeschaltet. Die aphoristische Form, die dadurch entstand, kam dem leidenschaftlichen Stoffe trefflich zu Statten. In der Briefform konnte die lyrische Gluth freier sich ergie-

ßen, und zugleich erhielt das Ganze durch den Wechsel von Erlebnissen und Reflexionen, von Mittheilung und Selbstgespräch eine dramatische Wirkung. Im ersten Theil wird das Gemüthsleben Werther's nach allen Seiten hin exponirt, und hier liegt Goethe's Verhältniß zu Charlotte Kestner zum Grunde; in dem zweiten drängt es rasch zur tragischen Entwickelung, und Jerusalem tritt an seine Stelle; in Lottens Verhältniß zu Albert werden wir an Maximiliane Brentano erinnert.

„Bis zum Druck währt's noch eine Weile“, heißt es in dem erwähnten Briefe an Lavater. Hatte ihn eine Ahnung des Sturms, den das Büchlein erregen würde, ängstlich gemacht? oder hatte ihm Merck, der damals durch ein Gewirr von unangenehmen Geschäften verstimmt war, durch die geringe Theilnahme, die er dem neuen dichterischen Product geschenkt haben soll, Mißtrauen eingeflößt? Goethe war nahe daran, seinen Roman nochmals umzuarbeiten. Allein Merck widersetzte sich seinem Vorsatz und verlangte, ihn, wie er war, gedruckt zu sehen. Doch ist nicht zu bezweifeln, daß er während der sechs Monate, die bis zum Druck vergingen, noch manche Veränderung von der sorgfältig feilenden Hand des Dichters erfuhr, worauf auch einige Bruchstücke älterer Concepte schließen lassen.[46])

Mit der Frühlingszeit belebten sich aufs neue die muntern geselligen Vereine. Crespel's erfindungsreicher Humor hatte einen neuen Scherz erdacht. Bei den Zusammenkünften der Gesellschaft, die alle acht Tage stattzufinden pflegten, sollte von jetzt an um wirkliche Gatten geloost werden. Das durchs Loos verbundene Paar hatte die Aufgabe, sich in der zwischen Ehegatten in Gesellschaften üblichen Weise gegen einander zu benehmen, wobei der Gebrauch des traulichen Du für die wenigen Stunden nicht ausgeschlossen war. Dreimal hinter einander wurde Goethen durchs Loos die

Tochter des Kaufmanns Münch, Anna Sibylla[47]), zu Theil, so daß Crespel zuletzt feierlichst erklärte, der Himmel habe gesprochen, sie könnten nunmehr nicht geschieden werden. In der That schien der Scherz eine ernstere Wendung zu nehmen. Sie war ein Mädchen von schöner Gestalt und angenehmer Gesichtsbildung, damals sechzehn Jahr alt. Ihr Wesen drückte Ruhe und sanftes Wohlwollen aus, ihre häusliche Thätigkeit wurde sehr gerühmt. Eine gegenseitige Zuneigung entspann sich. „Sie ward mir immer werther, und ihre Art, mit mir zu sein, zeugte von einem schönen ruhigen Vertrauen, so daß wir uns wohl gelegentlich, wenn ein Priester zugegen gewesen wäre, ohne vieles Bedenken auf der Stelle hätten zusammengeben lassen". Doch auch dies Verhältniß sollte zu nichts Weiterem führen, als eine poetische Production zu zeitigen.

An einem der Gesellschaftsabende im Frühling 1774 las Goethe die vor kurzem bekannt gewordene Denkschrift Beaumarchais' vor, welche in glänzender Schilderung dessen Rechtshandel mit dem spanischen Archivaufseher Joseph Clavijo darstellt. Dieser hatte sich mit der Schwester Beaumarchais' verlobt, jedoch sie verlassen. Der Bruder erschien daher in Madrid und brachte ihn zur Erneuerung seines Versprechens. Clavijo brach es aufs neue und verfolgte den Bruder, welchem es dagegen gelang, seines treulosen Gegners Entlassung vom Amte zu erwirken. Als über diese Erzählung hin und her gesprochen wurde, so erzählt uns Goethe, äußerte seine liebenswürdige Gesellschafterin gegen ihn, er möge diesen Stoff in ein Schauspiel verwandeln; er versprach, es in acht Tagen fertig mitzutheilen. Mit einer Eile, die ihm sonst nicht eigen war, wurde das Trauerspiel Clavigo niedergeschrieben. Da übrigens Goethe gesteht, den dramatischen Plan schon überlegt zu haben, der Entwurf demnach schon fertig war, und der Dichter sich überdies die Arbeit dadurch erleichterte,

daß er einen Theil der Handlung wörtlich aus Beaumarchais' Denkschrift herübernahm, so wird uns die schnelle Ausführung oder vielmehr Beendigung erklärlich. Er glaubte diesmal im Sinne Merck's zu handeln, wenn er eben so rasch das Stück unter die Presse brächte; schon im August erschien es im Druck. Allein Merck war über die flüchtige Arbeit unzufrieden, und erwiderte ihm bei der Mittheilung: „solch einen Quark mußt du mir künftig nicht mehr schreiben; das können die Anderen auch.“

„Mein Held“ — heißt es in Betreff des Clavigo in einem Briefe Goethe's an Schönborn vom 1. Juni — „ist ein unbestimmter, halb groß-, halb kleiner Mensch, der Pendant zum Weislingen in Götz, vielmehr Weislingen selbst in der ganzen Rundheit einer Hauptperson; auch finden sich hier Scenen, die ich im Götz, um das Hauptinteresse nicht zu schwächen, nur andeuten konnte.“ Die in Götz und Werther niedergelegten Selbstbekenntnisse sind demnach durch dies Drama vervollständigt. Durch Beaumarchais' Erzählung war unserm Dichter sein Verhältniß zu Friederiken wieder nahe gelegt, und es spannen sich in seiner Phantasie die Scenen aus, wo Treue und Untreue, Empfindung und kalte Ueberlegung mit einander um den Sieg streiten. Merck, den man unter der Maske des Carlos hat erkennen wollen, ist so wenig dieser, als er Mephistopheles ist. Goethe bringt vielmehr die Doppelseitigkeit seines eigenen Charakters zur Anschauung; daher blieb dem besonnenen Carlos gegenüber für Clavigo nur die Schwäche, das charakterlose Schwanken übrig. Aus psychologischen Gründen läßt sich daher wohl erklären, weßhalb er dem Clavigo nicht die Wärme seines Werther einhauchen konnte; der tragische Schluß lag seinem Gefühl fern und wurde (mit Benutzung des tragischen Volksliedes „vom Herren und der Magd“) nur als bühnengerechter Abschluß mit geschickter Berechnung des theatralischen Effects angehängt.

In der Zeichnung des Charakters des Carlos verleugnet sich die Meisterhand nicht.

„Heirathen! heirathen just zur Zeit, da das Leben erst recht in Schwung kommen soll! sich häuslich niederlassen, sich einschränken, da man noch die Hälfte seiner Wanderung nicht zurückgelegt hat“ — solche Worte des Carlos sagte auch ihm wohl der verständige Freundesrath in der eigenen Brust. Auch ihm waren die Heirathsgedanken bald wieder entschwunden, zumal da seine Neigung zu der ruhigen, sich immer gleich bleibenden Anna Sibylla Münch nicht über die Grenzen gemüthlichen Wohlwollens hinausging. Goethe's Eltern, welche schon oft den Wunsch aussprachen, das nach der Abreise Corneliens vereinsamte Haus durch eine liebenswürdige Schwiegertochter belebt zu sehen, hätten das Verhältniß gern zu einem Abschluß gebracht. Sie glaubten die Erfüllung ihres Wunsches schon so nahe, daß an eine neue Hauseinrichtung gedacht ward; des Vaters Plane gemäß sollte nur noch eine Reise nach Italien, die er für seinen Sohn längst projectirt hatte, der Heirath vorangehen. Doch für beides war die Zeit noch nicht gekommen.

Merck nannte mit Recht den Clavigo, wie später die Stella „Nebenstunden.“ Ernster beschäftigten unsern Dichter die großen dramatischen Plane, in die er den höhern Gehalt seines Lebens und Denkens legen wollte. Eben deßhalb gediehen sie nicht zum Abschluß, weil der Geist mit dem Fortgange seiner Entwicklung in neuen Formen zur Erscheinung zu kommen suchte und daher auch die Stoffe wechselte. „Noch einige Plane zu großen Drama's hab' ich erfunden“, — äußert er in dem oben angezogenen Briefe — „das heißt, das interessante Detail dazu in der Natur gefunden und in meinem Herzen. Mein Cäsar, der euch nicht freuen wird, scheint sich auch zu bilden“. Weil er im Cäsar das zum Herrschen berechtigte Genie, welches alles Hinderniß, alles

Widerstreben überwindet, darstellen wollte [48]), so konnte er an dem Beifall des Dichters der tyrannenfeindlichen „Freiheitsode“ im Voraus zweifeln. Dieser Plan ward später durch andere Entwürfe, die inniger mit seinem geistigen Sein zusammenhingen, verdrängt.

Mit der Vergangenheit hatte er sich abgefunden. Auch in seinen Studien weist Alles vorwärts. Jedes neue geistvolle Werk setzt einen neuen Ideenkreis in Bewegung, „gießt neues Leben in seine Adern“. Mit einer solchen enthusiastischen Hingebung spricht er von Klopstock's Gelehrtenrepublik: „hier fließen die heiligen Quellen bildender Empfindung lauter aus vom Throne der Natur — das heißt Geschichte des Gefühls, wie es sich nach und nach festiget und läutert, und wie mit ihm Ausdruck und Sprache sich bildet“. Herder's älteste Urkunde des Menschengeschlechts ist ihm „ein mystisch weitstrahlsinniges Ganze, eine in der Fülle verschlungener Geäste lebende und rollende Welt — er ist in die Tiefen seiner Empfindung hinabgestiegen, hat drin alle die hohe heilige Kraft der simpeln Natur aufgewühlt, und führt sie nun in dämmerndem wetterleuchtendem, hier und da morgenfreundlich lächelndem Orphischen Gesang vom Aufgang herauf über die weite Welt“.

Weit folgenreicher und tiefer eingreifend in den Gang seiner Entwickelung war das Studium der Ethik des Spinoza. Was ihn zunächst an diesen großen Denker, der von den damaligen Philosophenschulen noch sehr oberflächlich abgefertigt ward, fesselte, das war die Charakterhöhe desselben, die sittliche Würde seiner Philosophie, „die grenzenlose Uneigennützigkeit, die aus jedem Satze hervorleuchtete“. Er eignete sich seine Lehre nicht als ein System philosophischer Speculation an, und kann sich daher auch „keine Rechenschaft geben, was er sich aus dem Werke mag herausgelesen, was er in dasselbe mag hineingelesen haben“. Es gab ihm daher auch

nicht eine neue Denkart, sondern weil der Kern der Spinozistischen Lehre mit Goethe's tieferer sittlicher Eigenthümlichkeit, die unter seinem stürmischen jugendlichen Streben noch verhüllt lag, zusammentraf, so fand er in ihr Stärkung und Gewißheit, „Beruhigung seiner Leidenschaft"; er fand den versöhnten Gott, wenn auch auf anderem Wege, als seine fromme Freundin gewünscht hatte, und doch hatte das Anschließen an ihre Glaubensrichtung schon darauf vorbereitet.

In Goethe's Wesen lag das Streben, sich der ganzen Fülle des Daseins in unmittelbarer Lebendigkeit zu bemächtigen, das eigene Sein damit zu erfüllen. Daher genügte zu seiner Beruhigung nicht die Anschauung, die von dem Irdischen, als dem Eitlen, hinweg zu einem jenseitigen Ewigen sich wendet. Spinoza weist das Irdische nicht von sich; die Dinge der Erscheinungswelt, die Natur und der Mensch als Theil der Natur sind Attribute des göttlichen Seins, das wir nur in jenen und durch jene erkennen; er läßt die Mannigfaltigkeit der Natur, die Eigenthümlichkeiten des Individuellen als berechtigt gelten. Der Geist aber des Menschen erhebt das Besondere zum Ewigen und Unendlichen, indem er dahin strebt, alle Dinge auf ihren wahren Werth zurückzuführen und sie mit derselben Freiheit, wie mathematische Objecte, zu erkennen. Durch klare Begriffe, durch die Beziehung der Dinge auf den Begriff Gottes gewinnt er die Herrschaft über die Affecte. Er überzeugt sich, indem er den Sachen gegenüber sich objectiv verhält, von dem Gesetzlichen und Nothwendigen, und dies ist Erkenntniß des ewigen Wesens Gottes. Diese Erkenntniß ist zugleich sittliche Freiheit, die Einstimmung mit der ewigen Natur, die Befriedigung im Bewußtsein des Ewigen. Anstatt partieller Resignationen, welche, stets sich wiederholend, unser Inneres niederdrücken und mehr und mehr entmuthigen, gelangt der Geist zu der erhebenden und stärkenden Resignation im

Ganzen, zu innerlicher Unabhängigkeit, indem er sich von der Nothwendigkeit der Dinge als der Nothwendigkeit des göttlichen Wesens überzeugt hat.

Da Goethe mitten in seinem „Alles aufregenden" Drange nach Gesetz und Beruhigung strebte, so machte ihn diese „Alles ausgleichende Ruhe" Spinoza's, „die wie eine Friedensluft ihn anwehte", diese „geregelte Behandlungsart" zu „seinem leidenschaftlichen Schüler, zu seinem entschiedensten Verehrer". Vor diesem Lichtstrahl verschwanden die Nebel, die sich um sein Gemüth gezogen hatten; „eine große und freie Aussicht über die sinnliche und sittliche Welt schien sich aufzuthun"; er glaubte, „die Welt niemals so deutlich erblickt zu haben".

Die spinozistische Ansicht blieb die Basis seines geistigen und sittlichen Strebens. Sie leitet ihn, überall Regel und Gesetz zu finden und die Dinge der Herrschaft des Geistes zu unterwerfen. Daher führt sie ihn auch zu der reinen Kunstform der Poesie, welche die Fülle des Seins als eines selbstbewußten Lebens zur Einheit erhebt und, gleich wie die mathematische Methode Spinoza's, als ein ewiges und nothwendiges zur Totalanschauung bringt [49]).

Nach einem in ruhiger Geistesthätigkeit durchlebten Frühling ward Goethe unerwartet in einen neuen Verkehr mit bedeutenden Männern hineingezogen, der ihm reichen Genuß und mannigfache geistige Anregung gewährte. Lavater, mit dem der briefliche Verkehr schon eine innige Freundschaft eingeleitet hatte, kam nach Frankfurt und fand seinen geliebten jungen Freund in den letzten Tagen des Juni auf seiner Rheinreise. „Es war" — wie Lavater sagt — „ein unaussprechlich süßer, unbeschreiblicher Auftritt des Schauens". „Bist's?" — „Ich bin's!" waren die ersten Worte der Begrüßung, und sie umarmten sich aufs herzlichste.

Die wichtigsten Fragen der Religion und der Philosophie, welche schon in ihren Briefen [50]) hin und her beleuchtet waren, kamen zwischen ihnen zur Sprache. Goethe hatte sich von dem religiösen Standpuncte Lavater's, der sich seine Gefühlsreligion auf dem positiven Christenthume aufbaute, weiter und weiter entfernt. Dieser jedoch, durchdrungen von der lebhaftesten Ueberzeugung, daß nur der von ihm bezeichnete Weg zum Heil führe, bemühte sich, auch seinen jungen Freund für seinen Christusglauben zu gewinnen. Solchen Bekehrungsversuchen gegenüber hatte Goethe schon in einem Briefe an Lavater's vertrauten Freund Pfenninger geäußert: „Ich bin vielleicht ein Thor, daß ich Euch nicht den Gefallen thue, mich mit Euern Worten auszudrücken, und daß ich nicht einmal durch eine reine Experimental-Psychologie meines Innersten Euch darlege, daß ich ein Mensch bin, und daher nicht anders sentiren kann, als andere Menschen, daß das alles, was unter uns Widerspruch scheint, nur Wortstreit ist, der daraus entsteht, weil ich die Sachen unter andern Combinationen sentire, und drum, ihre Relativität ausdrückend, sie anders benennen muß — welches aller Controversien Quelle ewig war und ewig bleiben wird."

Goethe bewahrte sich auch jetzt das Recht der selbstständigen Ueberzeugung, während sein Gemüth von Lavater's Wärme, von der „tiefen Sanftmuth seines Blicks, der Lieblichkeit seiner Lippen, selbst dem durch sein Hochdeutsch durchtönenden treuherzigen Schweizerdialekt" mächtig zu ihm sich hingezogen fühlte. Wo er Wärme fand, ehrte er die religiöse Ueberzeugung an Andern, und Lavater, „der nicht satt werden konnte, das Genie dieses einzigen Mannes in seiner Art anzustaunen" [51]), begegnete mit liebevoller Achtung der Offenheit, mit der sich das Innerste des genialen Jünglings vor ihm aufschloß. „Wer war", so ruft er später bei einem Rückblicke auf jene ersten Eindrücke aus, „so offen dem Einen,

so gepanzert dem Andern, so horchend wie ein Kind, so fragend wie ein Weiser, so entscheidend wie ein Mann, so derb ausführend wie ein Held!“

Ihre lebhaften Unterhaltungen über die höchsten Probleme des Denkens — auch die Lavater'sche Theorie der Physiognomik griff vielseitig anregend in diese Gebiete ein — brachten Goethe's „ruhiges künstlerisch beschauliches Wesen in Umtrieb“. Es ergriff ihn daher das Verlangen, sie fortzusetzen, und er entschloß sich, um Lavater besser, als unter den Frankfurter Zerstreuungen, genießen zu können, ihn auf seiner Reise nach Ems zu begleiten, wo sie am 29. Juni anlangten. In Ems trennten sie sich wieder, da Goethe durch seine juristischen Geschäfte nach Frankfurt zurückgerufen ward, überdies Lavater wieder der sich um und an ihn drängenden Gesellschaft gehörte.

Goethe sollte jedoch sobald nicht zur Ruhe kommen. Wenige Tage darauf kam Basedow nach Frankfurt und warb um Unterstützung für seine reformatorischen pädagogischen Unternehmungen, welche damals Deutschland nicht minder in Bewegung versetzten, als Lavater's physiognomische Lehren. Obwohl sein derbes, cynisches Betragen der gerade Gegensatz von Lavater's Zartheit und sittlichem Anstande war, so zog dennoch seine Originalität, seine drollige Lebendigkeit Goethe an. Seine pädagogischen Reformen hatten trotz seiner rationalistischen Freigeisterei selbst an Lavater einen warmen Verehrer und Fürsprecher. Als er am 12. Juli nach Ems aufbrach, begleitete ihn Goethe eine Strecke weit, obgleich Basedow durch seinen schlechten Taback und stinkenden Zündschwamm seine Geduld auf nicht geringe Probe setzte.

In Frankfurt hielt es ihn nicht lange. Der Vater und einige Freunde übernahmen die Besorgung der laufenden Geschäfte; er machte sich am 15. Juli auf, die Männer,

welche seinen Geist in neue Unruhe versetzt hatten, nochmals aufzusuchen. In Ems verweilte er einige Tage, die unter Tanz und Lustbarkeiten, Ausflügen und heiterem Gespräch mit den Freunden verflossen. „Ich bin vergnügt“ — sagte damals Goethe zu Lavater — „ich bin glücklich! Das fühle ich, und doch ist der ganze Inhalt meiner Freude ein wallendes Sehnen nach etwas, das ich nicht habe, nach etwas, das ich nicht anschauend erkenne“. Am 18. Juli unternahmen sie eine Lahnfahrt in ziemlich großer, sehr unterhaltender Gesellschaft. Goethe's genialischer Muthwille, Basedow's ruhiger Witz und Lavater's weise Laune gaben freilich den Ton, worein denn auch die Andern, jeder nach seiner Art, mit einstimmten. Goethe äußert in „Dichtung und Wahrheit“, man habe ihn auf der ganzen Reise nur als den Dunstschweif jener beiden großen Wandelsterne behandelt. Ihm fehlte nämlich damals noch der Glanz des Werther, und er irrt sich, wenn er berichtet, man habe ihn mit Fragen nach der Wahrhaftigkeit der Leiden Werthers und dem Wohnorte Lottens bestürmt.

Beim Anblick einer merkwürdigen Burgruine (Lahneck?) schrieb Goethe in das Stammbuch von Lips, der Lavater's physiognomische Reise als Zeichner begleitete, die Verse: Geistes Gruß („Hoch auf dem alten Thurme steht“ 2c.) Das Gedicht „Diner zu Coblenz“ zeichnet uns den ergötzlichen Moment, wo er, als das Weltkind zwischen den beiden Propheten, behaglich ein Stück Lachs und einen „Hahnen“ verzehrt, während Lavater einem Landprediger die Offenbarung Johannis erklärt, und Basedow einem Tanzmeister die Unzweckmäßigkeit der Kindertaufe beweist. Von Coblenz ward die Reise Rheinabwärts fortgesetzt. Lavater wollte einen Freund in Mühlheim (am Rhein) besuchen, Goethe'n zog es zu seinem Freunde Jung, der als Arzt zu Elberfeld lebte.

Jung wurde eines Morgens früh in einen Gasthof gerufen: ein fremder Patient sei da, der ihn zu sprechen

wünsche. Ins Schlafzimmer des Fremden geführt, fand er den Kranken, Hals und Kopf in Tücher gehüllt; der Fremde streckte die Hand aus dem Bette und sagte mit schwacher dumpfer Stimme: „Herr Doctor, fühlen Sie mir einmal den Puls; ich bin gar krank und schwach". Jung erwiderte, die Hand am Pulse seines Patienten: „ich finde gar nichts Krankes, Ihr Puls geht ordentlich". Kaum hatte er dies gesagt, so hing — Goethe an seinem Halse; es war eine unbeschreibliche Freude des Wiedersehens [52]).

Während dessen fand auch Lavater, ohne daß Goethe davon unterrichtet war, sich veranlaßt, seine Reise bis nach Elberfeld auszudehnen, wo er bei einem Kaufmanne gastliche Aufnahme fand. Eine seltsam gemischte Tischgesellschaft in diesem Hause, unter der sich Lavater, Georg und Friedrich Jacobi, der in Commissionsangelegenheiten sich nach Elberfeld begeben hatte, Heinse, Goethe und Jung befanden, hat uns der Letztere in lebhaften Zügen geschildert. Lavater streckte in liebenswürdigster Unterhaltung, die Alle zur Ehrfurcht und Liebe hinriß, seine physiognomischen Fühlhörner aus, und sein geschickter Zeichner fand ergiebige Beschäftigung. „Goethe aber konnte nicht sitzen; er tanzte um den Tisch her, machte Gesichter und zeigte allenthalben nach seiner Art, wie königlich ihn der Cirkel von Menschen gaudire. Die Elberfelder glaubten, der Mensch sei nicht recht klug. Stilling aber und Andere, die sein Wesen besser kannten, meinten oft vor Lachen zu bersten, wenn ihn einer mit starren und gleichsam bemitleidenden Augen ansah, und er dann mit großem hellen Blick ihn darnieder schoß".

Mit Friedrich Jacobi blieb Goethe längere Zeit zusammen. Auf dessen freundlichem Landsitze Pempelfort bei Düsseldorf fand er die gastlichste Aufnahme. Dort verkehrte er auch mit Wilhelm Heinse, dem Genossen des Jacobi'schen Kreises, der von des jungen Dichters herzgewinnender Gewalt

ganz hingerissen war. „Goethe war bei uns“ — heißt es in einem seiner Briefe aus jener Zeit — „ein schöner Junge von fünfundzwanzig Jahren, der vom Wirbel bis zur Zehe Genie und Stärke ist, ein Herz voll Gefühl, ein Geist voll Feuer mit Adlerflügeln; ich kenne keinen Menschen in der ganzen gelehrten Geschichte, der in solcher Jugend so rund und voll von eigenem Genie gewesen wäre, wie er“. Für den Kunstfreund besaß Düsseldorf damals reiche Schätze; in der Gemäldegallerie konnte Goethe's Vorliebe für die niederländische Schule reichliche Nahrung finden. Andere Kunstgenüsse wurden ihm zu Cöln gewährt, wo das Alterthümliche einen tiefen Eindruck auf ihn machte. Besonders wurde der Dom mit hohem Interesse betrachtet. Allein das Ruinenartige des großen Bauwerkes ließ ihn keinen Totaleindruck gewinnen, da zu tiefer eindringenden Studien keine Zeit blieb, und niemand ihm den künstlerischen Werth desselben klar vor Augen zu legen vermochte. Von Cöln aus machte er eine Fahrt nach dem abgelegenen Jagdschlosse Bensberg, wo ihn die Wandverzierungen von Weenix, welche verschiedene Jagdthiere in meisterhafter Naturnachahmung darstellen, „über die Maßen“ entzückten. Jacobi und Heinse waren bis Cöln seine Begleiter.

Hatte ihn mit Lavater und Basedow mehr der Widerspruch, als die Wahlverwandtschaft der Geister verbunden, so fand er an Jacobi einen jugendlichen Freund, dessen Denken, wie das seine, aus dem Innersten des Gemüths, aus der Tiefe einer reichen Ideenwelt hervorquoll, und dessen Sehnsucht ins Unendliche strebte. Er sah sich von einem Freundesherzen ganz verstanden; ihm war „eine solche reine Geistesverwandtschaft neu und erregte ein leidenschaftliches Verlangen fernerer Mittheilung“. Alles, was in einem Jeden lebte, kam zur Sprache; ernste philosophische Unterhaltungen wurden gepflogen, in denen vornehmlich Spinoza, dem Jacobi ein

noch anhaltenderes Studium, als Goethe, gewidmet hatte, den Anhaltspunct darbot. Goethe theilte Manches von seinen neuesten Dichtungen mit, unter andern die Balladen „der König von Thule" und „der untreue Knabe". Während ihres Zusammenseins in Cöln suchte Goethe im leidenschaftlichen Drange nach Mittheilung den Freund eines Nachts, nachdem sie sich schon getrennt und in die Schlafkammer zurückgezogen hatten, nochmals auf. Am Fenster des Gasthofs „zum heiligen Geist" stehend, während der Mondschein über dem breiten Rheine zitterte, schwelgten sie in der Fülle des Hin- und Wiedergebens. „Goethe ist der Mann" — schreibt Jacobi am 10. August an Frau von la Roche — „dessen mein Herz bedurfte, der das ganze Liebesfeuer meiner Seele aushalten, ausdauern kann. Mein Charakter wird nun erst seine echte eigenthümliche Festigkeit erhalten; denn Goethens Anschauung hat meinen besten Ideen, meinen besten Empfindungen — den einsamen, verstoßenen — unüberwindliche Gewißheit gegeben. Der Mann ist selbstständig vom Scheitel bis zur Fußsohle". — Eben so enthusiastisch spricht sich seine Verehrung in einem Briefe an Wieland aus (27. Aug.): „Je mehr ich's überdenke, je lebhafter empfinde ich die Unmöglichkeit, dem, der Goethe nicht gesehen noch gehört hat, etwas Begreifliches über dieses außerordentliche Geschöpf Gottes zu schreiben..... Man braucht nur eine Stunde bei ihm gewesen zu sein, um es im höchsten Grade lächerlich zu finden, daß er anders denken und handeln soll, als er wirklich denkt und handelt. Hiemit will ich nicht andeuten, daß keine Veränderung zum Schönern und Besseren in ihm möglich sei; aber nicht anders ist sie ihm möglich, als so wie die Blume sich entfaltet, wie die Saat reift, wie der Baum in die Höhe wächst und sich krönt". — „Welche Stunden! welche Tage!" — so spricht noch das Entzücken der Erinnerung sich in einem fast vierzig Jahre später geschriebenen Briefe Jacobi's aus — „mir wurde wie

eine neue Seele. Von dem Augenblicke an konnte ich Dich nicht mehr lassen«.

Die Rückreise nach Frankfurt wurde in den ersten Augusttagen rasch vollendet. Goethe behielt davon keine Rückerinnerungen, da sein äußerer Sinn nicht mehr durch die Neuheit der Gegenstände in Anspruch genommen wurde, und sein Geist, mehr in sich gekehrt, mit dem Verarbeiten der zuletzt gewonnenen Eindrücke und Ideen beschäftigt war. Welch eine gehobene Gemüthsstimmung er in die Stille des väterlichen Hauses zurückbrachte, mag der erste Brief, den er an Jacobi richtete (vom 13. Nachts), darthun. Er läßt uns tief in des Dichters liebeglühende Seele blicken.

»Ich träume, lieber Fritz, den Augenblick, habe Deinen Brief und schwebe um Dich. Du hast gefühlt, daß es mir Wonne war, Gegenstand Deiner Liebe zu sein. O das ist herrlich, daß jeder glaubt, mehr vom Andern zu empfangen, als er giebt! O Liebe! Liebe! Die Armuth des Reichthums — und welche Kraft wirkt's in mich, da ich im Andern Alles umarme, was mir fehlt, und ihm noch dazu schenke, was ich habe. Ich habe vorige Nacht auf'm Postwagen durch Basedow's Grille gesessen. Es ist wieder Nacht. — Glaub' mir, wir könnten von nun an stumm gegen einander sein, uns dann nach Zeiten wieder treffen, und uns wär's, als wären wir Hand in Hand gegangen. Einig werden wir sein über das, was wir nicht durchgeredt haben. Gute Nacht. Ich schreibe im Rauschtaumel, nicht im Wogensturm; doch ist's nicht eins, welcher uns an Steine schmettert? — Wohl denen, welche Thränen haben!«

Diese geistige Erhebung, diese Erregung aller denkenden und dichtenden Kräfte seiner Seele trieb tausendfältige neue Keime in ihm hervor. Er lebte in einem Frühling des freudigsten Schaffens. Eine Fülle des Hohen und Schönen drängte sich heran, zu überwältigend, als daß nicht, was

davon zur dichterischen Darstellung gebracht ward, Fragment bleiben mußte. Aber eine Vorstellung vermögen wir uns ungefähr davon zu machen, wenn wir bedenken, daß (mag auch Cäsar als beseitigt anzusehen sein) Faust, Mahomet, der ewige Jude und Prometheus, welche er selbst als „die kühneren Griffe in die tiefere Menschheit“ bezeichnet, gleichzeitig (denn die Hauptscenen der ältesten Faustdichtung gehören dem Jahre 1774 an) ihn beschäftigten, alle dazu bestimmt, des denkenden und schaffenden Geistes muthiges Streben in die Welt hinein darzustellen und die höchsten Zwecke des sittlich-religiös wirkenden Menschengeistes zu lebenvoller Anschauung zu bringen.

Den Entwurf des Mahomet setzt Goethe in seinem biographischen Bericht unmittelbar mit den im Verkehr mit Lavater und Basedow gewonnenen Erfahrungen in Verbindung, indem er bei Betrachtung ihres Lebensganges eingesehen habe, daß der vorzügliche Mensch, welcher das Göttliche, das er in sich fühlt, außer sich verbreiten möchte, durch sein Zusammentreffen mit der rohen Welt genöthigt wird, sich ihr gleichzustellen, wodurch er zuletzt im Verfolg irdischer Zwecke zu vergänglichen Schicksalen mit fortgerissen wird. Die Grundidee scheint jedoch weit tiefer in Goethe's eigener Geistesentwicklung zu wurzeln und unabhängig von jenen Beobachtungen entstanden zu sein, mag auch bei der weiteren Ausbildung des Plans die Anschauung des modernen Prophetenthums von Einfluß gewesen sein. Goethe gesteht selbst, kurz zuvor das Leben des orientalischen Propheten mit großem Interesse gelesen und studirt zu haben, wobei sich der Gedanke in ihm ausbildete, daß er nicht der Betrüger sei, für den ihn oberflächliche Fanatiker auszugeben pflegten. Die beiden großen Momente in Muhameds Leben, wo der Strahl des Glaubens an den Einen höchsten Gott in seine Seele fällt, und wo diese Lehre aus der Stille der Brust

triumphirend in die Welt eintritt, begeisterten ihn zu zwei lyrischen Gesängen, welche wahrscheinlich vor dem Entwurf des Ganzen gedichtet wurden. In dem ersten Gesange hebt Mahomet sein glühendes Herz den Gestirnen, dem Monde, der Sonne entgegen, und ihr Anblick zieht ihn hinauf zu der Verehrung des Erschaffenden, Alliebenden [53]). Der zweite ist die unter der Ueberschrift „Mahomets Gesang“ bekannte Hymne, welche den welterobernden Sieg der geistigen That unter dem Bilde des großen Stroms schildert, der, als reiner Felsenquell entsprungen, mehr und mehr anschwellend, die kleinen Gewässer mit sich zum Ocean zieht. Diesen Gesang sollte Ali auf dem höchsten Puncte des Gelingens zu Ehren des Meisters vortragen. Er erschien schon, als Wechselgesang zwischen Ali und Fatema, in dem Göttinger Musenalmanach „auf das Jahr 1774“, woraus sich auf frühere Abfassung schließen läßt. Von dem Stücke selbst hat sich nur die in Prosa abgefaßte Eingangsscene erhalten. Aus einigen Blättern von Goethe's Hand geht hervor, daß er den Koran sorgfältig zum Behuf seines Drama's durchstudirte und stellenweise übersetzte. Den Plan desselben hat er uns vollständig mitgetheilt. Nachdem Muhamed den Glauben an den einigen Gott gewonnen hat, theilt er ihn den Seinigen mit; seine Frau und Ali fallen ihm unbedingt zu. Im zweiten Act versucht er seinen Glauben bei seinem Stamme auszubreiten; der Zwist erhebt sich, und der Prophet muß fliehen. Im dritten siegt sein Glaube über die Gegner; er reinigt die Kaaba von den Götzenbildern. Aber nun wird das Himmlische getrübt, je mehr das Irdische wächst und sich ausbreitet. Im vierten Act benutzt Muhamed, um seine Eroberungen zu verfolgen, die Mittel der List und Gewalt, bereitet sich aber dadurch seinen Sturz; eine Frau, deren Mann er hat hinrichten lassen, vergiftet ihn. Im fünften fühlt er sich vergiftet; damit erwacht wieder der höhere Sinn und verleiht ihm Fassung, so daß er im Tode sich wieder der Bewunderung würdig macht,

indem er seine Lehre reinigt und sein Reich befestigt: — ein Entwurf, werth, einen großen Dichtergeist zu beschäftigen.

War es in diesem Drama auf eine ziemlich regelmäßige Composition abgesehen, so griff er dagegen in der Bearbeitung des Ewigen Juden nach der lockeren humoristischen Erzählungsform des Hans Sachs, um sich nach Laune in Erzählung und Betrachtung, in Ernst und Scherz zu ergehen, wie denn gleich die Eingangsverse:

> Um Mitternacht wohl fang' ich an,
> Spring' aus dem Bette wie ein Toller,
> Nie war mein Busen seelenvoller,
> Zu singen den gereisten Mann,
> Der Wunder ohne Zahl gesehn —

uns auf diesen Ton vorbereiten. Die Sage vom Ewigen Juden, welcher ruhelos die Menschenwelt in verschiedenen Stadien ihrer Entwickelung durchwandert, hatte sich Goethe früh durch das bekannte Volksbuch eingeprägt. Sie schien ihm ein geeigneter Faden zu sein, um die hervorstehenden Puncte der Religions- und Kirchengeschichte darzustellen. In dem Juden Ahasverus wollte er einen originellen Schuster, „halb Essener, halb Methodist, Herrnhuter, mehr Separatist", schildern, zu welchem ihm sein Dresdener Schuster die Grundzüge liefern sollte. Da Ahasver sich mit den Leuten gern in ein Gespräch einläßt, so lernt er auch Christus kennen, den er, weil er seinen höhern Sinn nicht faßt, zu seinen Ansichten bekehren möchte, so sehr ihn auch der Heiland über seine hohen Absichten zu belehren sucht. Er verlangt, daß Christus sich zum Parteihaupte mache und aus seiner Beschaulichkeit heraustrete, was auch Judas durch seinen Verrath zu betreiben sucht. Als aber dieser Plan mißlingt, geräth Ahasver außer sich und stößt in seiner Erbitterung den Heiland auf seinem Kreuzeswege von seiner Thür und überhäuft ihn mit Vorwürfen. Dieser antwortet nicht; aber in

dem Augenblicke bedeckt die liebende Veronica des Heilands Gesicht mit dem Tuche. Da sie es wegnimmt und in die Höhe hält, erblickt Ahasver darauf das Antlitz des Herrn, aber keineswegs des in Gegenwart leidenden, sondern eines herrlich Verklärten. Geblendet von der Erscheinung wendet er die Augen weg und vernimmt die Worte: Du wandelst auf Erden, bis du mich in dieser Gestalt wieder erblickst. Als der Betroffene wieder zu sich kommt, sind die Straßen von Jerusalem öde, Unruhe und Sehnsucht treiben ihn fort, und er beginnt seine Wanderung.

Dieser Theil ist Entwurf geblieben. Unter den uns erhaltenen Bruchstücken ist besonders der Theil mit Liebe ausgeführt, wo der Heiland, um sich von dem Zustande des Christenthums durch eigene Anschauung zu unterrichten, nach 3000 Jahren auf die Erde wiederkehrt. Die Schilderung des Moments, wo der Heiland von dem Berge, auf welchem ihn einst der Teufel versuchte, den Blick auf die Erde wirft, „wo er einst säete und nun ernten will“, ist dem Erhabensten, was Goethe gedichtet hat, an die Seite zu setzen. Statt der Religion der Liebe findet er dort Zwietracht und niedere Begierde.

Wo, rief der Heiland, ist das Licht,
Das hell von meinem Wort entbronnen?
Weh, und ich seh' den Faden nicht,
Den ich so rein vom Himmel herabgesponnen.
Wo haben sich die Zeugen hingewandt,
Die treu aus meinem Blut entsprungen,
Und ach, wohin der Geist, den ich gesandt!
Sein Wehn, ich fühl's, ist all verklungen.

Die Legende, daß der Herr, als er auf die Erde zurückkommt, in Gefahr geräth, zum zweiten Male gekreuzigt zu werden (venio iterum crucifigi), hat Goethe während seiner italienischen Reise noch einmal veranlaßt, einen Plan zu einem großen Gedicht zu entwerfen, das aber eben so wenig,

wie der Jugendentwurf, zur Ausführung gedieh. Charakteristisch für Goethe's damalige Richtung ist die bittere Abneigung, die sich in jenen Fragmenten gegen die Geistlichkeit, gegen die „Pfaffen“ ausspricht, die trotz der Reformation geblieben seien, nur daß sie „mehr schwätzen, weniger Grimassen machen“. Dagegen beabsichtigte er, seine Verehrung für Spinoza bei Gelegenheit eines Besuches, den Ahasver bei ihm macht, auszusprechen und, was er sich von jenem Denker angeeignet hatte, praktisch darzulegen; doch er gelangte nicht dazu, diese mit besonderer Liebe durchdachte Episode niederzuschreiben.

Die Entwürfe des Mahomet und des Ewigen Juden blieben liegen, weil in dem Geiste unsers Dichters in Bezug auf die religiöse Weltansicht eine Umwandlung eintrat, in deren Entwickelung der Einfluß des Spinozismus unverkennbar ist. Sein productives Talent war aufs höchste gesteigert und gehorchte ihm zu jeder Stunde; „sogar, was er am Tage wachend gewahr wurde, bildete sich öfters Nachts in regelmäßige Träume.“ Das Bewußtsein der Freiheit des Geistes, der, wie es Spinoza verlangt, in den eigenen Tiefen Gesetz und Form fand, erhob sich im kühnsten Schwunge zu dem Gefühl einer von keinen Schranken eingeengten genialen Schöpferkraft, die in Götterähnlichkeit herrliche Gebilde schafft. Seinem stolzen Selbstvertrauen mußte die griechische Mythe von Prometheus sehr zusagen, in der das kühne Emporstreben des mit schaffender Kraft ausgerüsteten Titanen sich darstellt. Doch gefiel dem Dichter minder das Gigantische, Himmelstürmende dieser Mythe, sondern das friedliche plastische Widerstreben, das die Obergewalt zwar anerkennt, aber sich ihr gleichstellen möchte. Er bildete daher die antike Mythe nach seinem Sinne um. Sein Prometheus stellt den nach dem innern Drange kühn schaffenden Geist dar, der sich von jeder äußern Herrschaft, auch der der Götter, frei macht und auf

eigene Hand Wesen bildet, unter ihnen von allen das vollendetste, die Pandora, das „heilige Gefäß der Gaben alle, die ergötzlich sind unter dem weiten Himmel, auf der unendlichen Erde"; von Minerva zum Quell des Lebens hingeführt, giebt er ihnen Leben. In den Scenen des zweiten Acts beginnt die Thätigkeit und das erste Gefühlsleben der neuen Geschöpfe, welche Leidenschaft, Lebenswonne und Todesschauern zum ersten Mal empfinden. Der Erhabenheit des Stoffes schien die freie hymnenartige Form angemessen zu sein, die Goethe in einigen Oden angewandt hatte. Die zwei vorhandenen Acte bilden ein Ganzes, so daß man zweifeln möchte, ob der Dichter damals eine Fortsetzung beabsichtigt habe, wie er am Schluß des ersten Abdrucks (1830) andeutete. Jacobi, dem er seine Dichtung übersandte, schrieb am 6. Novbr. 1774: „Kaum kann ich Dir sagen, daß dieses Drama mich gefreut hat, weil es mir unmöglich ist, Dir zu sagen, wie sehr!" Der unter die lyrischen Gedichte aufgenommene Monolog des Prometheus, welcher die Hauptgedanken des Prometheischen Krafttrotzes energisch zusammenfaßt, ist zwar um dieselbe Zeit gedichtet, aber nicht, wie Goethe angiebt, der Anfang eines dritten Acts, sondern eine selbstständige Dichtung [54]. Sie gab in Folge einer Mittheilung Jacobi's an Lessing (1780) Veranlassung zu einer beistimmenden Aeußerung des Letzteren, welche 1785 einen erbitterten Streit zwischen Jacobi und Mendelssohn über Lessing's Spinozismus hervorrief.

Daß übrigens dem titanischen Jüngling sein Zimmer einer Prometheuswerkstatt zu gleichen schien, dazu trug nicht nur die Poesie, sondern auch die bildende Kunst bei. Er zeichnete fleißig, und die Wände seines Zimmers waren mit verschiedenerlei Arbeiten, fertigen und unvollendeten, bedeckt. Das poetische Gefühl quoll oft mit dem fröhlichen Schaffen des Künstlers hervor, und wir verdanken diesem eine Reihe von Gedichten, welche die freudige Empfindung des darstellen-

den Künstlers ausdrücken: Künstlers Morgen- und Abendlied, Kenner und Künstler, Kenner und Enthusiast, Sendschreiben, Künstlers Fug und Recht, so wie die dramatische Kleinigkeit Künstlers Erdewallen, das den Conflict der Kunstbegeisterung mit den Sorgen des Tages zum Gegenstande hat.

War aber irgend ein Zeitpunct in Goethe's Leben geeignet, ihn mit Stolz auf die Schöpferkraft seines Genius zu erfüllen, so war es der, wo er, den wiederholten Bitten der Freunde endlich nachgebend, seinen Werther in die Welt sandte; der kleine Roman erschien im October ohne Namen des Verfassers, den jedoch Buchhändler Weygand schon in der Anzeige im Meßkatalog verrieth. Alles, was an Sehnsucht und Schmerz das mitlebende Geschlecht erfüllte, alle erhabenen und weichen Empfindungen, welche in der Poesie jener Zeit stürmisch hervordrangen, waren hier zu einem kleinen Gemälde in vollendetster Kunstform zusammengefaßt. Wie es elektrisch nach allen Seiten zündend wirkte, ist kaum mit wenig Worten zu schildern. „Das Herz ist einem so voll davon, und der ganze Kopf ein Gefühl von Thräne. O Menschenleben! welche Gluth und Qual und Wonne vermagst du in dich zu fassen!“ das war mit den Worten einer derzeitigen Recension das Geständniß aller warmschlagenden jungen Herzen. Keine andere Dichtung hat je so viel Thränen fließen gemacht, keine die Seele so im Tiefsten erschüttert. Eine lebendige Schilderung der ersten frischen Wirkung des Romans giebt uns ein Brief Jacobi's, der ihn seinem Bruder und Heinse vorgelesen hatte. Heinse „ward übermannt, gerieth außer sich, sein Angesicht glühte, seine Augen thauten, seine Brust hob sich empor; Bewunderung und Entzücken erfüllte seine Seele. Ueber Alles, was Goethe bisher gemacht hat, sagt' er, ist dies göttliche Werk ganz voll Kraft, ganz voll Leben, aber damit auch alle seine Kraft, all sein Leben; da steht er nun in seiner höchsten Größe an der äußersten

Grenze seiner Jünglingschaft. Zuweilen hielt ich inne, sprach einige Worte, las dann weiter, und wund meinen Mann immer höher und höher, bis es endlich dahin kam, daß er in der lautersten Wahrheit seines Herzens zeugte, Du seist der größte Mann, den die Welt hervorgebracht; kein altes, kein neues Volk habe ein solches Wunder aufzuweisen, als Werther's Leiden.“

Zu derselben Zeit jedoch, wo der Ruhm unsers Dichters sich über die ganze gebildete Welt verbreitete, wo bald mit Werther sein Name den Siegeszug durch Frankreich und England hielt, begann er auch, um dieser Dichtung willen viele Unannehmlichkeiten und Angriffe zu erleiden. Die nächsten, welche sein Herz am empfindlichsten berührten, kamen gerade von der Seite, wo die Wahrheit seiner Dichtung am tiefsten erkannt werden konnte, und wo er auf Theilnahme und Mitgefühl gerechnet hatte.

Mit dem Kestner'schen Ehepaar hatte Goethe nach der Verheirathung den Briefwechsel mit der früheren Innigkeit und Offenheit fortgesetzt. Nach Lottens erster Niederkunft sprach er in einem sehr schönen Briefe das Verlangen aus, daß der Knabe Wolfgang genannt werde, und er Pathenstelle übernehmen dürfe. Darauf kündigte er ihnen eine bald zu machende Sendung an, und diese war ein Exemplar von Werther's Leiden, das er am 23. September mit den wärmsten Briefen an Kestner und Lotte begleitete; an sie schrieb er: „Lotte, wie lieb mir das Büchelchen ist, magst Du im Lesen fühlen, und auch dies Exemplar ist mir so werth, als wär's das einzige in der Welt. Du sollst's haben, Lotte, ich hab' es hundertmal geküßt, hab's weggeschlossen, daß es niemand berühre —.“ Aber wie groß war das Erstaunen der Beiden, sich selbst so offen vor der Welt hingestellt zu sehen, zumal da der Dichter es für nöthig erachtet hatte, den Bräutigam und Gemahl Albert als unliebenswürdig und sein Verhältniß zu

Lotte als kalt und durch ihre Neigung zu Werther gestört darzustellen, was erst durch spätere Veränderungen etwas gemildert worden ist. Von den Anklagen und Vorwürfen, die ihm für sein Geschenk zurückgegeben wurden, war er sehr ergriffen. In seiner Erwiderung beschwor er sie, ihm und der Zeit zu vertrauen, die Alles zurechtbringen und zu ihrer Aller Ehre enden werde. Aber er fühlt auch zugleich die Größe seines dichterischen Berufes. „Könntet Ihr“, ruft er ihnen zu, „den tausendsten Theil fühlen, was Werther tausend Herzen ist, Ihr würdet die Unkosten nicht berechnen, die Ihr dazu hergebt...... O Du! — hast nicht gefühlt, wie der Mensch dich umfaßt, dich tröstet — und in Deinem, in Lottens Werth Trost genug findet gegen das Elend, das schon Euch in der Dichtung schreckt...... Gieb Lotten eine Hand ganz warm von mir und sag' ihr: Ihren Namen von tausend heiligen Lippen mit Ehrfurcht ausgesprochen zu wissen, sei doch ein Aequivalent gegen Besorgnisse, die einen kaum ohne alles Andere im Leben, da man jeder Base ausgesetzt ist, lange verdrießen würden.“ Er fordert sie auf, doch nur Alles wieder und wieder zu lesen; er zweifle nicht, daß dann das Gedicht sie über den Anstoß der Realität beruhigen werde. An Kestner besonders richtet er die gewichtigen Worte: „Wenn ich noch lebe, so bist Du's, dem ich's danke, bist also nicht Albert — Und also — “.

Kestner ward zwar überzeugt, daß in Goethe's arglosem Gemüth keine Ahnung gewesen sei, als begehe er gegen den Freund eine Indiscretion oder könne sie dadurch beleidigen. Ein gutes Einvernehmen wurde zwischen ihnen hergestellt; gleichwohl überwand ihr Verhältniß die Wunde nie; die Briefe wurden kühler und seltener. In Goethe's Seele dauerte eine warme Theilnahme fort. „Grüßet Lotten herzlich“, schreibt er nach elf Jahren von Weimar aus, „ich denke, sie ist mir noch gut, und ich werde, so lang' ich lebe, meine Gesinnungen gegen

sie nicht verändern“ und dies bewährt der bald darauf folgende Brief, als Kestner einen beträchtlichen Verlust an seinem Vermögen erlitten hatte: „Seit dem Empfang Eures Briefes, lieber Kestner, habe ich mich über Euer Schicksal nicht beruhigen können, das Ihr mit so vielem guten Muthe ertragt. Bisher wart Ihr mir eine Art von Ideal eines durch Genügsamkeit und Ordnung Glücklichen, und Euer musterhaftes Leben mit Frau und Kindern war mir ein fröhliches und beruhigendes Bild. Welche traurige Betrachtungen lassen mich daher die Vorfälle machen, die Euch überrascht haben, und nur Euer eigenes schönes Beispiel richtet mich auf. Wenn der Mensch sich selbst bleibt, bleibt ihm viel. Seid meines herzlichen Antheils überzeugt; denn mein mannigfaltiges Weltleben hat mir meine alten Freunde nur noch werther gemacht.“ Erst mit Kestner's Tode, der 1800 starb, hörte der Briefwechsel auf. Goethe sah die Jugendgeliebte noch einmal wieder, als sie 1816 ihre in Weimar verheirathete Schwester besuchte, und erwies ihr große Aufmerksamkeit. Sie starb im Jahre 1828.

Die öffentlichen Angriffe galten nicht sowohl der Dichtung als solcher, sondern der Moral derselben, indem Viele sie für eine Apologie des Selbstmords nahmen. In der That sollen auch einige schwache Seelen durch diesen Roman dazu angetrieben worden sein; doch das war Krankheit der Zeit, die nicht erst der Werther hervorgerufen hatte. Goethe wollte sie eben dadurch heilen, daß er das Entstehen und die Entwicklung eines Seelenzustandes schilderte, der den Entschluß der Verzweiflung endlich eingiebt, wenn man auch von dem Dichter nicht verlangen konnte, daß er durch ein „Capitelchen zum Schlusse, je cynischer, desto besser“, wie Lessing anrieth, den sein klarer kritischer Blick bei den flüchtigen Urtheilen über Werther verlassen hatte, oder durch moralisirende Zugaben sein Werk zerstöre, haben doch schon die mildernden

Aenderungen und Zusätze der späteren Ausgaben etwas von dem frischen Hauch der Jugenddichtung hinweggenommen. In Leipzig ward der Verkauf des Romans untersagt; gleichwohl hinderten solche Verbote nicht, daß schon im nächsten Jahre eine zweite Auflage erschien, in der die beiden bekannten Strophen (die letzte schließt: sei ein Mann, und folge mir nicht nach!) als Motto's dienten.

Unter denen, welche für Religion und Tugend am Werther zu Rittern werden wollten, fehlten weder der geschwätzige Buchhändler Nicolai, der in einer faden Umdichtung „Freuden des jungen Werther's; Leiden und Freuden Werther's des Mannes" den kranken Sinn Werther's nach einem Hühnerblutschusse durch eine Heirath mit Lotten heilen und ihn dann die ganze Prosa des Lebens auskosten läßt — noch der Zionswächter Goeze zu Hamburg, welche der Obrigkeit das Einschreiten gegen die Apologieen des Selbstmords zur Pflicht machte. Der Lärm der Kritiker und Moralisten mochte dem Dichter mitunter recht lustig vorkommen, und Nicolai ward mit einigen witzigen Epigrammen abgefertigt; doch machte ihn das Gerede zuletzt recht verdrießlich. In einem Briefe vom 6. März 1775 äußert er: „Ich bin das Ausgraben und Seciren meines armen Werther's so satt! Wo ich in eine Stube trete, finde ich das Berliner Hundezeug; der Eine schilt darauf, der Andere lobt's, der Dritte sagt, es geht doch an, und so hetzt mich Einer wie der Andere." Aber er setzt gleich hinzu: „Nimmt mir's doch nichts von meinem innern Ganzen, rührt und ruckt's mich doch nicht in meinen Arbeiten, die immer nur die aufbewahrten Freuden und Leiden meines Lebens sind." [55])

Es ist nicht zu verkennen, daß die Aufregung, welche Werther hervorrief, auch den Dichter in seinem stillen Schaffen unterbrach. Die großen titanischen Conceptionen, die aus

dem raschen Wurf begeisterter Stunden hervorgegangen waren, rückten während des Winters 1774 75 nicht vor. Er macht selbst über sich die Bemerkung, die wir später oft bestätigt finden, daß „eben die Natur, die größere und kleinere Werke unaufgefordert in ihm hervorbrachte, manchmal in großen Pausen ruhte, und er in einer langen Zeitstrecke selbst mit Willen nichts hervorzubringen im Stande war.“ Vielmehr warf er sich, wie denn sein Geist schnell nach dem Entlegenen und Entgegengesetzten überzuspringen pflegte, auch jetzt aus der stürmischen Productivität in philosophische Studien. Er nahm den Spinoza, den er eine geraume Zeit hatte ruhen lassen, wieder vor. Was ihn immer von neuem zu diesem Denker hinzog, war das Streben, den sittlichen Erscheinungen der Welt auf den Grund zu sehen; stets zog es ihn zu dem Wirklichen und Praktischen hin, und hierin fand er die Beruhigung seines Innern. Daher widmete er um diese Zeit den „patriotischen Phantasieen“ des trefflichen Justus Möser, welche in populärer Sprache sittliche und politische Fragen behandeln und tief ins Innerste des deutschen Volkslebens eingehen, ein lebhaftes Interesse. „Nehmen Sie“ — schrieb er am 28. December an Möser's Tochter, Frau von Voigts, welche die zerstreuten Aufsätze ihres Vaters aus den Osnabrücker Intelligenzblättern unter obigem Titel zum ersten Mal gesammelt herausgab — „meinen einzelnen Dank für die patriotischen Phantasieen Ihres Vaters, die durch Sie erst mir und hiesigen Gegenden erschienen sind. Ich trage sie mit mir herum; wann, wo ich sie aufschlage, wird mir's ganz wohl, und hunderterlei Wünsche, Hoffnungen, Entwürfe entfalten sich in meiner Seele.“

Mit dem wachsenden Ruhme des jungen Dichters mehrte sich auch die Zahl derer, die seine Zeit in Anspruch nahmen. Gesellig und hingebend wie er war, widmete er sich gern den geselligen Kreisen, die ihn anzogen, und den vielen Besuchen-

den, die ihn als eine Celebrität von Angesicht kennen zu lernen wünschten. Manchen bedeutenden Fremden nahm das Goethe'sche Haus gastlich auf. „Noch Eins" schreibt er an Auguste zu Stolberg, mit der er durch ihren Bruder eine poetische Freundschaft geschlossen, ohne daß sie sich je gesehen haben [56]) — „noch Eins, was mich glücklich macht, sind die vielen Menschen, die von allerlei Enden meines Vaterlands, zwar freilich unter vielen unbedeutenden, unerträglichen, in meine Gegend zu mir kommen, manchmal vorübergehen, manchmal verweilen. Man weiß erst, daß man ist, wenn man sich in Andern wiederfindet."

Klopstock machte im Herbst 1774 eine Reise nach Karlsruhe, wohin ihn der Markgraf Karl Friedrich von Baden eingeladen hatte, begierig — wie er ihm schrieb — „den Dichter der Religion und des Vaterlandes in seinem Lande zu haben." Auf dieser Reise schloß der Vater der neueren deutschen Poesie einen Bund mit Deutschlands Dichterjugend. In Göttingen hob sich in seiner Nähe das Selbstgefühl der Jünglinge des Dichterbundes, die verehrungsvoll an ihm hinaufblickten. Goethe hatte gleichfalls schon mehrere Briefe mit ihm gewechselt, so daß ein inniges Verhältniß eingeleitet war; er nahm in Frankfurt den berühmten Gast aufs freundlichste in seinem Hause auf. Wenn auch Klopstock's Haltung etwas Diplomatisches hatte und er nach weltmännischer Art das Gespräch auf andere Gegenstände, als seine poetischen und literarischen Interessen, zu leiten liebte, so ist doch nach den Göttinger Vorgängen zu bezweifeln, daß er, wie Goethe's Erzählung schließen läßt, mit literarischen Gesprächen ganz zurückgehalten und sich desto eifriger über das Schlittschuhlaufen ergangen habe; freilich einen Jacobi'schen Enthusiasmus durfte er bei Mittheilung seiner poetischen Arbeiten nicht erwarten. Goethe scheint ihm bei diesem Zusammensein (nicht, wie er erzählt, bei einer späteren

Begegnung in Karlsruhe) einige Scenen des Faust vorgelesen zu haben, die beifällig aufgenommen wurden. Wahrscheinlich waren der erste Monolog, das Gespräch mit Wagner und ein großer Theil der Scenen mit Gretchen damals vollendet. In der Verehrung der edlen Kunst des Eislaufes gab der Schüler dem Meister nichts nach. Er verschaffte sich nach Klopstock's Vorschrift ein Paar flachgeschliffene friesländische Schlittschuhe und war im nächsten Winter wieder ein rüstiger Eisläufer: in welch lustiger Gesellschaft (Crespel, Riese rc.) schildern uns die Verse, welche er in das Stammbuch Peter Reynier's schrieb [57]).

Goethe begleitete den verehrten Vorsteher der deutschen Dichterrepublik auf mehreren Ausflügen. In den ersten Octobertagen führte er ihn bei seinem Freunde Merck in Darmstadt ein. Die Ode „An Schwager Kronos“, welche am 10. October im Postwagen gedichtet ward, entstand somit wahrscheinlich auf der Rückreise von Darmstadt. Vielleicht begleitete er ihn auch noch eine Strecke auf der Weiterreise nach Karlsruhe. Da Klopstock schon mit Beginn des nächsten Frühlings nach Hamburg zurückkehrte, so kann das von Goethe berichtete Zusammentreffen in Karlsruhe schwerlich stattgefunden haben. Als Klopstock im nächsten Frühjahr über Frankfurt zurückreiste, sprach er wieder bei Goethe ein, traf ihn aber gerade in einer Zeit heftiger Aufregung, so daß Goethe gestand, er habe „von dem Theuren nur geschlürft“.

Am Abend des 11. Decembers wurde Goethe durch den Besuch eines Fremden überrascht, den er im ersten Augenblick, als dieser bei Dämmerlicht eintrat, für Fr. Jacobi hielt. Es war Karl Ludwig von Knebel, der seit kurzem am Hofe der Herzogin Amalie von Weimar die Erziehung ihres jüngsten Sohnes Constantin übernommen hatte. Diesen und seinen ältern Bruder Karl August, der im nächsten Jahre volljährig ward, begleitete er jetzt neben dem Prinzenhofmeister

Grafen Görtz auf einer Reise in die Rheingegenden und nach Frankreich. Nach einigen Gesprächen über Literatur und weimarische Verhältnisse eröffnete ihm Knebel, daß die Prinzen seine Bekanntschaft zu machen wünschten. Der junge Dichter ließ sich ihnen darauf vorstellen und wurde aufs freundlichste empfangen. Ein vielseitiges Gespräch entspann sich, aus welchem hervorleuchtete, daß er sich die Verhältnisse der Welt noch von ganz anderer Seite klar gemacht habe, als man von dem Dichter des Götz und Werther erwartete. Der erste Band von Möser's patriotischen Phantasieen lag frisch geheftet und unaufgeschnitten auf dem Tisch. Da Goethe mit dem Inhalte bereits vertraut war, so nahm er davon Veranlassung, das Gespräch auf die hierin besprochenen sittlichen und politischen Zustände des Vaterlandes zu lenken und zeigte dabei eine so klare Einsicht in bestehende Verhältnisse und praktische Fragen, daß er das günstigste Vorurtheil für sich erweckte. In diesen Stunden wurden schon die Würfel über seine Zukunft geworfen. Knebel war hingerissen von der Liebenswürdigkeit des jungen Dichters, den er in einem Briefe an seine Schwester „den besten der Menschen“, „den liebenswürdigsten auf der Welt“ nennt, und nicht anders mochte der Eindruck sein, den dieser auf die Prinzen machte. Da der Aufenthalt der Prinzen in Frankfurt nur kurz sein konnte, so wurde ihm das Versprechen abgenommen, nochmals in Mainz mit ihnen auf einige Tage zusammenzutreffen. Die Zeit (13. — 15. Dec.) verstrich ihm sehr angenehm. Er benutzte auch diese Gelegenheit, ein gutes Verhältniß zu Wieland herzustellen, der durch die Goethe'sche Posse sich verletzt fühlte. Goethe's „Gruß“ an Wieland (vielleicht in einem Zusatz zu einem Briefe Knebel's) wurde mit freundlichen Worten erwidert. Die Prinzen setzten am 15. Dec. ihre Reise nach Karlsruhe fort, wo Karl August die liebreizende Prinzessin Luise von Hessen-Darmstadt, die ihm zur Braut bestimmt war, kennen lernen sollte.

Als Goethe, froh von dem Erlebten, nach Hause zurückkehrte, traf ihn die schmerzliche Nachricht, daß inzwischen seine Freundin von Klettenberg, die noch auf dem Krankenbette von seiner neuen Bekanntschaft erfahren hatte, nach langem Leiden geschieden sei; sie starb am 13. December 1774. Ihre gläubige Heiterkeit hatte sie sich bis ans Ende ungetrübt erhalten.

Sechstes Capitel.

1775.

Eines Abends — es war in den letzten Tagen des Jahres 1774 — wurde Goethe von einem Freunde aufgefordert, ein kleines Concert zu besuchen, welches in einem angesehenen reformirten Handlungshause gegeben wurde [58]). Frau Schönemann, eine geborne d'Orville, welche nach dem Tode ihres Mannes das Bankiergeschäft fortsetzte, machte ein glänzendes Haus, mehr freilich, als der Zustand des Geschäfts zu gestatten schien. Jeden Abend wurde empfangen, und wer sich einmal hatte einführen lassen, war als Freund des Hauses stets willkommen. Eben war Goethe in das geräumige Wohnzimmer eingetreten, als sich die einzige Tochter des Hauses, Lili (Elisabeth), welche, damals in ihrem siebzehnten Jahre, die geselligen Cirkel ihres Hauses durch ihre Anmuth und ihre vielseitig ausgebildeten Talente vornehmlich belebte, an den Flügel setzte und eine Sonate mit großer Fertigkeit spielte. Goethe stand am untern Ende des Flügels; sein Blick ruhte auf der anmuthigen Gestalt und der kindlichen Liebenswürdigkeit ihres ganzen Wesens. Nach geendigtem Spiel trat sie zu ihm; doch konnten sie nur flüchtig sich begrüßen, da ein Quartett schon angegangen

war. Am Schlusse wandte er sich zu ihr und sprach seine Freude aus, daß die erste Bekanntschaft ihn auch zugleich mit ihrem Talent bekannt gemacht habe. Sie wußte seine Worte artig zu erwidern; lange blieben sie so in ihren Stellungen einander gegenüber, und von Auge zu Auge fand die Liebe ihren Weg zu den Herzen. Da der Eintritt des liebenswürdigen Dichters zu dem Glanz der Soireen nicht wenig beitrug, so hatte die Mutter die Aufmerksamkeit, ihm beim Abschied die Hoffnung zu erkennen zu geben, ihn bald wiederzusehen, und die Tochter schien mit einiger Freundlichkeit einzustimmen. Goethe versäumte nicht, seine Besuche zu wiederholen. Vertrautere Unterhaltungen wurden gepflogen, ohne daß sich schon zunächst ein leidenschaftliches Verhältniß daraus entspann.

Je mehr ihre Gespräche sich zu dem tieferen Gehalt des Lebens wandten, desto offener schlossen sich die Seelen gegenseitig auf. In einer ruhigen Stunde erzählte ihm Lili mit kindlicher, vertrauensvoller Offenheit die Geschichte ihrer Jugend, so wie der häuslichen und geselligen Verhältnisse, in denen sie aufgewachsen war. Sie stellte dabei nicht in Abrede, daß sie einen Hang zu gefallen und anzuziehen an sich bemerkt habe, setzte aber mit eben der anmuthigen Offenheit hinzu, daß sie diesen auch gegen ihn geübt habe, jedoch bestraft worden sei, indem sie auch von ihm angezogen worden sei. Durch diese Bekenntnisse, die der Ausdruck einer reinen Natur waren, machte sie sich ihn ganz zu eigen. Sie zu sehen, mit ihr sich zu unterhalten, ward ihm bald zum Bedürfniß. Aber hier war kein ländliches Idyll möglich, wo die Liebenden sich selbst die Welt sein konnten. Er mußte ihre Nähe in dem geselligen Kreise des Hauses suchen, wo er sie mit jungen und alten Verehrern theilen mußte, und manche Hoffnung auf schöne Augenblicke ward durch die Dazwischenkunft Anderer vereitelt. Selbst Lili's Brüder, welche

von Anfang an dieser Verbindung nicht günstig waren, machten manche Verabredungen der Liebenden zu nichte. „Sie fragen mich, ob ich glücklich bin?“ — schließt der erste Brief an Auguste Stolberg — „Ja, meine Beste, ich bin's, und wenn ich's nicht bin, so wohnt wenigstens all das tiefe Gefühl von Freud' und Leid in mir.“ Dieses Thema führen die Lieder Neue Liebe neues Leben und An Belinden mit dem tiefsten Ausdrucke der Empfindung aus.

Den erregten Seelenzustand, in den er plötzlich versetzt war, schildert uns unvergleichlich treffend ein Brief an Auguste Stolberg vom 13. Februar: „Wenn Sie sich einen Goethe vorstellen können, der im gallonirten Rock, sonst von Kopf zu Fuße auch in leidlich consistenter Galanterie, umleuchtet vom unbedeutenden Prachtglanze der Wandleuchter und Kronenleuchter, mitten unter allerlei Leuten von ein Paar schönen Augen am Spieltische gehalten wird, der in abwechselnder Zerstreuung aus der Gesellschaft ins Concert und von da auf den Ball getrieben wird, und mit allem Interesse des Leichtsinns einer niedlichen Blondine den Hof macht: so haben Sie den gegenwärtigen Fastnachts-Goethe..... Aber nun giebt's noch einen, der.... in der streichenden Februarluft schon den Frühling ahnet, dem nun bald seine liebe weite Welt wieder geöffnet wird, der immer in sich lebend, strebend und arbeitend, bald die unschuldigen Gefühle der Jugend in kleinen Gedichten, das kräftige Gewürze des Lebens in mancherlei Drama's, die Gestalten seiner Freunde und seiner Gegenden und seines geliebten Hausraths mit Kreide auf grauem Papier nach seiner Maaße auszudrücken sucht, weder rechts noch links fragt, was von dem gehalten werde, was er machte, weil er arbeitend immer gleich eine Stufe höher steigt, weil er nach keinem Ideale springen, sondern seine Gefühle sich zu Fähigkeiten, kämpfend und spielend, entwickeln lassen will: das ist der, dem Sie nicht

aus dem Sinne kommen....., dessen größte Glückseligkeit ist, mit den besten Menschen seiner Zeit zu leben.“

In diese Tage des neu erblühenden Liebesglücks fiel das Wiedersehen seines damals so heiß geliebten Jacobi, der auf seiner Reise nach Karlsruhe bis in den Anfang des Februars vier Wochen in Frankfurt verweilte. Im Februar kam auch Jung, um dort eine Staaroperation an dem Oberhofmeister von Leisner vorzunehmen. Goethe's Eltern boten ihm während seines Aufenthalts den Tisch an und mietheten ihm in ihrer Nachbarschaft ein Zimmer. Doch die gedrückte Stimmung des durch häusliches Elend verkümmerten Freundes, mochten gleich Goethe und seine Eltern Alles thun, ihn aufzurichten, endlich sein an Verzweiflung grenzender Mißmuth, als die Kur einen unglücklichen Ausgang hatte, alles dies ließ von den Tagen des Beisammenseins nur trübe Eindrücke zurück.

Während der heiteren Fastnachtszeit, wo der junge Dichter auf Bällen und in vornehmen Soireen durch die Nähe der Geliebten beglückt ward, stand die Liebe zu Lili in vollstem Frühlingsglanze. Auch die Poesie pflückte sich davon einen „Strauß“, den er „Belinden“ widmete, das Singspiel Erwin und Elmire; die Lieder „Ein Veilchen auf der Wiese stand“ — „Ein Schauspiel für Götter zwei Liebende zu sehn“ — „Ihr verblühet, süße Rosen“ sind darin unvergängliche, zarte Blüthen. Wer das kleine Drama in seiner älteren Form liest, wird erkennen, in welch innigem Zusammenhange es mit dem Verhältnisse zu Lili und ihrer Familie steht. Die scharfe Kritik der modernen Mädchenerziehung, die Schilderung des treuliebenden Erwin, der bescheiden vor dem Schwarm „unleidlicher eitler Verehrer“, „übertünchter Windbeutel“ zurücktritt, dem für seine Liebe nur mit Kaltsinn gelohnt wird, — das zertretene Veilchen —, bis zuletzt durch die Reue und Liebe des Mädchens und Bernardo's Vermitte-

lung Alles ins Gleiche gebracht wird, alles das war der nächsten Gegenwart entnommen, und scherzend setzte daher der Dichter auf den Titel: die Scene ist nicht in Spanien.

Auch das „Schauspiel für Liebende", Stella, ward gegen das Frühjahr mitten unter diesem Schwanken und Wogen der Liebesneigungen, wahrscheinlich eben so rasch wie Clavigo, niedergeschrieben. Obgleich es durch seinen Inhalt an die bekannte Geschichte des Grafen von Gleichen, des Gatten zweier Frauen, erinnert, so schöpfte doch Goethe die nächste Veranlassung aus seinem eigenen Leben, das ihm Stoff genug bot, über den Wankelmuth der Neigungen und den Conflict, in den der geräth, welcher mehreren Geliebten Ansprüche auf sein Herz giebt, nachzudenken. Das Stück, welches erst im Beginn des nächsten Jahres veröffentlicht wurde, gab Anstoß, weil es, wie „Werther's Leiden" den Selbstmord, so die Bigamie in Schutz zu nehmen schien. Daher wurde später statt des anfänglichen Schlusses, der die Lösung des Knotens dadurch herbeiführt, daß die beiden Frauen sich in den Besitz Fernando's zu theilen bereit sind, eine tragische Katastrophe beliebt, so daß er der Verwicklung durch einen Pistolenschuß ein Ende macht. Es ist dies Drama insofern ein Pendant zum Werther, als es den Liebesenthusiasmus einer weiblichen Seele mit allem lyrischen Schwunge einer sentimentalen Sprache malt, im Grunde jedoch ein mattes und verfehltes Werk.

Es war unserm Dichter die Herausgabe seiner Poesieen durch das Werthergeträtsch so verleidet worden, daß er fest entschlossen war, sie „dem Publico nicht auf die Nase zu hängen". Sein Verdruß wurde nicht wenig vermehrt, als ihm Wagner den übelberechneten Dienst erwies, die Gegner des Wertherromans in einer Posse „Prometheus, Deukalion und seine Recensenten" abzufertigen. Da die satirische Derbheit und die Hans-Sachsische Form des Goethe'schen Fast-

nachtsspiels glücklich und mit Witz copirt war, so wurde Goethe von den Meisten, selbst von Freunden wie Herder und Merck, für den Verfasser gehalten, was ihm um so unangenehmer war, als darin Wieland, mit dem er sich eben erst durch Knebel's Vermittelung ausgesöhnt hatte, und Georg Jacobi, dem er befreundet war, nicht geschont wurden. Goethe ließ daher am 9. April folgende Erklärung drucken: „Nicht ich, sondern Heinrich Leopold Wagner hat den Prometheus gemacht und drucken lassen, ohne mein Zuthun, ohne mein Wissen. Mir war's, wie meinen Freunden und dem Publico, ein Räthsel, wer meine Manier, in der ich manchmal Scherz zu treiben pflege, so nachahmen und von gewissen Anekdoten unterrichtet sein konnte, ehe sich mir der Verfasser vor wenig Tagen entdeckte. Ich glaube diese Erklärung denen schuldig zu sein, die mich lieben und mir aufs Wort trauen. Uebrigens war mir's ganz recht, bei dieser Gelegenheit verschiedene Personen aus ihrem Betragen gegen mich in der Stille näher kennen zu lernen.“ Diese Erklärung sandte er auch an Knebel, weil er wünschen mußte, daß sie durch ihn Wieland und dem Herzoge bekannt werde. Es ist schwer zu begreifen, daß dessenungeachtet nicht nur damals, sondern noch in neuester Zeit Manche diese Posse, wenigstens der Sache und dem Inhalte nach, für Goethe's Werk haben halten können. Im August folgte als Erwiderung die Spottschrift „Menschen, Thiere und Goethe“, deren Verfasser zweifelhaft ist [59]).

Das Singspiel Erwin und Elmire erschien im Märzhefte der Iris, einer von Georg Jacobi herausgegebenen Zeitschrift. Die Composition der Gesangstücke übernahm der damals sehr geschätzte Liedercomponist Johann André zu Offenbach, der daselbst einer Seidenfabrik vorstand, bis er sie 1777 aufgab, um ganz der Musik, die er bis dahin als Dilettant getrieben hatte, leben zu können. Da auch Lili's

Oheim d'Orville, ein Bruder ihrer Mutter, und ein anderer Oheim, der Fabrikherr Nicolaus Bernhard, der mit einer Schwester der Mutter verheirathet war, in Offenbach lebten, so kam auch sie oft herüber, und die Liebenden genossen sich dort in den glücklichsten Stunden, da die Oheime ihre Verbindung mit Goethe begünstigten. André, in dessen Hause Goethe während seiner Besuche in Offenbach wohnte, belebte die Abende durch den Vortrag seiner Compositionen und ließ sich oft bis nach Mitternacht durch Goethe und Lili ans Klavier fesseln. Bald kamen die schönen Frühlingstage heran und lockten ins Freie, wo die heiteren Abende oft zu verlängertem Beisammensein Gelegenheit gaben. „Gebe Ihnen der gute Vater im Himmel viel muthige frohe Stunden“ — so schließt ein Brief an die Freundin Stolberg — „wie ich deren oft hab', und dann laß die Dämmerung kommen, thränenvoll und selig — Amen!“

Die Seelen der Liebenden waren einig. Auch das letzte Hinderniß schien leichter, als sie erwartet hatten, hinweggeräumt zu werden. Eine vertraute Freundin Lili's, welche in Heidelberg einem Handelsgeschäfte vorstand und mit dem Schönemann'schen Hause in Geschäftsverbindung war, Fräulein Delph, kam ungefähr zur Osterzeit nach Frankfurt. Entschlossenen Charakters, wie sie war, übernahm sie die Vermittelung bei den beiderseitigen Familien und erlangte die Einwilligung der Eltern. Eines Abends trat sie zu dem jungen Paare ein mit den Worten: „Gebt Euch die Hände!“ Goethe reichte seine Hand dar, Lili legte die ihre, zwar nicht zaudernd, aber langsam hinein. Nach tiefem Athemholen fielen sie einander, lebhaft bewegt, in die Arme. Ueber die Gegenwart hinaus flog jetzt der Blick und gab der Liebe den Ernst der Zukunft. Nicht bloß schön und anmuthig erschien die Geliebte; auch der Werth ihres Charakters, die Sicherheit in sich selbst, ihre Zuverlässigkeit in Allem gab

ihm eine Bürgschaft für das, was sie ihm als Lebensgefährtin sein werde.

Noch folgten heitere Tage, frohe Feste. An einem der nächsten Frühlingstage, im April oder Anfang Mai, (Goethe's Erzählung verlegt irrig den ganzen Vorgang auf Lili's Geburtstag, den 23. Juni, wo er in der Schweiz war) veranstalteten die Offenbacher Verwandten dem jungen Bräutigam ein Fest, zu welchem mehrere Freunde geladen waren. Lili sollte zum Mittag hinauskommen. Abends zuvor ließ sie ihrem Bräutigam melden, sie könne zum Mittag ihre Gegenwart nicht möglich machen, sondern werde erst Abends erscheinen. Um dem Feste die gute Laune zu erhalten, welche die unwillkommene Vereitelung der Erwartungen zu zerstören drohte, schrieb Goethe mitten in der Nacht „ein jammervolles Familienstück: Sie kommt nicht!“ worin erst die fröhliche Anordnung des Festes, dann die durch das Ausbleiben der Hauptperson eintretende Störung unter charakteristischer Schilderung der einzelnen anwesenden Freunde dramatisirt wurde. Dadurch war die Heiterkeit beim Mittagsmahl einigermaßen hergestellt. Lili war, als sie Abends eintrat, nicht wenig betroffen und verwundert, von so lustigen Gesichtern bewillkommt zu werden. Man erzählte ihr, was vorgefallen, und „sie, nach ihrer lieben und süßen Art, dankte mir, wie sie allein nur konnte.“

Jene humoristische Dichtung ist verloren gegangen. Goethe begann darauf ein zweites Singspiel, Claudine von Villa Bella, welches vielleicht (es eröffnet sich mit der Feier von Claudinens Geburtstag) die Bestimmung hatte, Lili an ihrem Geburtstage zu erfreuen. Noch ein Jahrzehend später bezeichnet er dieses wie das vorhergehende Singspiel als Zeugnisse von glücklich verlebten Stunden, wie von Schmerz und Kummer der Jugendzeit. Er war gegen den Anfang des Juni mit dem kleinen Drama fertig, indem er es am 4. an

Knebel sendet. Lili's Geburtstag fiel indeß in die Zeit der Trennung.

Bald nach der Verlobung stiegen schon die Wolken auf, die sich allmählich mehr und mehr über den Liebenden zusammenzogen. Die Familien hatten sich ungeachtet des Verlöbnisses nicht genähert; keine von beiden war der Verbindung hold, und es wurden bald von beiden Seiten Versuche gemacht (schon die Vereitelung des Offenbacher Festes war ein solcher), sie wieder aufzulösen, so daß man zweifeln möchte, ob die durch Fräulein Delph erlangte Einwilligung aufrichtig gemeint und förmlich ertheilt worden sei. Das Schönemann'sche Haus wünschte für die Tochter eine reichere Partie, weil die Vermögensverhältnisse, wie der bald nachher erfolgte Sturz des Hauses bewies, nicht so glänzend waren, wie der äußere Schein vermuthen ließ. Goethe's Vater, der übrigens damals mit dem Sohne in ein herzlicheres Verhältniß getreten war, als in den früheren Jahren, wünschte zwar dessen eheliche Verbindung; allein er hätte lieber ein Mädchen von einfacher bürgerlicher Erziehung in sein Haus aufgenommen. Für eine Staatsdame, wie er Lili nannte, schien ihm seine Haushaltung nicht berechnet zu sein. Goethe selbst hatte noch nicht eine so ausgebreitete Geschäftsthätigkeit, um selbst ein Haus machen zu können, vielmehr hatte der Vater, erfreut über des Sohnes Dichterruhm, ihm für seine poetischen Arbeiten möglichst freie Zeit zu verschaffen gesucht, indem er einen Theil der Geschäfte selbst besorgte und einen gewandten rechtskundigen Schreiber zur Führung eines Theils derselben ins Haus nahm. Auch die Religionsverschiedenheit, indem Lili der reformirten Kirche angehörte, erregte um so mehr Bedenken, als der Vater für seinen Sohn eine Stelle im Rathe der Vaterstadt in Aussicht hatte.

Ob sich zwischen den Verlobten schon damals einige Differenzen hervorthaten, indem man sich, wie Goethe be-

merkt, nicht lange auf der Höhe der Gefühle erhält? Ob die in einem leichthingehauchten Liedchen in Claudine ausgesprochene Frage: „warum zärtliche Seelen einsam und stumm immer sich quälen, selbst sich betrügen und ihr Vergnügen immer nur suchen, da wo es nicht ist“, ob diese eine Hindeutung auf Stunden der Mißstimmung enthält? Wer vermag bei der Verworrenheit und Ungenauigkeit der von Goethe gegebenen Darstellung, die das Spätere mit dem Früheren vermengt, dies zu bestimmen! So viel sehen wir aus einem Briefe an Auguste Stolberg vom 15. April, daß er „in wunderbarer Spannung“ war, die ihn zu allen Geschäften unfähig machte; „wenn ich wieder munter werde,“ — schließt er — „sollen Sie auch Ihr Theil davon haben; lassen Sie nur meine Briefe sich nicht fatal werden, wie ich mir selbst bin, da ich schreibe; ich meine, alle Falten des Gesichts druckten sich d'rin ab“. In gleicher Aufregung schreibt er am 14. April an Knebel: „Ich! — falle aus einer Verworrenheit in die andere und stecke wirklich mit meinem armen Herzen wieder unvermuthet in allem Antheil des Menschengeschickes, aus dem ich mich erst kaum gerettet hatte“. Er sah es daher als eine günstige Fügung des Himmels an, daß zu seinem Troste gerade jetzt ihm der Besuch der Grafen Stolberg angekündigt ward. Diese wollten im Mai in Frankfurt mit ihrem Freunde Grafen Haugwitz, der von Paris kam, zusammentreffen, um mit ihm eine Reise durch die Schweiz zu machen. Goethe empfing sie mit großer Freude, und da der briefliche Verkehr schon ein herzliches Verhältniß eingeleitet hatte, so war schnell der Bund der Freundschaft geschlossen. Indem es wünschenswerth schien, daß Goethe auf einige Zeit den mißlichen Familienverhältnissen aus dem Wege gehe und sich aus dem peinlichen Gemüthszustande, in den ihn die Störung des Verhältnisses zu Lili versetzt hatte, herausreiße, beschloß er auf Zureden des Vaters, sich ihnen als Reisegefährte zuzugesellen. Seine Absicht

war dabei noch nicht, das Band, das ihn an Lili knüpfte, durch eine plötzliche Abreise, ohne von ihr Abschied zu nehmen, rücksichtslos zu zerreißen; seine Erzählung wird widerlegt durch eine ausdrückliche Aeußerung in einem Tagebuchsblatte [60]) vom 30. October: „Das erste Mal schied ich noch hoffnungsvoll, unsere Schicksale zu verbinden“.

Während des Aufenthalts der Stolberge in Frankfurt waren die Freunde meistens im Goethe'schen Hause zu Tische. Besonders wußte die Mutter in die muntere Laune der Jünglinge einzustimmen und ließ sich's gern gefallen, in dem jugendfrohen Kreise als Frau Aja zu gelten, eine zutrauliche Benennung, mit der man später selbst im weimarschen Hofcirkel ihre Liebenswürdigkeit ehrte [61]). Goethe machte mit seinen Freunden mehrere Ausflüge nach Darmstadt, wo sie mit Merck zusammentrafen. Diesem mißfiel der neue Freundschaftsbund. „Dein Bestreben“ — sagte er — „deine unablenkbare Richtung ist, dem Wirklichen eine poetische Gestalt zu geben; die Andern suchen das sogenannte Poetische, das Imaginative zu verwirklichen, und das giebt nichts als dummes Zeug“. Auch daß er mit ihnen ziehe, nannte Merck einen dummen Streich und meinte, er werde nicht lange bei ihnen bleiben. So berichtet Goethe — funfzig Jahre später. Es ist jedoch unstreitig in seiner Schilderung der Stolberge viel Uebertreibung, so daß die Aeußerungen, die er Merck in den Mund legt, zweifelhaft werden, zumal da dieser nach anderer Seite sich damals freundlich und anerkennend über sie aussprach. Auch Goethe war noch in der Periode, wo er gern „tollte mit tollen dämonisch genialen wilden“ Jünglingen. Ihn scheint weiterhin mehr das anmaßende adelsstolze Benehmen des jüngern Stolberg, als ihre Natursitten, das Baden im Freien, das Zerschellen der Trinkgläser, aus denen auf das Wohl der Geliebten getrunken war, der Durst nach Tyrannenblut und was dergleichen Excentricitäten mehr

waren, etwas von ihnen entfernt zu haben. Die Briefe an die Schwester lassen nicht zweifeln, daß ein herzliches Wohlwollen dennoch vorwaltete.

Gegen das Ende des Mai's trat Goethe mit seinen Freunden die Reise nach dem Süden an. Des Vaters Wunsch war, wenn wir Goethe's Worten hierin glauben dürfen, daß er sie bis nach Italien ausdehnen möge. In Karlsruhe traf er Karl August und Luise, welche ihm wiederholt versicherten, daß es ihnen angenehm sein werde, ihn bald in Weimar zu sehen. Von hier ging die Weiterreise nach Straßburg, wo er sich auf eine Zeitlang von seinen Gefährten trennte, um einen Seitenweg einzuschlagen. Schmerzliche Eindrücke nahm er von Emmendingen mit sich, wo seine Schwester freudenleere Tage lebte, da sie den Gatten, der bei aller Trefflichkeit seines Charakters wenig Empfänglichkeit für heitere Lebensfreude besaß, nicht zu beglücken vermochte, und der kleine Wohnort, an den sie wider Erwarten auf lange gebannt schien, ihr keinen Ersatz für das, was sie in der Vaterstadt verlassen hatte, gewähren konnte [62]). Die Unterhaltung mit dem Bruder betraf vornehmlich ihr häusliches Verhältniß und seine Verbindung mit Lili. Goethe hatte der Schwester von Anfang an Alles bis aufs Kleinste mitgetheilt. Hatte sie schon in Briefen ihm ihre Gegengründe nicht vorenthalten, so bekämpfte sie jetzt seine Entschlüsse mit den dringendsten Vorstellungen und machte es ihm geradezu zur Pflicht, sich von Lili zu trennen. Ein Mädchen von so offenem, munterem Sinn, wie Lili, die in den Augen des oberflächlichen Beurtheilers das Leben nicht von der ernsten Seite zu kennen, sondern nur den Genuß zu suchen und die Huldigungen der Männer als eine angenehme Unterhaltung zu betrachten schien — und es hatte dieser und jener manche Klatscherei nach Emmendingen hinübergebracht — war der ernsten, sittenstrengen Cornelia in der Seele zuwider, und sie

suchte das Unpassende einer Verbindung, die beide Theile nur unglücklich machen würde, einleuchtend zu machen. Sie hatte einen großen Einfluß auf den Bruder; doch wenn er auch ihre Gründe zum Theil gelten lassen mußte, sein Herz konnte sich nicht von Lili losreißen. Es entstand dadurch ein so heftiger innerer Kampf, daß er sich späterhin von der ganzen Weiterreise nach Zürich, wo er mit seinen Freunden wieder zusammentreffen wollte, nur des Rheinfalls bei Schaffhausen erinnerte; alles Andere war wirkungslos an ihm vorübergeflohen.

In Zürich fand er seinen Freund Lavater wieder und ward herzlich von ihm empfangen. Der Gegenstand ihrer Unterhaltung war vornehmlich die Physiognomik. Der erste Theil der Lavater'schen „physiognomischen Fragmente" war beinahe im Druck vollendet. Goethe, der mit ihm für die Physiognomik schwärmte, hatte die thätigste Beihülfe geleistet. Das Manuscript ging durch seine Hände an den Buchhändler Reich in Leipzig; er hatte das Recht, Alles zu tilgen, was ihm mißfiel, zu ändern und einzuschalten, was ihm beliebte, von welchem er freilich nur sehr mäßig Gebrauch machte [63]). Auch Bodmer, dem ehrwürdigen fast achtzigjährigen Dichtergreise, stattete er einen Besuch ab. Von seiner auf einer Anhöhe paradiesisch gelegenen Wohnung genoß er eine entzückende Aussicht. Mehrere Ausflüge um den Züricher See wurden in Gemeinschaft mit Lavater und den Stolbergen unternommen, und die Sehnsucht wuchs nach den blauen Bergen der Ferne. Daher schloß er sich gegen die Mitte des Juni, um die kleineren Cantone zu durchwandern, einem jungen, ihm befreundeten Landsmanne Passavant an, der sich in Zürich zu einem reformirten Predigtamt vorbereitete. Auf der Fahrt den Züricher See hinauf entstand das lebensfrohe Lied „Auf dem See". Als er von den Berghöhen herab die entzückende Ansicht des Sees genoß, schrieb er die Zeilen nieder:

Wenn ich, liebe Lili, dich nicht liebte,
Welche Wonne gäb' mir dieser Blick!
Und doch, wenn ich, Lili, dich nicht liebte,
Wär' — was wär' mein Glück!

Der Weg ging dann nach Maria Einsiedeln [64]), wo sie einem Zuge von Wallfahrern begegneten, welche diese öden Höhen anmuthig belebten. In der Schatzkammer der Kirche gefiel ihm unter merkwürdigen Kostbarkeiten vorzüglich eine Zackenkrone im Kunstsinne der Vorzeit von kunstvoller Arbeit. Er erbat sich die Erlaubniß, das geschmackvolle Krönchen herauszunehmen, und als er es mit der Hand in die Höhe hob, „dachte er sich's nicht anders, als er müßte es Lili auf die hellglänzenden Locken drücken, sie vor den Spiegel führen und ihre Freude über sich selbst und das Glück, das sie verbreitet, gewahr werden." Auf rauhen Bergpfaden gelangten sie am 16. Juni nach Schwyz und erstiegen gegen Abend den Rigi bis zum Wirthshause. Am nächsten Tage ward der Weg zum Gipfel und zurück unter herrlichen Naturgenüssen zurückgelegt. Dann folgte der Vierwaldstättersee mit seinen von der Schweizersage verherrlichten Ufern und die Reise zum Gotthard, bis zum Hospiz hinauf von den erhabensten Naturscenen begleitet. Von der Höhe des Passes (22. Juni) blickte er in das Thal hinab, durch das die Straße nach Italien führt; der Freund trat zu ihm und machte den Vorschlag, den Weg nach Süden fortzusetzen. Doch ihn zog die Sehnsucht nach der Heimat zurück; — es war Lili's Geburtstag —. Ein goldenes Herzchen, das ihm in schönen Stunden von Lili's Hand geschenkt war und an seinem Halse noch hing an dem Bändchen, womit sie es ihm umknüpfte, ergriff er und küßte es; der Entschluß zur Rückkehr war gefaßt. Daß, wie Goethe bemerkt, das tiefempfundene Gedicht „Angedenken du verklungner Freude" durch diesen Augenblick veranlaßt sei, läßt sich mit Recht bezweifeln; es scheint eher einer späteren Zeit anzugehören,

wo er in Thüringens „Thälern und Wäldern" durch dies Andenken schöner Stunden an die längstgestorbene Liebe erinnert ward. Damals war er noch „hoffnungsvoll" alle Hindernisse zu überwinden, während der Reise „glaubte er nicht an die Scheidung; alle Erinnerungen, Hoffnungen und Wünsche hatten ein freies Spiel."

Der Rückweg ward wieder über den Vierwaldstättersee genommen. Von Küßnacht gelangten die Wanderer nach Zug und von da durchs Sihlthal nach Zürich. Goethe hatte seine Phantasie aufs neue mit großartigen Naturanschauungen bereichert. Vieles hatte er nach Gewohnheit in flüchtiger Zeichnung skizzirt; da er aber fand, daß seine Kunst den erhabenen Naturgegenständen gegenüber sich unzulänglich zeigte, so nahm er die Schilderung zu Hülfe, und es entstand ein anziehendes Gedenkbuch, in welchem Bild und Wort einander ergänzten. In die Darstellung in „Dichtung und Wahrheit" ist augenscheinlich Vieles von den jugendlichen Naturschilderungen wörtlich übergegangen.

Bei seiner Rückkehr traf er die Stolberge in Zürich an, welche auf einige Wochen ein reizendgelegenes Landhäuschen in der Nähe der Stadt gemiethet hatten. Mit ihnen und andern Freunden machte er noch mehrere Ausflüge in die schöne Gebirgsgegend und schied im Juli in herzlicher Freundschaft [65]) von ihnen, um die Rückreise anzutreten, während die Stolberge noch eine größere Reise durch die Gebirgsgegenden und nach Oberitalien vorhatten. Er wandte sich wieder nach Straßburg, das er auf der Hinreise nur flüchtig berührt hatte. Hier schrieb er die „dritte Wallfahrt nach Erwin's Grabe." „Ich fühle, Gott sei Dank!" — heißt es im Eingange — „daß ich bin, wie ich war, noch immer so kräftig gerührt von dem Großen, und, o Wonne, noch einziger, ausschließender gerührt von der Wahrheit, als ehemals, da ich oft aus kindlicher Ergebenheit das zu ehren

mich bestrebte, wofür ich nichts fühlte und, mich selbst betrügend, den kraft- und wahrheitsleeren Gegenstand mit liebevoller Ahnung übertünchte. Wie viel Nebel sind von meinen Augen gefallen! und doch bist du nicht aus meinem Herzen gewichen, allesbelebende Liebe, die du mit der Wahrheit wohnst, ob sie gleich sagen, du seist lichtscheu und entfliehend im Nebel."

In Straßburg traf Goethe, außer mit den älteren Freunden wie Lenz und Salzmann, mit dem als Arzt wie als philosophischen Schriftsteller damals vielgeltenden Johann Georg von Zimmermann zusammen, der auf einer Reise nach der Schweiz begriffen war. Der gereiste Mann sah mit Bewunderung auf das neuaufgehende Gestirn, den Dichter des Werther, über den er sich schon mit der Begeisterung eines Jünglings geäußert hatte. Seine Unterhaltung, die später in Frankfurt, wo ihn Goethe bewirthete, fortgesetzt wurde, war "mannigfaltig und höchst unterrichtend". Da sie häufig seine medicinischen Erfahrungen zum Gegenstande hatte, so führte sie Goethe zur Betrachtung der Natur zurück. Besonders ward auch die Physiognomik besprochen, für die Zimmermann sich nicht minder lebhaft, als Goethe, interessirte. Er zeigte seinem jungen Freunde eine Sammlung von Silhouetten, unter diesen die der Frau von Stein, welche eine Zierde des Weimarer Hofes war; Zimmermann hatte in Pyrmont ihre Bekanntschaft gemacht. Diese und Zimmermann's warme Schilderung ihrer Vorzüge warfen in sein Herz den ersten Funken einer Neigung, die auf seiner späteren Lebensbahn von so hoher Bedeutung sein sollte, wenn gleich von den "drei schlaflosen Nächten" des jungen Dichters, von denen Zimmermann in einem Briefe an Frau von Stein spricht, sicherlich mehr die Erinnerung an genossenes Liebesglück, als die Ahnung der noch ungekannten Reize schuld war. Auch Sesenheim war er wieder nahe, und was mochte ihm Lenz von dort berichten? Diesmal stattete er dem Pfarrhause keinen Besuch ab.

Am 25. Juli finden wir Goethe wieder in Frankfurt. Man hatte Lili in seiner Abwesenheit die Verbindung mit ihm auszureden gesucht; seine lange Entfernung ließ sich sehr wohl als Kälte und Rücksichtslosigkeit auslegen; allein keine Gründe wollten bei ihr verfangen. Sie erklärte, sie übernehme wohl, aus Neigung zu dem Geliebten, alle dermaligen Verhältnisse aufzugeben und mit ihm, wenn es sein müßte, nach Amerika zu gehen, und daher konnte Goethe von ihr sagen: „ich wußte, in ihr lag eine Kraft, die Alles überwältigt hätte". Mit Recht mochte er daher in dem rührenden Bekenntnisse, womit er an der Grenze des Daseins aussprach, daß sie die heißeste Liebe seines Lebens gewesen sei, zugestehen, daß die Hindernisse, die sie trennten, nicht unübersteiglich waren, und er seinem eigentlichen Glücke nie so nahe gewesen sei, als damals. Ihm, der so tief in ihr Herz geblickt hatte, konnte nicht entgangen sein, daß Lili's Bestreben zu glänzen und zu gefallen, nur eine leichte Hülle jugendlicher Munterkeit war, unter der eine engelreine Seele und ein eben so tiefes als lebhaftes Gefühl verborgen lag; er mußte Vertrauen mit Vertrauen erwidern. Doch so zart und weich er war, wo es galt, ein Herz zu erringen, so anspruchsvoll war er im Besitz. Manche qualvolle Tage, an denen er sein bedrängtes Herz an Auguste Stolberg ausschüttete, schuf er sich durch seine leidenschaftlich aufwallende Eifersucht. Es ist in diesen Briefen eine Gluth des Herzens, an die die Wertherbriefe nicht reichen.

Noch einmal schlang während des Augusts die Liebe das Band der Herzen inniger und fester; „in Lili's Gegenwart traten alle Hoffnungen, alle Wünsche wieder hervor". Er verlebt wieder schöne Stunden in Offenbach, begleitet sie ins Freie, schreibt auf ihrem Zimmer seine Briefe, und in allen Mittheilungen herrscht der traulichste Verkehr. Eines Abends, nachdem sie beim klarsten Sternenhimmel bis spät in der freien Gegend umherspazirt waren, hatte er an der Thür

von der Geliebten Abschied genommen; aber, von dem Sturm der Empfindungen bewegt, fühlte er keine Neigung zum Schlaf. Er wanderte die Landstraße entlang nach Frankfurt zu. Zuletzt setzte er sich auf die Stufen nieder, die zu den Weingärten am Main hinaufführen, und schlief ein. Er erwachte mit der Morgendämmerung und blieb auf seiner Stelle, bis die Sonne sein geliebtes Offenbach wieder beleuchtete. Langsam kehrte er dann zurück „in das Paradies, das die noch Schlafende umgab“. Am 14. August schreibt er an Lavater von Offenbach aus: „Gestern waren wir ausgeritten, Lili, d'Orville und ich. Du hättest den Engel im Reitkleide zu Pferde sehen sollen! — — Bruder, ich bin eine Zeit her wieder fromm, habe meine Lust an dem Herrn und singe ihm Psalmen, von denen du ehestens eine Schwingung erhalten sollst.“

Als aber Lili mit dem Ende Augusts nach Frankfurt zurückkehrte, als der Schwarm der Verehrer sich wieder um sie drängte, und besonders die Meßzeit das Schönemann'sche Haus mit Besuchenden füllte, welche der Tochter den Hof machten, erwachte wieder die Eifersucht, und er scheint manchmal auf unfreundliche Art seinen Unwillen gegen sie ausgelassen zu haben. In dem Gedichte „Lili's Park“ schildert er, was ihn verdroß und welche Rolle er dabei spielte, in humoristischer Weise, in der die Bitterkeit und das eingetretene Mißverhältniß sich nicht verbirgt: — „Manchmal läßt sie mir die Thür halb offen stehn, seitblickt mich spottend an, ob ich nicht fliehen will.“ Er dachte aufs neue an Flucht, und eine Reise nach Italien war ihm jetzt willkommen. „Zu Ende dieses Jahres muß ich fort;“ — schreibt er an Merck — „daur' es kaum bis dahin, auf diesem Bassin herumzugondoliren und auf die Frösch- und Spinnenjagd mit großer Feierlichkeit auszuziehen“. Aus derselben Stimmung fließen die gleichzeitigen Zeilen an Lavater: „Ich bin sehr aufgespannt, fast zu sagen über; doch wollt' ich, du wärest mit

mir; denn da ist wohlsein in meiner Nachbarschaft. Schreibe doch du auf, was du wolltest, was ich für dich sähe, wenn ich nach Italien ging'." Die Wehmuth, daß ihm eine glückliche Liebe versagt sei, spricht sich in dem Gedichte „im Herbste 1775" (später: „Herbstgefühl") aus, wo er der vollschwellenden Thränen der Liebe gedenkt, die aus seinen Augen brechen, eben so in den ursprünglichen Schlußstrophen des „Bundesliedes" („In allen guten Stunden"), das er zu Pfarrer Ewald's Hochzeitsfeste (10. September) dichtete, bei welchem er noch mit Lili zusammen war.

> Und bleiben lange, lange
> Fort ewig so gesellt.
> Ach, daß von einer Wange
> Hier eine Thräne fällt!
>
> Doch ihr sollt nichts verlieren,
> Die ihr verbunden bleibt,
> Wenn einen einst von Vieren
> Das Schicksal von euch treibt;
> Ist's doch, als wenn er bliebe!
> Euch ferne sucht sein Blick.
> Erinnerung der Liebe
> Ist, wie die Liebe, Glück.

Am späten Abend des Hochzeitsfestes trieb es ihn in die Einsamkeit, und unter dem vollen Sternenhimmel weinte sich sein gepreßtes Herz aus; Lili's Liebenswürdigkeit glaubte er nie gewaltiger als an diesem Tage gefühlt zu haben. „O Gustchen" — schreibt er in Bezug auf diese Stunde an Auguste Stolberg — „warum kann ich nichts davon sagen! warum! Wie ich durch die glühendsten Thränen der Liebe Mond und Welt schaute, und mich Alles seelenvoll umgab! Und in der Ferne die Waldhorn [töne] und der Hochzeitsgäste laute Freuden! Gustchen! auch nach dem Wetter bin ich — nicht ruhig, aber still — was bei mir still heißt, und fürchte nur wie-

der ein Gewitter, das sich immer in den harmlosesten Tagen zusammenzieht.“

Es folgten Tage peinlicher Spannung, wo die Liebenden sich mit gegenseitigem Trotz quälten; der Brief an Auguste Stolberg vom 14. — 18. September malt sie uns in seinen leidenschaftlich abgerissenen Sätzen. „Lili heut nach Tisch gesehn — in der Komödie gesehn — Hab kein Wort mit ihr zu reden gehabt — auch nichts geredt! Wär' ich das los! Und doch zitter' ich vor dem Augenblick, da sie mir gleichgültig, ich hoffnungslos werden könnte!“. Und dann fühlt er wieder so ganz, daß „sein Innerstes der ewigen Liebe gewidmet bleibt, die nach und nach das Fremde durch den Geist der Reinheit, der sie selbst ist, ausstößt und so endlich lauter werden wird wie gesponnen Gold.“ In solchen „Kälten und Wärmen“ vergingen einige Wochen, bis er am 8. October an Auguste meldet: „Ich erwarte den Herzog von Weimar, der von Karlsruhe mit seiner herrlichen neuen Gemahlin, Luisen von Darmstadt, kommt. Ich geh' mit ihm nach Weimar. Deine Brüder kommen auch hin, und von da schreib' ich gewiß, liebste Schwester! Mein Herz ist übel dran. Es ist auch Herbstwetter drin, nicht warm, nicht kalt.“ Damit ist die Trennung entschieden. Durch Aufhetzen von beiden Seiten ward die Mißstimmung zum unheilbaren Bruch. Goethe wurde besonders von seiner Schwester in „schmerzlich-mächtigen“ Briefen zum Aufgeben des Verhältnisses gedrängt, hatte doch selbst Auguste Stolberg ihn auf den Abstand zwischen ihm und Lili aufmerksam gemacht und ihm nicht undeutlich zu verstehen gegeben, daß seine Braut nicht fähig sei, ein Herz, wie das seinige, zu würdigen [66]). Jedoch, wenn wir auch nicht Lili ganz von Schuld freisprechen wollen, so viel ist nicht zu bezweifeln, daß ein weibliches Wesen, bei dessen Scheiden von der Erde der Gatte, dem Lili später die Hand gereicht hat, es eine

Stunde der Gnade nannte, wo Gott ihm diesen schönen Geist zugesellt habe und durch sie auf ihn so viel Segen habe fallen lassen, daß ein solches Wesen es werth war, nicht bloß zum flüchtigen Liebesrausch zu begeistern, sondern mit Mühen und Opfern erkämpft zu werden, und er hat sich selbst wohl am meisten anzuklagen, daß Lili, die auch auf ihn viel Segen hätte fallen lassen können, ohne daß er ihr den Lorbeerkranz des Dichters zum Opfer zu bringen hatte, ihm verloren ging. Sein Lebensweg wäre freilich ein anderer geworden und hätte vielleicht Weimar nicht berührt.

Goethe's Poesie hatte in den glücklichen Wochen, welche der Schweizerreise folgten, wieder „eine neue Schwingung“ erhalten. Er übersetzte einen Theil des Salomonischen Hohenliedes, „der herrlichsten Sammlung Liebeslieder, die Gott erschaffen hat“. Es haben sich von dieser poetischen Bearbeitung 31 Lieder, theils kurze Sätze, theils größere Stücke in seinem Nachlasse vorgefunden. Außerdem wurden gelegentlich einige Scenen des Faust geschrieben. Der Spaziergang, die ersten Gespräche mit Mephistopheles, das Gespräch mit dem Schüler, die Scene in Auerbachs Keller scheinen in diesem Jahre entstanden zu sein. Auch an den Egmont ward die Hand gelegt. Er wählte einen historischen Stoff, um aus dem engen bürgerlichen Kreise, in welchem seit dem Götz seine dramatische Muse sich bewegt hatte, auf einen weiteren Schauplatz hinauszutreten. Die Erhebung der nordamerikanischen Staaten zog damals die Augen der Welt auf sich und war im Verkehr mit den freiheitschwärmenden Stolbergen und den Schweizer Freunden unstreitig häufig der Gegenstand belebten Gesprächs, so daß er die Idee zu diesem Drama vielleicht schon aus der Schweiz mit sich nahm. Der Abfall der Niederlande von der spanischen Herrschaft bot ein ähnliches Gemälde dar, wie der Unabhängigkeitskampf der englischen Kolonieen. Wie er in den Schicksalen des Götz von Berlichingen die letzten Zeiten

der Selbsthülfe des freien Ritters geschildert hatte, so beschloß er die niederländische Volkserhebung, deren Situationen ihm höchst dramatisch erschienen waren, um die Person des Egmont zu gruppiren, „dessen menschlich-ritterliche Größe ihm am meisten behagte“; denn die Macht der Persönlichkeit übte stets auf seinen Geist eine größere Anziehungskraft, als die Bewegung des Völkerlebens. Er widmete jenen Ereignissen ein fleißiges Studium und griff dann gleich die Hauptscenen an, „ohne sich um die allenfallsige Verbindung zu bekümmern“. Die Arbeit ging sehr rasch von Statten, so daß er dem Vater, der ihn zu der Ausführung des Plans besonders ermuntert hatte, bald mehrere Scenen vorlesen konnte. Dieser gewann eine ganz eigene Neigung zu der neuen dramatischen Dichtung, weil er hoffte, den Ruhm des Sohnes dadurch vermehrt zu sehen. Das Drama, versichert der Dichter, sei schon im October „beinah zu Stande gebracht.“ Später hat er es jedoch so fleißig erweitert und überarbeitet, daß von der ursprünglichen Form nicht viel übrig geblieben ist. Damals konnten auch nur Scenen, keine größere ruhig durchdachte Composition zu Stande kommen. Goethe war in einen Strudel von auf- und niederwogenden, in heftigem Widerstreit gegen einander schlagenden Gefühlen hineingerathen, der seine Energie zu zerstören und ihn seinem Genius untreu zu machen drohte.

Ueberdies gab es in den Herbsttagen der äußern „Zerstreuungen die Menge“. Zimmermann kam gegen Ende des Septembers nach Frankfurt und wohnte bei der Goethe'schen Familie. Er war sehr für den jungen Dichter eingenommen; in einem seiner Briefe nennt er ihn eines der außerordentlichsten und gewaltigsten Genie's, die je in der Welt erschienen seien, und äußert noch in seinem Werke „von der Einsamkeit“: „wer ihn gesehen hat, weiß, wie er durch Anmuth die Kraft seines Geistes zudeckt und durch Freund-

lichkeit den Ernst seiner einsamen Stunden.“ Seiner Tochter erwies Goethe die Aufmerksamkeit eines Liebhabers. Wir kennen schon den seltsamen, leicht der Mißdeutung unterworfenen Zug in dem Wesen unsers Dichters, daß er im Liebesunglück durch ein zärtliches Anschließen an andere weibliche Herzen Zerstreuung und Trost suchte; was auf den ersten Blick Wankelmuth scheint, ist nur Liebebedürftigkeit seines weichen, beweglichen Herzens, das „überfließen möchte in das Mitempfinden einer Creatur“. Mitten in der Klage um Lili führen seine Briefe an „Gustchen“ die Sprache schwärmerischer Liebe und Verehrung, sie ist ihm „das einzige Mädchen, deren Herz ganz in seinem Busen schlägt“, und eben an diese schreibt er am 20. Sept., wie er auf dem Balle einem „süßen Mädchen“ Gesellschaft geleistet habe, und setzt hinzu: „Wenn ich Dir mein gegenwärtig Verhältniß zu mehr recht lieben und edlen weiblichen Seelen sagen könnte! wenn ich Dir lebhaft! — Nein, wenn ich's könnte, ich dürft's nicht, Du hieltest's nicht aus. Ich auch nicht, wenn Alles auf einmal stürmte, und wenn Natur nicht in ihrer täglichen Einrichtung uns einige Körner Vergessenheit schlucken ließe.“

In der zweiten Hälfte des Septembers verweilte auch der Herzog von Weimar nebst mehreren hohen Herrschaften in Frankfurt, im Begriff, die fürstliche Braut heimzuholen. Goethe wurde wieder freundlichst empfangen; „ich bin“, — schreibt er an Lavater — „seit vierzehn Tagen ganz im Schauen der großen Welt.“ Am 12. October kam das fürstliche Paar nach Frankfurt zurück. Goethe, entschlossen, Frankfurt zu verlassen, folgte der wiederholten Einladung zu einem Besuche in Weimar. Es war ein günstiges Zusammentreffen der Umstände, daß er um diese Zeit unter der Leitung des Malers Kraus, eines ihm schon von früher her bekannten Frankfurters, der längere Zeit in Weimar in Verbindung mit den vorzüglichsten Männern der dortigen

höheren Gesellschaft gelebt hatte, wie er auch später wieder dahin zurückkehrte, seine Uebungen im Zeichnen fortsetzte und durch ihn mit den Personen und den Verhältnissen, denen er bald nahe treten sollte, bekannt und gewissermaßen unter ihnen im Voraus heimisch wurde. Die weimarischen Herrschaften, die auf der Rückreise nur Einen Tag in Frankfurt blieben, verabredeten mit Goethe, er möge sich bereit halten, mit dem Kammerjunker von Kalb, der in Karlsruhe zurückgeblieben war, um einen in Straßburg verfertigten Wagen zu erwarten, und am bestimmten Tage über Frankfurt kommen sollte, nach Weimar zu reisen. Er nahm daher überall Abschied, auch von Lili, und die Koffer wurden gepackt. Aber weder der Wagen noch eine Nachricht trafen zur bestimmten Zeit in Frankfurt ein. Um nicht zweimal Abschied zu nehmen und mit lästigen Besuchen überhäuft zu werden, ließ er sich als abwesend angeben, mußte sich nun aber still zu Hause und auf seinem Zimmer halten. Er förderte während dieser acht Tage freiwilliger Gefangenschaft seine Arbeit am Egmont. In der Dunkelheit wagte er es einige Male das Haus zu verlassen und, in einen großen Mantel gehüllt, die Straßen der Stadt zu durchwandern. Eines Abends stand er an Lili's Fenster; er hörte ihre Stimme; sie sang zum Klaviere das Lied „Ach, wie ziehst du mich unwiderstehlich“, das er gegen Beginn des Jahres an sie gerichtet hatte; ihm war es, als ob sie es ausdrucksvoller, als je, sänge. Nachdem sie das Lied geendet, sah er an dem Schatten, der auf die Vorhänge fiel, daß sie im Zimmer auf und ab ging. Schwer ward es ihm, die so liebe Nähe zu verlassen, der Entschluß der Entsagung begann zu wanken. In Leipzig war er in einem ähnlichen Momente der mit der Gewalt der Erinnerung ihn bestürmenden Rührung zu der Geliebten geeilt, ihr alles Unrecht abzubitten. Doch diesmal war es vorbei und das Geschehene nicht mehr rückgängig zu machen.

Da noch einige Tage ohne Nachricht verstrichen, so fing auch Goethe an, den Zweifeln des Vaters beizustimmen, der gleich anfangs der Meinung war, daß man mit dem Hofcavalier und dem neuen Wagen den jungen übermüthigen Dichter nur zum Besten gehabt habe. „Ich wäre aber doch nachgefahren“ — schreibt er an Knebel — „wenn es nicht zu fabelhaft wäre, bei jetziger Witterung und Straße den Weg allein zu machen.“ Er trägt dann seinem Freunde auf, ihm die bei Kalb oder Wieland sicherlich eingelaufenen Briefe, unter denen einige sein Herz nahe angehen, so wie etwa für ihn bestimmte Packete mit der Post nach Frankfurt zu senden. Da die Entfernung von der Vaterstadt eine Nothwendigkeit geworden war, so brachte der Vater eine andere Reise in Vorschlag. Goethe beschloß seinem Berichte zufolge, zuerst nach Heidelberg zu gehen, wo Herr von Kalb vielleicht auf seiner Durchreise noch anzutreffen sei, und wenn weiter keine Nachricht komme, den Weg nach Italien einzuschlagen. Ob indeß eine einsame Winterreise über die Alpen ernstlich beabsichtigt worden sei, wird durch jene Aeußerung an Knebel sehr zweifelhaft.

In der Frühe des 30. Octobers fuhr er die Bergstraße entlang dem Süden zu. In dem uns erhaltenen Blatte des Reisetagebuchs ruft er noch Lili ein Lebewohl zu: „es hat sich entschieden; wir müssen einzeln unsere Rollen ausspielen; mir ist in dem Augenblicke weder bang für dich, noch für mich, so verworren es aussieht“. Merck, „der so oft das Ziel seiner Wanderungen war“, fährt er diesmal vorüber: „nein, Bruder, du sollst an meinen Verworrenheiten nicht Theil nehmen, die durch Theilnehmung noch verworrener werden!“

In Heidelberg wohnte er bei Fräulein Delph, welche seine Verlobung mit Lili vermittelt hatte; es verlangte ihn, mit ihr noch einmal von der glücklichen Vergangenheit sich

zu unterhalten. Doch fand er sie wider Erwarten nicht so theilnehmend, als sonst. Sie lobte vielmehr den Entschluß der Trennung, welche sie für etwas Unvermeidliches ansah, in das man sich ergeben müsse, und hatte für den Freund schon einen neuen Heirathsplan in Bereitschaft. Indeß sollte es ihn nicht lange dort halten. In einer Nacht ward er durch das Horn des Postillons geweckt. Es war eine Staffette von Frankfurt. Herr von Kalb, der über die bestimmte Zeit auf den neuen Wagen hatte warten müssen und dann über Mannheim nach Frankfurt gefahren war, sandte die eilige Botschaft. In seinem Schreiben drückte er die Erwartung aus, der Flüchtling werde sogleich zurückkehren und ihm nicht die Beschämung bereiten, ohne den erwarteten Gast in Weimar anzukommen. So sehr auch Goethe — wir erzählen mit seinen Worten — des neuen Reiseplans sich gefreut hatte, so überwog doch die Erinnerung an die Güte, die ihm von Seiten des herzoglichen Paars widerfahren war, und er schämte sich fast seines seltsamen Seitensprungs. Er eilte nach Frankfurt zurück. Den 7. November, Morgens 5 Uhr, langte er in Weimar an.

Es war der Zug seines Innern, der ihn in neue, ungekannte Lebensverhältnisse hineinführte, der ahnungsvolle Trieb des Genius, der sein Schicksal in sich trägt: — Goethe pflegte ihn später das Dämonische zu nennen, um einen Punct zu finden, wo Schicksal und Naturbestimmung in der Leitung des menschlichen Lebens zusammentreffen. Die bisherige Sphäre seiner Existenz hatte er in ihren Freuden, in ihren Leiden nach allen Seiten durchwandert und war von der Fülle ihrer Erscheinungen geistig durchdrungen. Allein weil das äußere Leben mit seinen Verhältnissen ihn einengte, war das Gleichgewicht zwischen dem Leben und der innern Gemüthswelt gestört, und seine titanischen Entwürfe klingen zuletzt in sanfte Liebeslieder aus. Nach diesen Stürmen des

Gemüths war die Verpflanzung auf einen andern Boden, war jede Erweiterung des Daseins, ein neuer Kreis der Thätigkeit ein Schritt zur Beruhigung, nach der sein Inneres hinstrebte; alles dies konnte seine bisherige Umgebung ihm nicht gewähren. Ob es eine Gunst des Glückes war, ob sein Genius ihn richtig geleitet, indem er ihn an den Hof zog, ist eine Frage, die man viel discutiren, aber nie entscheiden kann; denn die Möglichkeiten individueller Entwickelung sind Träume, und nur das Leben hat Realität. Am klarsten hat Goethe wohl selbst in einem sechs Jahre später geschriebenen Briefe an die Mutter auf diese Frage geantwortet: „Sie erinnern sich der letzten Zeiten, die ich bei Ihnen, ehe ich hierherging, zubrachte. Unter solchen fortwährenden Umständen würde ich gewiß zu Grunde gegangen sein. Das Unverhältniß des engen und langsam bewegten bürgerlichen Kreises zu der Weite und Geschwindigkeit meines Wesens hatte mich rasend gemacht. Bei der lebhaften Einbildung und Ahndung menschlicher Dinge wäre ich doch immer unbekannt mit der Welt und in einer ewigen Kindheit geblieben, welche meist durch Eigendünkel und alle verwandte Fehler sich und Andern unerträglich wird. Wie viel glücklicher war es, mich in ein Verhältniß gesetzt zu sehen, dem ich von keiner Seite gewachsen war, wo ich durch manche Fehler des Unbegriffs und der Uebereilung mich und Andere kennen zu lernen Gelegenheit genug hatte; wo ich, mir selbst und dem Schicksal überlassen, durch so viele Prüfungen ging, die so vielen hundert Menschen nicht nöthig sein mögen, deren ich aber zu meiner Ausbildung äußerst bedürftig war; und noch jetzt, wie könnte ich mir, nach meiner Art zu sein, einen glücklicheren Zustand wünschen, als einen, der für mich etwas Unendliches hat.“

Zweites Buch.

Weimarische Lehrjahre.

Laß mich ein Gleichniß brauchen. Wenn du eine glühende Masse Eisen auf dem Heerde siehst, so denkst du nicht, daß so viel Schlacken d'rin stecken, als sich offenbaren, wenn es unter den großen Hammer kommt. Dann scheidet sich der Unrath, den das Feuer selbst nicht absonderte, und fließt und stiebt in glühenden Tropfen und Funken davon, und das gediegene Erz bleibt dem Arbeiter in der Zange. Es scheint, als wenn es eines so gewaltigen Hammers bedurft habe, um meine Natur von den vielen Schlacken zu befreien und mein Herz gediegen zu machen. Und wieviel, wieviel Unart weiß sich auch noch da zu verstecken!

Goethe an Jacobi, 1782.

Erstes Capitel.

1776.

Während der glücklichen Friedenszeit, welche den Stürmen des siebenjährigen Krieges folgte, begann am weimarischen Hofe unter der Pflege der Herzogin Anna Amalia das geistige Leben seine ersten Blüthen zu entfalten und die Augen Deutschlands auf sich zu ziehen [67]). In ihrem neunzehnten Jahre durch den frühen Tod ihres Gemahls (1758) mitten in einer gefahrvollen Zeit zur Landesregentin und Vormünderin ihrer unmündigen Söhne berufen, erfüllte die begabte Frau, „die den Fürsten und den Menschen in sich zu vereinigen wußte“, nicht nur mit bewundernswürdiger Einsicht die schweren Pflichten, zu denen sie unvorbereitet berufen ward, sondern nährte zugleich ein aus tiefem inneren Drange hervorgehendes Streben nach Ausbildung ihrer Talente und Erweiterung ihrer Kenntnisse, welches mit dem Fortgange des Lebens nur mehr und mehr zu gewinnen schien. Ein freier hoher Sinn, das Erbtheil ihres Stammes, — sie war eine braunschweigische Prinzessin und Nichte Friedrichs des Großen — hob sie über das nichtige Treiben und die beengenden Schranken des Hoflebens empor. Sorglos setzte sich ihr warmes, rasch aufwallendes Gefühl, ihr immer munterer Hang zum freudigen Genusse des Daseins über die damals an den Höfen ängstlich beobachtete Etikette hinweg.

Durch ihre liebenswürdige Persönlichkeit zog sie die Herzen an und wußte Liebe und Freude um sich zu verbreiten. In diesem Geiste leitete sie auch die Ausbildung ihrer Söhne Karl August und Konstantin, denen sie (1762) in dem Grafen Görtz einen zwar pedantisch formstrengen, übrigens vortrefflichen Erzieher gab, der sein Amt mit Ernst und Pflichttreue verwaltete. Daß sie ihnen mehr als die herkömmliche Prinzenerziehung zu geben suchte, gab sie dadurch zu erkennen, daß 1772 Wieland, der damals in der Sonnenhöhe seines Dichterruhms stand, berufen ward, um den Unterricht der Prinzen zu vollenden, der erste Stamm in dem Dichtergarten des bis dahin ruhmlosen Weimars.

Wieland ward der Geistesgenosse, der Lehrer der Herzogin; in der lebhaften Theilnahme an allen geistigen Interessen verschaffte sie sich eine zweite Jugend, nachdem, wie sie selbst bekennt, „die schönste Frühlingszeit ihrer Jahre nichts als Aufopferung für Andere gewesen war.“ Sie zeichnete und malte meisterhaft und übte ihr musikalisches Talent selbst in Compositionen. Umfassende Sprachkenntnisse setzten sie in Stand das Beste der Literatur zu genießen; noch in späteren Jahren arbeitete sie sich mit Wieland's Hülfe ins Griechische hinein, so daß sie mit ihm den Aristophanes in der Ursprache lesen konnte. Daß der Trieb nach geistreicher Unterhaltung nicht, wie an den meisten Höfen, auch dem preußischen, im Verkehr mit französischen Schöngeistern Befriedigung suchte, sondern der deutschen Bildung förderlich ward, verdanken wir vornehmlich dem Einflusse Wieland's. Das deutsche Theater ward begünstigt; Wieland's Alceste (1773), welche Schweitzer componirte, war ein Versuch, eine deutsche Oper zu begründen. Der Brand des Schlosses im Jahre 1774, der auch das Theater zerstörte, unterbrach diese Genüsse. Lange währte es, ehe Weimar eine Bühne wieder erhielt, noch länger, ehe das Schloß sich aus seinen

Trümmern wieder erhob. Herzogin Amalie bezog das sogenannte Palais; nach der Vermählung ihres Sohnes mußte die junge fürstliche Familie sich auf viele Jahre mit den einfachen Gemächern des „Fürstenhauses“ genügen lassen.

Wieland's weiche Natur war zwar nicht geeignet, ein geniales Leben um sich zu schaffen; aber seine heitere, geistvolle Geselligkeit regte doch die Liebe zur schönen Literatur vielfach an. Männer von Geist und Talent schlossen sich ihm an und trugen zur Belebung der Cirkel des Hofes bei. Bertuch, ein Kenner der spanischen Literatur und Uebersetzer des Don Quixote, seit 1775 geheimer Cabinetssecretär, und Karl Ludwig von Knebel, welcher, ein Zögling der Ramler'schen Schule, zuerst durch Wieland's Namen nach Weimar gezogen ward und im Jahre 1774 die Erziehung des Prinzen Constantin übernahm, entwickelten ihre literarische Thätigkeit unter seiner Leitung [68]. Siegmund von Seckendorf und der liebenswürdige, joviale Hildebrand von Einsiedel, später Kammerherr der verwittweten Herzogin und nach Görtz' Abgang Oberhofmeister der Herzogin Luise, verwandten ebenfalls ihre poetischen und musikalischen Talente zur Unterhaltung des Hofes. Die Gegenwart anmuthiger und geistreicher Frauen erhöhte den Zauber dieser Zusammenkünfte, in denen ein jedes Mitglied seine Individualität, frei vom Zwange der Hofformen, geltend machen konnte.

Mit Karl August's Regierungsantritt (3. Sept. 1775), dem rasch die Vermählung mit der Prinzessin Luise von Hessen-Darmstadt folgte, kam ein frisches Wehen eines jugendlich kräftigen Geistes über den weimarischen Staat und im Besondern über die Kreise des Hofes. Ein junger achtzehnjähriger Fürst, von dem schon 1771 Friedrich II., der ihn in Braunschweig sah, äußerte, er habe noch nie einen jungen Menschen von diesem Alter gesehen, der zu so großen Hoffnungen berechtige, den der Statthalter von Dalberg eine

Fürstenseele nannte, wie er noch nie gesehen, fühlte den heißesten Drang, Neues zu schaffen und Leben um sich zu wecken. Das kleine Land war ein zu enger Schauplatz für solche Fülle edler Kräfte. Um so mehr äußerte sich der Trieb zu energischer Thätigkeit anfänglich noch in unklarer Gährung, in leidenschaftlich wogender Unruhe, die sich ihres Ziels noch nicht bewußt war. Freie Uebung der jugendlichen Kräfte, mannigfachste Anregung des Geistes erschien ihm als der höchste Genuß des Daseins, als eine Berechtigung seiner hohen Stellung. Wie er auf Jagden und Parforceritten seinem Körper das Aeußerste zumuthete und durch tollkühne Wagnisse Leben und Gesundheit aufs Spiel setzte, eben so rastlos war sein reger Geist in der Theilnahme an Allem, was das menschliche Interesse an sich fesseln kann. Sein Verlangen nach freier Bewegung durfte ihm keine herkömmliche Sitte oder engherziges Vorurtheil, am wenigsten die Etikette des Hoflebens einschränken wollen, und wenn er darüber eine Thorheit begehen sollte. „Sich göttlich in seinem Selbst und im Erhabenen der Natur zu baden“, das war ihm das volle Gefühl des Lebens. Allein selbst die Excentricitäten seines jugendlichen Ungestüms verhüllten nur hin und wieder den Adel seiner sittlichen Natur, der stets im rechten Moment die Zügel wieder ergriff. Wer offen von sich gesteht: „ich muß mich erstaunlich wehren, meinem Herzen und den Leidenschaften nicht den Zügel zu lassen“ — hat auch die Selbstbeherrschung als eine Lebensaufgabe anerkannt. Mehr und mehr arbeitete sich sein großer Geist durch die Sturm- und Drangperiode der Jugend zur Klarheit hindurch; die sittlichen Kräfte gelangten zum Gleichgewicht, und vor uns steht einer der größten deutschen Fürsten seines Jahrhunderts, den Deutschland stets mit Stolz und mit Verehrung nennen wird.

Die Herzogin Luise, nicht minder edlen und hohen Geistes, war durch Charakter und Bildung eine sehr ver-

schieden geartete Natur. Unruhe und Leidenschaft waren ihr fremd. In ihrem Wesen lag mehr heroische Größe, als weibliche Sanftheit, und die Züge ihres schönen Gesichts wurden selten durch Scherz und Freude belebt; sie blieb stets in gleicher ruhiger Würde, die von Manchem als Stolz ausgelegt wurde, und hielt streng auf die Formen fürstlicher Sitte. Bei aller gegenseitigen Hochschätzung konnte ihr Verhältniß zu ihrem Gemahl kein inniges und liebevolles werden. An dem genialen Muthwillen ihrer Umgebung, der über die Verletzungen des Anstands gleichgültig hinwegsah, nahm sie vielfach Anstoß, und ihre unverhehlbare stille Trauer warf manchen Schatten auf die Heiterkeit der Hofcirkel.

Dies war der Kreis, in den Goethe, ein Gast des Herzogs, im November 1775 eintrat. Bewunderung und Liebe kamen ihm entgegen; „wie ein Stern", sagt Knebel, „ging er unter uns auf". „Ich sah ihn", berichtet Hufeland, „in Weimar erscheinen in voller Kraft und Blüthe der Jugend und des anfangenden Mannesalters. Nie werde ich den Eindruck vergessen, den er als Orestes im griechischen Costüm in der Darstellung seiner Iphigenia machte; man glaubte einen Apollo zu sehen. Noch nie erblickte man eine solche Vereinigung physischer und geistiger Vollkommenheit und Schönheit in einem Manne, als damals an Goethe. Unglaublich war der mächtige Einfluß, den er damals auf gänzliche Umgestaltung der kleinen weimarschen Welt hatte." „Bemerke", — so zeichnet ihn um jene Zeit der Physiognomiker Lavater — „die Lage und Form dieser gedankenreichen Stirne, bemerke das mit einem fortgehenden Schnellblicke durchdringende, verliebte, sanft geschweifte, nicht sehr tiefliegende, helle, leicht bewegliche Auge, die so sanft sich darüber hinschleichenden Augenbrauen, diese an sich allein so dichterische Nase, diesen so eigentlich poetischen Uebergang zum lippichten, von schneller Empfindung gleichsam sanftzitternden

und das schwebende Zittern zurückhaltenden Munde, dies männliche Kinn, dies offene markige Ohr — wer ist, der absprechen könnte diesem Gesichte Genie, ganzes wahres Genie!"

Männer und Frauen waren von der Liebenswürdigkeit des genialen Jünglings wie bezaubert. Was ihm die Herzen unterwarf, war nicht der Nimbus des Dichterruhms allein, sondern die ganze Persönlichkeit, welche, frei und offen, ihrer Macht sich bewußt, sich hingab. Selbst die durch seinen Werther berühmt gewordene Tracht nach der leichten englischen Mode, blauer Frack mit Messingknöpfen, gelbe Weste, Lederbeinkleider und Stulpenstiefeln, in der er aller Etikette zum Trotz bei Hofe erschien, ward nicht nur verziehen, sondern Gegenstand der Bewunderung, so daß sie nach des Herzogs Vorgange am Hofe allgemeine Nachahmung fand.

Wieland, der dem jungen Dichter zu zürnen Ursache hatte und jetzt Gefahr lief, durch ihn bei Seite gedrängt zu werden, ward gleich am ersten Tage von Goethe's Anwesenheit, als er an der Mittagstafel beim Kammerpräsidenten von Kalb an der Seite "des herrlichen Jünglings" saß, "von allem Mißmuth radical geheilt." Der Enthusiasmus des weichmüthigen Dichters, der "jung ward, wenn er liebte", ergießt sich in seinen Briefen aus jener Zeit in Ausdrücken einer schwärmerischen Liebe. "O bester Bruder" — schreibt er am 10. Nov. an Jacobi — "was soll ich Dir von Goethe sagen? Wie ganz der Mensch beim ersten Anblicke nach meinem Herzen war!.... Seit dem heutigen Morgen ist meine Seele so voll von Goethe, wie ein Thautropfen von der Morgensonne .... Der göttliche Mensch wird, denk' ich, länger bei uns bleiben, als er anfangs selbst dachte, und wenn's möglich ist, daß aus Weimar was Gescheites werde, so wird es seine Gegenwart wirken". — "Ich lebe nun", heißt es in einem spätern Briefe an Zimmermann, "neun Wochen mit Goethe, und lebe nun seit unserer

Seelenvereinigung, die so unvermerkt und ohne allen Effort nach und nach zu Stande gekommen, ganz in ihm. Er ist in jedem Betracht und von allen Seiten das größte, beste, herrlichste menschliche Wesen, das Gott geschaffen hat..... Möcht' ich's der ganzen Welt sagen dürfen! Möcht' alle Welt den liebenswürdigsten der Menschen so kennen, so durchschauen, so lieben, wie ich! Heut' war eine Stunde, wo ich ihn erst in seiner ganzen Herrlichkeit, den ganzen schönen, gefühlvollen, reinen Menschen sah" — und in einem Briefe an Merck die schönen Zeilen, die zugleich den Schreibenden ehren: "Wissen Sie ein ander Beispiel, daß jemals ein Dichter den andern so enthusiastisch geliebt hat? — Für mich ist kein Leben mehr ohne diesen wunderbaren Knaben, den ich als meinen eingebornen einzigen Sohn liebe, und, wie einem echten Vater zukommt, meine innige Freude daran habe, daß er mir so schön übern Kopf wächst, und alles das ist, was ich nicht habe werden können." Nicht minder schön schildert er uns die Bewunderung, die Goethe durch sein Erscheinen erregte, in dem Gedicht an Psyche, nämlich Frau von Bechtoldsheim, auf deren Gute Stetten bei Erfurt sie im Beginn des folgenden Jahres einige Tage verweilt hatten:

"Auf einmal stand in unsrer Mitten
Ein Zaubrer! Aber denke nicht,
Er kam mit unglückschwangerem Gesicht
Auf einem Drachen angeritten.
Ein schöner Hexenmeister es war
Mit einem schwarzen Augenpaar,
Zaubernden Augen mit Götterblicken,
Gleich mächtig zu tödten und zu entzücken.........
So hat sich nie in Gottes Welt
Ein Menschensohn uns dargestellt,
Der alle Güte und alle Gewalt
Der Menschheit so in sich vereiniget,
So feines Gold, ganz innerer Gehalt,
Von fremden Schlacken ganz gereiniget,

Der, unzerdrückt von ihrer Last,
So mächtig alle Natur umfaßt,
So tief in jedes Wesen sich gräbt
Und doch so innig im Ganzen lebt!“

Die ersten Wochen von Goethes Aufenthalt in Weimar vergingen im Rausch der Festlichkeiten. Jagden, Ausflüge, Bälle und Maskeraden drängten sich. Das lustige Treiben ward aufs neue belebt, als in den letzten Tagen des Novembers die Brüder Stolberg auf ihrer Rückreise aus der Schweiz nach Weimar kamen. „Hier wird's uns recht wohl“ — schreibt Christian Stolberg an die Schwester — „wir leben mit lauter guten Leuten, mit unserm Wolf [diesen Namen führt Goethe lange im engern Freundesbunde] und den hiesigen Fürstlichkeiten, die sehr gut sind, reiten und fahren aus und gehen auf die Maskerade. Mit Wieland sind wir bras dessus bras dessous.“ Es folgten lustige Schlittenpartieen und Eisfahrten. Goethe führte die edle Klopstock'sche Kunst in Weimar ein; zum Erstaunen der Residenz zeigte sich selbst die junge Herzogin als eine gewandte Schlittschuhläuferin. Auf der Eisbahn dieses Winters entstand das „Eislebenslied“, das jetzt mit der Ueberschrift „Muth“ unter seinen Gedichten steht („Sorglos über die Fläche weg“ ꝛc.) Nach einer solchen Eisfahrt sitzt er am 22. December auf Wieland's Zimmer, um für Lavater einige Beiträge zu den zuletzt übersandten Capiteln der Physiognomik „zusammenzustoppeln“ — „kurz genug und, will's Gott, bündig und treffend, denn Ausspinnens ist jetzt nicht Zeit, da ich in verbreiteter Wirthschaft und Zerstreuung von Morgens zu Nacht umgetrieben werde...... Ich bin hier wie unter den Meinigen, und der Herzog wird mir täglich werther, und wir einander täglich verbundener. Morgen gehe ich über Jena nach Waldeck, wilde Gegenden und einfache Menschen zu sehen. Mir geht Alles nach Herzenswunsch“[69]).

Die schönen Wald- und Berggegenden um Waldeck und Bürgel, die er jetzt in Gesellschaft von Einsiedel, Bertuch und dem jüngeren von Kalb aufsuchte, waren ihm schon durch Kraus' Zeichnungen im Voraus lieb geworden. Entfernt von dem rauschenden Treiben des Hoflebens fühlte er die alten Empfindungen in seiner Brust wiederklingen. Er erquickt sich am Lesen der Bibel und treibt vom Rector in Bürgel eine Odyssee auf, weil ihm unter einfachen Menschen glücklich und friedlich ums Herz ist; „unmöglich ist, die zu entbehren in dieser Homerisch einfachen Welt". Im Tone brüderlicher Vertraulichkeit berichtet er dem Herzog, der nach Gotha sich begeben hatte, von allen Vorfallenheiten der kleinen Winterreise und den verschwiegensten Gefühlen. „Wie ich so in der Nacht" — heißt es in dem Briefe — „gegen das Fichtengebirge ritt, kam das Gefühl der Vergangenheit meines Schicksals und meiner Liebe über mich, und sang so bei mir selber:

> Holde Lili, warst so lang'
> All mein' Lust und all mein Sang,
> Bist, ach! nun all mein Schmerz, und doch
> All mein Sang bist du noch.

An mehreren Stellen spricht sich die Empfänglichkeit für den Reiz der auch im Winterschmuck schönen Natur aus. „Wir sind in der Gegend herumgekrochen und geschlichen. Gleich hinter dem Hausgarten [des Forstbeamten] führt ein wilder Pfad nach einem Felsen, worauf ein altes Schloß der Grafen von Gleichen stand, mitten im Fichtenthal . . . . Die Felsen hinab sind wilde Blicke, und ein offener, freundlicher über die Felsentiefen nach Bürgel hin. Die Morgensonne war lieb." Die einige Tage später geschriebene Fortsetzung des Briefes giebt uns ein Pröbchen, was für tolle Einfälle in der Bergeinsamkeit zur Kurzweil dienten. „Nach Tische" — so fährt er in der Schilderung des ersten Feiertags fort — „rammelten sich Rugantino und Basco [Namen

aus Claudine], nachdem wir vorher unsere Imagination spazieren geritten, wie's sein möchte, wenn wir Spitzbuben und Vagabunden wären, und, um das natürlich vorzustellen, unsere Kleider gewechselt hatten. Kraus war auch gekommen und sah in Bertuch's weißem Tressenrocke und einer alten Perücke des Wildmeisters wie ein verdorbener Landschreiber, Einsiedel in meinem Frack mit blauem Krägelchen wie ein verspielt Bürschchen, und ich in Kalb's blauem Rock mit gelben Knöpfen, rothem Kragen und vertrottelten Kreuz- und Schnurbart wie ein Capitalspitzbube aus." Die Antwort des Herzogs aus Gotha ist höchst bezeichnend für die Innigkeit ihres freundschaftlichen Verhältnisses: "Lieber Goethe, ich habe Deinen Brief erhalten, er freut mich unendlich. Wie sehr wünschte ich mit freier Brust und Herzen die liebe Sonne in den jenaischen Felsen auf- und untergehen zu sehen, und das zwar mit Dir. Ich sehe sie hier alle Tage, aber das Schloß ist so hoch und in einer so unangenehmen Gegend, von so vielen dienstbaren Geistern erfüllt, welche ihr leichtes, luftiges Wesen in Sammt und Seide gehüllt, daß mir's ganz schwindlig und übel wird. — Ich komme erst den Freitag wieder. Mache doch, daß Du hieher kommst, die Leute sind gar zu neugierig auf Dich." Goethe folgte der Einladung; zwischen ihm und dem geistvollen Herzog Ernst II. knüpfte sich nachmals ein enges Band; er schrieb am 31. December aus Erfurt an Lavater: "Ich lerne täglich mehr steuern auf der Woge der Menschheit, bin tief in See."

In dem erwähnten Briefe des Herzogs finden wir schon das vertrauliche Du, dessen er sich später im Verkehr mit Goethe immer bediente, und dieser durfte es erwidern; doch machte Goethe von der Erlaubniß nur Gebrauch, wenn er mit ihm allein war, und auch nur in der ersten Zeit. Zwischen Fürst und Dichter ward der Freundesbund mehr und

mehr zur innigsten Vertraulichkeit, so daß Goethe's Nähe dem Herzog unentbehrlich ward und sie bald unzertrennlich wurden. Oft speisten sie allein mit einander, Goethe schlief mehrmals auf des Herzogs Zimmer und wachte bei ihm während seiner Unpäßlichkeit.

Die Carnevalslust des Genielebens führte in das neue Jahr ein. Goethe verschweigt seinem Merck in seinen kurzen abgerissenen Briefchen nicht, daß er es toll genug treibe und des Teufels Zeug mache; aber er wußte zugleich die Lustbarkeiten des Hofes wie Scenen eines Drama's zu behandeln und sie durch geistvollen Humor poetisch zu beleben. Ward daher auch seinen dichterischen Arbeiten viel kostbare Zeit entzogen, so war sie doch für seine geistige Fortbildung keine verlorne, indem nur aus einem poesieerfüllten Dasein sein Genius neue Stärkung gewann, und seine Dichtungen nur wie reife Früchte vom Baum des Lebens fielen. Daß die joviale Losgebundenheit nicht in leere Posse ausartete, dafür bürgten außer ihm und seinem fürstlichen Freunde auch die Namen der geistreichen Männer, die sich um sie und mit ihnen bewegten. Wie sehr Goethe die Seele ihrer humoristischen Unterhaltungen war, lassen uns am besten die eine Zeitlang in dem weimarischen Kreise beliebten Matinées erkennen, derbe Spottgedichte in der Manier der Goethe'schen Puppenspiele und Fastnachtspossen mit gründlicher Verehrung des Hans Sachs, worin man es darauf anlegte, sich gegenseitig zu necken und zu satirisiren. Auch Merck sandte poetische Episteln als „Matinées des Recensenten" ein. Einsiedel, dessen komisches Talent hier den freiesten Spielraum fand, zog in dem „Schreiben eines Politikers an die Gesellschaft vom 6. Januar 1776" sämmtliche Mitglieder durch; aus der auf Goethe bezüglichen Stelle, die zugleich für diesen charakteristisch ist, mag man auf den Ton ihrer Stegreifgedichte schließen:

Dem Ausbund Aller dort von weiten
Möcht' ich auch ein Süpplein zubereiten;
Fürcht' nur sein ungeschliffnes Reiten;
Denn sein verfluchter Galgenwitz
Fährt aus ihm wie Geschoß und Blitz.
's ist Genie von Geist und Kraft:
(Wie eben unser Herrgott Kurzweil schafft):
Meint, er könn' uns alle übersehn,
Thäten vor ihm 'rum auf Vieren gehn.
Wenn der Fratz so mit einem spricht,
Schaut er einem stier ins Angesicht,
Glaubt, er könn's sein riechen an,
Was wäre hinter jedermann u. s. w.

Es gehört demnach eigentlich hierher, was Goethe bei einer früheren Veranlassung von Hans Sachs bemerkt: „wir benutzten den leichten Rhythmus, den sich willig anbietenden Reim bei manchen Gelegenheiten; es schien diese Art so bequem zur Poesie des Tages, und deren bedurften wir jede Stunde.“ Daher flocht er auch in den nächsten Frühlingstagen dem „verkannten“ — „wirklich meisterlichen Dichter“ einen Kranz: Erklärung eines alten Holzschnittes, vorstellend Hans Sachsens poetische Sendung. Unter dem Bilde des würdigen Meistersängers hat sich zugleich unser Dichter selbst geschildert, der eben so offenen Blicks in Natur und Welt hinausschaute und sie eben so treu und wahr in Ernst und Humor darstellte. Die kleine Dichtung gab Veranlassung, daß Wieland in seinem Merkur zum ersten Mal wieder auf den Werth des wackern Hans Sachs aufmerksam machte, und Bertuch eine Ausgabe desselben ankündigte.

Im Januar hatte sich's schon herausgestellt, daß Goethe von Weimar nicht leicht wieder loskommen werde. „Karl August“, schreibt Wieland, „kann nicht mehr ohne ihn schwimmen noch waten.“ Der Herzog suchte ihn nach und

nach in den weimarischen Staatsdienst hineinzuziehen. Offen schreibt Goethe darüber am 22. Januar an Merck: „Ich bin nun in alle Hof- und politischen Händel verwickelt und werde fast nicht wieder wegkommen. Meine Lage ist vortheilhaft genug, und die Herzogthümer Weimar und Eisenach immer ein Schauplatz, um zu versuchen, wie einem die Weltrolle zu Gesichte stünde. Ich übereile mich drum nicht, und Freiheit und Genüge werden die Haupt-Conditionen der neuen Einrichtung sein, ob ich gleich mehr als jemals am Platz bin, das durchaus ...... [Jämmerliche] dieser zeitlichen Herrlichkeit zu erkennen.“ Eben weil er das erkannte, kehrte noch oft der Kampf in seine Brust zurück: „es geht mir verflucht durch Kopf und Herz, ob ich bleibe oder gehe“, äußert er noch unterm 29. Januar. Er fühlte, daß er mit dem Ergreifen der neuen Lebensaufgabe seine Unabhängigkeit und vielleicht seine Dichterzukunft den Anforderungen der neuen Umgebung zum Opfer bringe, und es währte noch lange, ehe alle Bedenken gehoben waren. Aus seiner Gemüthserregung, an der auch eine neue Liebesleidenschaft, von der wir später zu reden haben, nicht geringen Antheil hatte, bricht wie ein rührender Schmerzenslaut „Wanderers Nachtlied“ hervor, das er am 12. Februar „am Hange des Ettersberges“ niederschrieb:

Der du von dem Himmel bist,
Alle Freud' und Schmerzen stillest,
Den, der doppelt elend ist,
Doppelt mit Erquickung füllest.
Ach, ich bin des Treibens müde!
Was soll all die Qual und Lust.
Süßer Friede,
Komm, ach komm in meine Brust!

Um diese Zeit nahm er als Gast an den Sitzungen des „geheimen Conseils“ Theil, und bald war der Entschuß, der über seine Lebensbahn entschied, gefaßt. „Den Hof habe ich

nun probirt" — schreibt er am 8. März an Merck — "nun will ich auch das Regiment probiren, und so immerfort..... Ich streife was Ehrliches in Thüringen herum und kenne schon ein brav Fleck davon; das macht mir auch Spaß, ein Land so auswendig zu lernen", — und um dieselbe Zeit an Lavater: "Ich bin nun ganz eingeschifft auf der Woge der Welt, voll entschlossen, zu entdecken, gewinnen, streiten, scheitern oder mich mit aller Ladung in die Luft zu sprengen." Mit demselben Bilde schildert er seine muthvolle Entschlossenheit in dem Gedichte "Seefahrt" (Sept. 1776):

> "Doch er stehet männlich an dem Steuer;
> Mit dem Schiffe spielen Wind und Wellen,
> Wind und Wellen nicht mit seinem Herzen.
> Herrschend blickt er auf die grimme Tiefe
> Und vertrauet, scheiternd oder landend,
> Seinen Göttern."

Um die Zustimmung der Eltern zu Goethe's Anstellung in weimarischen Staatsdiensten einzuholen, schrieb der jüngere von Kalb, der bald darauf seinem Vater, als dieser sich von Staatsgeschäften zurückzog, in der Kammerpräsidentenstelle folgte, an Vater Goethe einen Brief, in dem man die Worte des Herzogs wiedererkennt: "Die wechselseitige Neigung des Herzogs gegen ihren vortrefflichen Sohn, das unumschränkte Vertrauen, so er in ihn setzt, macht es beiden unmöglich, sich von einander zu trennen. Nie würde er darauf verfallen sein, meinem Goethe eine andere Stelle, einen andern Charakter als den von seinem Freunde anzutragen. Der Herzog weiß es zu gut, daß alle andern unter seinem Werthe sind, wenn nicht die hergebrachten Formen solches nöthig machten. Mit Beibehaltung seiner gänzlichen Freiheit, der Freiheit, Urlaub zu nehmen, die Dienste ganz zu verlassen, wenn er will, wird unser junger, edler Fürst, in der Voraussetzung, daß Sie unfähig sind, Ihre Einwilligung

dazu zu versagen, Ihren Sohn unter dem Titel eines geheimen Legationsraths mit einem Gehalt von 1200 Thalern in sein Ministerium ziehen. — Gern unternähm' ich, Ihnen die Verhältnisse Ihres Sohnes zu bezeichnen, wenn ich mich dazu vermögend fühlte. Denken Sie Sich ihn als den vertrautesten Freund unsers lieben Herzogs, ohne welchen er keinen Tag existiren kann, von allen braven Jungen bis zur Schwärmerei geliebt, alles, was wider uns war, vernichtet, und Sie werden Sich noch immer zu wenig denken.“ Die behagliche Schilderung, welche Rath Goethe dem Consul Schönborn von der Wendung des Schicksals seines Sohnes giebt, läßt uns nicht zweifeln, daß die Zustimmung mit Freuden ertheilt ward, entsprach doch dessen neue Stellung ganz den früheren väterlichen Plänen. Das Decret der Ernennung zum „geheimen Legationsrath mit Sitz und Stimme im geheimen Conseil“ ward erst am 11. Juni ausgefertigt. Die das Motiv der Anstellung enthaltenden Worte „wegen seiner uns genug bekannten Eigenschaften, seines wahren Attachements zu uns und unsers daher fließenden Zutrauens und Gewißheit“ wurden eigenhändig vom Herzog an die Stelle herkömmlicher Kanzleiphrasen hineincorrigirt.

Mit dem Frühjahre richtete Goethe, der bis dahin als Gast im Hause des Präsidenten von Kalb gewohnt hatte, sich häuslich ein. Er miethete sich das kleine Jägerhaus an der Belvedere'schen Allee (später zum Stadtgericht umgebaut). Bald darauf vertauscht' er es mit „einem lieben G ä r t c h e n vorm Thore an der Ilm.“ Vor kurzem war das kleine Grundstück mit dem einfachen Häuschen Bertuch's Eigenthum geworden. Im Vorübergehen hatte eines Tages Goethe gegen den Herzog sein Wohlgefallen an dem idyllisch gelegenen Plätzchen ausgesprochen. Gleich darauf traf Karl August mit Bertuch zusammen. „Höre, Bertuch“, redete er ihn an, „du mußt mir den Fleck da überlassen, ich brauche ihn.“ —

„Aber“, erwiderte dieser, den der Wunsch des Herzogs nicht eben angenehm berührte, „ich habe ihn ja kaum erworben, und er ist meine beste Freude.“ — „Laß doch“, sagte der Herzog, „die Freude kannst du immer haben und noch besser; ich schenke dir ja den Baumgarten dafür.“ Gern ging Bertuch den für ihn sehr vortheilhaften Tausch ein, und wenige Augenblicke darauf ward Goethe durch das Geschenk des Herzogs aufs freudigste überrascht und nur noch mehr an Weimar und seinen fürstlichen Freund gefesselt. [70]) Wohnung und Anlagen wurden auf des Herzogs Kosten aufs neue in Stand gesetzt. Goethe war das Gartenhäuschen, das er am 10. Mai bezog, so lieb, daß er sich sieben Jahr lang Winters und Sommers mit dieser überaus dürftigen Räumlichkeit begnügte. Es war „eine Wohnung des Friedens“, und dessen bedurfte sein erregtes Herz. Obgleich in unmittelbarer Nähe der Stadt, gewährt die Lage dieses Gärtchens den Eindruck einer traulichen ländlichen Abgeschiedenheit. Es liegt am Abhang einer gegen die Nord- und Ostwinde schützenden Hügelkette. Den Vordergrund bildet eine Wiese, durch welche die Ilm sich hindurchschlängelt, und die Baumgruppen des Parkes umschließen, die Stadt verdeckend, die Aussicht. „Da laß ich mir“, schreibt er an Auguste Stolberg am 18. Mai, „von den Vögeln was vorsingen und zeichne Rasenbänke, die ich will anlegen lassen, damit Ruhe über meine Seele komme, und ich wieder von vorn mög' anfangen zu tragen und zu leiden .... Es ist eine herrliche Empfindung, dahaußen im Felde allein zu sitzen.“

In diese Zeit fällt außer andern zahlreichen Ausflügen mit dem Herzog, in der Regel kühnen Parforceritten, eine kurze Reise nach **Leipzig**. Das Wiedersehen der Stätte seiner ersten Jugendfreuden ergriff sein Gemüth mit wehmüthiger Erinnerung: „Alles ist wie's war, nur ich bin anders — nur das ist geblieben, was die reinsten Verhältnisse zu mir hatte

damals." Er sah „sein erstes Mädchen" wieder und begrüßte manchen Freund der Jugendtage, auch seinen lieben Oeser. Dieser ward gewissermaßen als weimarischer Hofmaler engagirt und kam bald darauf und seitdem fast jedes Jahr nach Weimar hinüber, wo man seiner Kunst und seines Raths oft bedurfte. Corona Schröter, deren Talent und Liebenswürdigkeit unserm Dichter von seiner Universitätszeit her bekannt war, suchte er wieder auf und veranlaßte den Herzog sie als Kammersängerin nach Weimar zu berufen. Hierin bestand zunächst Goethe's „Regieren", daß er seinen Einfluß auf den Herzog benutzte, um ausgezeichnete Talente nach Weimar zu ziehen und trefflichen Leistungen Unterstützung zu verschaffen. „Wenn Goethe's Idee stattfindet", schreibt Wieland an Merck, „so wird Weimar noch der Berg Ararat, wo die guten Menschen Fuß fassen können, während allgemeine Sündfluth die übrige Welt bedeckt." Bei diesen Bestrebungen enthüllt sich uns einer der herrlichsten von Goethe's Charakterzügen, der am spätesten gerechte Anerkennung gefunden hat, seine uneigennützige Fürsorge für das Wohl Anderer und seine Freude am Wohlthun. Die mannigfachsten Beweise sind uns nach und nach bekannt geworden, die uns ahnen lassen, wie viel Gutes er im Verborgenen gethan hat.

Im Februar veranstaltete Goethe eine Unterzeichnung zu einem ansehnlichen Geldbeitrage (65 Louisd'or), welcher zu einem freiwilligen Geschenk für Bürger bestimmt wurde, um ihn zur Fortsetzung seiner Uebertragung der Homerischen Gedichte, von der einige Proben bekannt gemacht waren, aufzumuntern. „Daß Bürger Dichter ist" — heißt es in Goethe's Aufsatze, der als Antwort auf Bürger's Anfrage ans Publikum wegen seiner Uebersetzung des Homer im deutschen Merkur erschien, — „sind wir alle überzeugt; daß er den Homer ganz fühlen und innig lieben muß, als einer, der selbst die größten epischen Anlagen hat, konnte man auch

schon vermuthen; daß Homer's Welt wieder ganz in ihm auflebt,..... sieht man mit einem Blicke auf die Uebersetzung..... Darum wünschen wir, er möge in guten Humor gesetzt werden fortzufahren...... Denn es wird sich nicht so leicht wieder finden, daß ein Dichter von dem Gefühl so viel Liebe zu eines Andern Werke fassen mag..... Er fahre fort mit Lieb' und Freude der Jugend..... strebe nach der goldnen, einfachen, lebendigen Bestimmtheit des Originals, kurz, thue das Seinige." Das Werk ward nicht vollendet. Da indeß das Geld zu Bürger's Gunsten bestimmt war, so beschlossen später die Unterzeichner, dem hülfsbedürftigen Dichter jene Unterstützung angedeihen zu lassen, wenn gleich die Bedingung unerfüllt geblieben war.

In ähnlicher Weise wandte Goethe um jene Zeit seinem durch häusliches Ungemach schwerbedrängten Jugendfreunde Jung eine unerwartete Hülfe zu. Es war gerade ein Tag, wo Jung eine Schuld von siebenzig Thalern bezahlen sollte, die er nicht zusammenzubringen im Stande war. Er und seine Frau brachten die Stunden mit Weinen und Gebet hin, daß es, wie Jung sagt, einen Stein hätte erbarmen sollen. Da trat der Postbote ein und brachte einen Brief von Goethe's Hand, beschwert mit dreißig Louisd'or. Ohne Jung's Wissen hatte Goethe den Anfang von dessen Lebensgeschichte ("Stilling's Jugend") zum Druck befördert und übersandte das Honorar, welches in einer Zeit, wo Goethe's Stella mit zwanzig Thalern honorirt ward, sicherlich nicht bloß aus des Verlegers Casse floß. Unter Freudenthränen fielen die beiden Ehegatten sich in die Arme.

Lenz, der Schicksalsgenoß Bürger's, dem nach seinem eigenen Bekenntniß "zum Dichter warme Luft und Glückseligkeit des Herzens fehlte", suchte jetzt die Sonne seines Freundes auf, die er stets in verworrener Bahn umkreiste. Unglücklich durch die Unmöglichkeit, ihn zu erreichen, beneidete

er ihn mehr, als er ihn verehrte und liebte. Im März erschien er in Weimar. Goethe leistete gerade dem Herzog während einer Unpäßlichkeit Gesellschaft, als ihm eine Karte überbracht ward mit den Worten: „Der lahme Kranich ist angekommen; er sucht, wo er seinen Fuß hinsetze. Lenz.“ Der Herzog befahl den wunderlichen Ankömmling sogleich zu holen und gewährte ihm auf fürstliche Kosten den Aufenthalt in Weimar. Er war einer von den „Genie's“, welche bei den Weimarer Hofleuten und Philistern übel angeschrieben waren, und von denen man noch lange nachher zu klatschen wußte, wie sie von dem Legationsrath Bertuch als Schatzmeister des Herzogs „gekleidet und gefüttert“ worden seien. Lenz ließ sich's wohl sein und gab durch seine Albernheiten, indem er, wie Wieland sich äußert, alle Tage regelmäßig seinen dummen Streich machte, viel Stoff zum Schwatzen und Lachen. Eine arge Taktlosigkeit, eine „Eselei“, nach dem Ausdruck Goethe's, dem sie großen Aerger bereitete, weil die Herzogin Luise dadurch verletzt war, bewirkte im Herbst seine plötzliche Entfernung. Er ging wieder in die oberen Rheingegenden zurück, wo er sich mehrere Jahre unstet umhertrieb, unter Andern auch mit Schlosser zu Emmendingen in Berührung trat. Im Hause des Pfarrers Oberlin zu Waldbach im Steinthal zeigten sich (1778) die ersten Anfälle von Wahnsinn. Er ward zu Schlosser gebracht, der, von Weimar aus mit Geld unterstützt, für seine Heilung Sorge trug. Einigermaßen hergestellt, begab er sich nach Rußland und starb 1792 zu Moskau, wo er zuletzt von Almosen gelebt hatte; der Stolz, der ihn einst von einer Stelle an Goethe's Seite träumen ließ, war ihm auch im Elend geblieben.

Im Juni erschien noch ein anderes „Genie“ der Sturm- und Drangperiode, Goethe's Landsmann und Jugendfreund Klinger, damals ein gefeierter dramatischer Dichter. Der Empfang war herzlich. „Am Montag“ [den 24. Juni], schreibt

Klinger an einen Schweizer Freund, „kam ich hier an, lag an Goethe's Hals, und er umfaßte mich mit inniger, mit aller Liebe: "Närrischer Junge"! und kriegte Küsse von ihm: "toller Junge!" und immer mehr Liebe. Denn er wußte kein Wort von meinem Kommen, so kannst Du denken, wie ich ihn überraschte. O was ist von Goethe zu sagen! ich wollte eher Sonne und Meer verschlingen!..... Hier sind die Götter, hier ist der Sitz des Großen!..... Glaub' von allem nichts, was über das Leben hier geredet wird, es ist kein wahres Wort daran. Es geht Alles den großen simplen Gang, und Goethe ist so groß in seinem politischen Leben, daß wir's nicht begreifen.“ Indeß konnte Goethe auf die Dauer mit Klinger's Natursitte und kraftgenialischer Derbheit nicht harmoniren; Goethe sagte es ihm offen, daß seine Gegenwart ihn drücke. Im October verließ Klinger Weimar und erhielt in Leipzig eine Anstellung als Theaterdichter.

Unter denen, die damals nach dem neuen Musensitz wallfahrteten, treffen wir auch einen Mann der alten Schule, Vater Gleim, den Sänger Friedrichs und Beschützer deutscher Musen; er war mit Wieland innig befreundet, der früher mit dem Gedanken umgegangen sein soll, ihn an den weimarischen Hof zu ziehen. Goethe führte sich in seine Bekanntschaft durch ein ähnliches geistreiches Incognito ein, wie es uns von Gießen her bekannt ist. Gleim befand sich im Kreise der Herzogin Amalie und las aus einem Göttinger Musenalmanach vor. Ein junger Mann in grünem Jagdrocke war inzwischen eingetreten und erbot sich ihn abzulösen. Nachdem er Einiges aus dem Buche gelesen, kam der Humor der Improvisation über ihn, und der Strom genialen Witzes und neckender Satire ergoß sich im buntesten Rhythmus, so daß Gleim, der selbst im Tone der Matinées getroffen ward, endlich erstaunt aufsprang und rief: „Das ist entweder Goethe oder der Teufel!“ [76])

An eine Berufung gealterter Celebritäten ward jetzt in Weimar nicht gedacht. Man suchte die noch ungebrochenen jugendlichen Kräfte auf den weimarischen Boden zu verpflanzen. Goethe's Anstellung war nur der Anfang. Leopold zu Stolberg ward zum Kammerherrn ernannt; mit Herder waren Unterhandlungen im Gange. Daß sich über diese Berufungen aus der Fremde die im Hofdienste und Actenstaub ergrauten Beamten entsetzten, war sehr erklärlich, und die Stimmen der Unzufriedenheit über Goethe's einflußreiche Stellung äußerten sich so laut, daß der Herzog für nöthig hielt, folgende sein Verfahren rechtfertigende Erklärung zu den Acten zu geben, ein Kleinod edlen Fürstensinns: „Einsichtsvolle wünschen mir Glück, diesen Mann zu besitzen. Sein Kopf, sein Genie ist bekannt. Einen Mann von Genie an anderm Orte zu gebrauchen, als wo er selbst seine außerordentlichen Gaben gebrauchen kann, heißt ihn mißbrauchen. Was aber den Einwand betrifft, daß durch den Eintritt viele verdiente Leute sich für zurückgesetzt erachten würden, so kenne ich erstens niemand in meiner Dienerschaft, der, meines Wissens, auf dasselbe hoffte, und zweitens werde ich nie einen Platz, welcher in so genauer Verbindung mit mir, mit dem Wohl und Wehe meiner gesammten Unterthanen steht, nach Anciennetät, ich werde ihn immer nur nach Vertrauen vergeben. Das Urtheil der Welt, welches vielleicht mißbilligt, daß ich den Dr. Goethe in mein wichtigstes Collegium setze, ohne daß er zuvor Amtmann, Professor, Kammerrath oder Regierungsrath war, ändert gar nichts. Die Welt urtheilt nach Vorurtheilen; ich aber sorge und arbeite, wie jeder Andere, der seine Pflicht thun will, nicht um des Ruhmes, nicht um des Beifalls der Welt willen, sondern um mich vor Gott und meinem Gewissen rechtfertigen zu können."

Dessenungeachtet setzten Haß und Neid ihre Angriffe im Stillen fort, und mancherlei Klagelieder, bei denen Verleum-

dung und Uebertreibung geschäftig waren, welche über Thüringen's Berge hinaussummten, brachten das Weimarer Genieleben weit und breit in Verruf. Herzogin Luise, die in den Briefen an ihre Verwandten ihren Unmuth nicht zurückhielt, ist dabei nicht unbetheiligt. Namentlich wird Graf Görtz, der Oberhofmeister der jungen Herzogin, bis er 1778 Weimar verließ, von Wieland beschuldigt, das weimarische Leben in übeln Ruf gebracht zu haben. „Wegen Goethen“ — schreibt er am 5. Juli an Merck — „bitte ich Sie ewig ruhig zu sein. Das Schicksal hat ihn in Affection genommen; es ist Cäsar und sein Glück, und Ihr werdet sehen, daß er sogar in diesen Hefen der Zeit, worin wir leben, große Dinge thun und eine glänzende Rolle spielen wird. Laßt die schäbichten Kerls schwatzen. Graf Görtz rüstet sich, um auch in Eure Gegenden und nach Mainz und Mannheim zu gehen, und dort Alles gegen Goethen und mich aufzuwiegeln. Der Elende! Nichts weiter von dem Geschmeiß. Kommt nur einmal und sehet selbst, wie wir's treiben; es gereut Euch gewiß nicht. Nächstens geht Goethe mit dem Herzog auf vierzehn Tage oder drei Wochen nach Ilmenau. Das Erste, was er jetzt zu thun hat, ist sehen. Bis man 1777 zählt, wird ihm vom Detail unserer Sachen wenig mehr fehlen, denn er ist dahinter wie ein Feind, und dann laßt die Kerlchens kommen. Er hat bei all seiner anscheinenden und wirklichen Naturwildheit im kleinen Finger mehr conduite und savoir faire, als alle Hofschranzen ..... zusammengenommen in Leib' und Seele“. Daß auch in den nächstfolgenden Jahren das verleumderische Getreibe niedriger Cabale nicht ermüdete, lassen manche Aeußerungen in Briefen aus jener Zeit schließen.

Das Gerücht von den Ausschweifungen des Weimarer Hoflebens drang auch zu Klopstock und veranlaßte ihn, da sich's zugleich um die Entscheidung der Zukunft seines geliebten Stolberg handelte, zu einem derben Scheltbrief an Goethe

(unterm 8. März), dem er es freistellte, dem Herzoge denselben mitzutheilen.[72]) Der rücksichtslose Ton dieses Briefes, wenn gleich Klopstock seine Offenheit für einen Beweis von Freundschaft wollte angesehen wissen, verdiente die ruhigstolze Antwort Goethe's: „Verschonen Sie uns künftig mit solchen Briefen, lieber Klopstock! Sie helfen uns nichts und machen uns immer ein Paar böse Stunden. Sie fühlen selbst, daß ich darauf nichts zu antworten habe. Entweder ich müßt' als ein Schulknabe ein Pater peccavi anstimmen, oder sophistisch entschuldigen, oder als ein ehrlicher Kerl vertheidigen, und käme vielleicht in der Wahrheit ein Gemisch von allen dreien heraus, und wozu? Also kein Wort mehr zwischen uns und über die Sache. Glauben Sie mir, daß mir kein Augenblick meiner Existenz übrig bliebe, wenn ich auf solche Anmahnungen antworten sollte. — Dem Herzog that's einen Augenblick weh, daß es ein Klopstock wäre. Er liebt und ehrt Sie; von mir wissen und fühlen Sie eben das. Leben Sie wohl. Stolberg soll immer kommen. Wir sind nicht schlimmer und, will's Gott, besser, als er uns gesehen hat. Goethe." —

In seiner kurzen Rückantwort erklärte Klopstock, daß Goethe nicht werth sei, daß er ihm einen solchen Beweis von Freundschaft gegeben habe. „Stolberg soll nicht kommen, wenn er mich hört, oder vielmehr, wenn er sich selbst hört." Die Warnung an Stolberg fand Gehör. Goethe sprach seinen Unmuth über dessen Benehmen an Auguste aus (30. August): „Von Fritz habe ich noch keinen Brief. Der Herzog glaubt noch, er komme, und man fragt nach ihm, und ich kann nichts sagen. Lieb Gustchen, mir ist lieber für Fritzen, daß er in ein wirkendes Leben kommt, als daß er sich hier in Kammerherrlichkeit abgetrieben hätte. Aber, Gustchen — er nimmt im Frühjahr den Antrag des Herzogs an, wird öffentlich erklärt, in allen unsern Etats steht sein Name, er bittet sich noch aus, den Sommer bei seinen Geschwistern zu

sein, man läßt ihm Alles, und nun kommt er nicht. — Und die, die man so behandelt, sind Karl August Herzog zu Sachsen und Dein Goethe!“ Stolberg ging nicht nach Weimar, sondern trat in oldenburg-eutinische Staatsdienste. Die Verbindung mit ihm war seitdem gelockert und der Bruch mit Klopstock entschieden. Auch das liebevolle Verhältniß zu Auguste Stolberg ermattete nach und nach; nur in einigen wenigen Brieschen der nächsten Jahre zuckt das Flämmchen noch einigemal auf, bis es erlischt. Das letzte Briefblättchen ist vom Jahre 1782; doch einmal noch begrüßten sie sich auf den letzten Stufen des Lebens. Sie ward 1783 mit dem Grafen Andreas Peter von Bernstorff vermählt und starb 1835 zu Kiel in ihrem zweiundachtzigsten Jahre.

Einen glücklicheren Ausgang nahmen die Unterhandlungen, welche zu gleicher Zeit mit Herder angeknüpft waren, dem das seit mehreren Jahren erledigte Amt eines weimarischen Generalsuperintendenten und Oberhofpredigers angetragen wurde. Wieland hatte Herder's Namen zuerst in Vorschlag gebracht; Goethe, der damals seinen Einfluß nur noch als Freund des Herzogs geltend machen konnte, ergriff die Sache mit dem wärmsten Eifer und gewann den Herzog so sehr für die Berufung, daß von dieser Seite schon im Februar das entscheidende Wort gesprochen war. Es handelte sich damals bei dem in frischer Jugendkraft emporstrebenden Freunde zugleich um eine längst gewünschte Göttinger Professur. Da man indeß an höchster Stelle Zweifel an seiner Rechtgläubigkeit und theologischen Gelehrsamkeit zu erregen gewußt hatte, so wurde von Seiten der Regierung die definitive Ernennung von einem examinatorischen Colloquium abhängig gemacht. Herder, durch eine solche Zumuthung gekränkt, folgte um so freudiger dem Rufe nach Weimar. Goethe hatte jedoch noch einen schweren Stand, bevor aller Widerstand, der auch in

Weimar gegen den bevorzugten Ausländer hervortrat, niedergeschlagen war; denn da er zugleich die Oberpfarrstelle an der Stadtkirche zu bekleiden hatte, so bedurfte es der Zustimmung des Stadtraths, und wenn Goethe schreibt, er habe mit Hetzpeitschen die Kerls zusammengetrieben, so sieht man, daß er im Freundschaftseifer mit geringer Schonung der Formalitäten zu Werke ging. Als er glücklich seinen Zweck erreicht hatte, war ihm „recht wohl." Mit liebenswürdigster Fürsorge ließ er Herdern die Amtswohnung neu einrichten und ertheilte ihm — was bei dessen reizbarem Charakter nöthig scheinen mochte, zumal er für seine Pastoralklugheit beim Herzoge „gutgesagt" hatte — manchen guten Rath, auch in einer humoristischen Epistel in Hans-Sachsischen Versen. Am 2. October langte Herder in Weimar an, von Goethe mit wärmster Freundschaft empfangen. Mißgunst und Vorurtheil waren gegen ihn sehr geschäftig gewesen; man hatte unter Anderm ausgesprengt, daß er in Stiefel und Sporen die Kanzel besteige und nicht zu predigen verstehe. Der überraschende Eindruck von Herder's Antrittspredigt am 20. October ließ die mißwollenden Stimmen verstummen. Sein geistliches Amt, das er durch seine Persönlichkeit und sein Wirken wieder zu Ehren bringen wollte, erschwerte ihm indeß seine Stellung zum Hofe, und er sah dem genialen Treiben der höhern weimarischen Gesellschaft nur aus der Ferne und mit geistlicher Strenge zu. Zu ihm neigten sich mehr die ernsteren gleichgestimmten Charaktere, Herzogin Luise und ihr Oberhofmeister Graf Görtz, dessen Scheiden aus dem weimarischen Staatsdienste im Jahre 1778 ihn sehr schmerzte. Mit Goethe hatte er in den ersten Jahren ihres Zusammenlebens in Weimar nur geringe Berührung. Herder's unzufriedene, stets mit den Verhältnissen rechtende Gemüthsstimmung harmonirte nicht mit der genialen Lebensfreudigkeit seines beneideten jungen Freundes, und seine anspruchsvoll hervortretende Persönlichkeit hatte für

seine Umgebung etwas Drückendes. Die Zeit war jedoch nicht allzu fern, wo sie sich wieder verstehen lernten und sich zum zweitenmal die Hand herzlich fördernder Freundschaft reichten.

Goethe gehörte überdies vor der Hand mehr dem Herzoge, als denjenigen Freunden, welche, wie Herder, auf gleicher Höhe geistiger Cultur sich zum Austausch ernsten Gedankenverkehrs ihm anschließen konnten. Während es indeß in den Augen der Meisten den Schein hatte, als sei er nur der Genosse seiner Vergnügungen, bewährte er sich als der einsichtsvolle Fürstenpädagog, der seinen fürstlichen Freund durch eine sanfte, stets das Ziel festhaltende Leitung mit zartester Schonung ihres vertrauten, doch leicht verletzlichen Verhältnisses vor den hart an seinen Wegen liegenden Abgründen bewahrte, die vielen Keime des Edeln und Großen, die in seiner Seele schlummerten, weckte und, ohne ein lästiger Mahner zu werden oder sich einer Indiscretion schuldig zu machen, ihm die Pflichten seiner hohen Stellung gegenwärtig hielt.

Daher werden wir uns die Worte Knebel's, der sonst nicht mit Lob freigebig ist, deuten können: „Wenn Sie den Herzog lieb haben müssen, so bedenken Sie, daß ihm Goethe zwei Drittheile seiner Existenz gegeben.“ — Welche geräuschlos aufsprießenden und gedeihenden Schöpfungen aus dieser ununterbrochenen Anregung und umsichtigen Leitung hervorgingen, läßt uns eine Stelle in einer Festrede des Kanzlers von Müller, der hierüber besser als jeder Andere zu urtheilen im Stande war, überblicken: „Von dem Augenblicke an, da Goethe in Weimar eintraf, webten sich dicht und dichter die goldenen Fäden eines Verhältnisses, das, zu zart für die Darstellung, nur in seinen Wirkungen belauscht und betrachtet werden mag. War es dem Fürsten schon in den ersten Tagen seiner Regierung gelungen, sein Besitzthum so herrlich zu erweitern, fand sein wißbegierig-thatendurstiger Geist in jeder besiegten

Schwierigkeit neue Ermunterung, so mußten die Anforderungen, die er an sich selbst zu steter Auffassung und Fortbildung des Reinmenschlichen machte, sich mit jedem Jahre steigern. Ein freies Naturleben schien höchstes Gut, körperliche Abhärtung nothwendige Bedingung geistiger Stärke und Wirksamkeit. Nach allen Richtungen hin wandte sich der prüfende, forschende Sinn; die Naturwissenschaften und, was dahin einschlug, wurden eifrigst betrieben, der Industrie, dem Gewerbe frische Bahn zu öffnen versucht, neue Ansichten, sinnreiche Entdeckungen verfolgt, durchprobt, in jedes Unternehmen persönliche Anstrengung verwebt, in Straßen- und Wasserbau die Elemente bekämpft, Berge und Wälder sinnenden Blickes durchstreift, besäet, befruchtet, in dunklen Schachten und Gruben der Erde verborgenen Schätzen muthig nachgespürt, in heiteren Gartenschöpfungen Natur und Kunst anmuthig verschlungen."

Schon bei dem ersten längeren Aufenthalt in Ilmenau, vom 18. Juli bis um die Mitte des Augusts 1776, ward von Goethe der Plan angeregt, das alte Bergwerk wieder in Gang zu bringen. Dieser schöne "entfernte Winkel des Landes", welcher durch das Eingehen des Bergwerks, durch häufige Feuersbrünste und andere Unfälle sehr verarmt war, gewann seitdem seine besondere Liebe und Fürsorge; er kehrte oft, wenn er sich aus dem Zwange des Hof- und Geschäftslebens hinaussehnte, in das stille, anmuthige Thal zurück, in welchem die Muse der Poesie ihm *zwischen waldbewachsenen Höhen gern und willig begegnete. Der Herzog* entschädigte sich hier ebenfalls für den Druck der "spanischen Stiefeln" des Hofes durch die Freuden der Jagd und freudiges Naturleben, oft mit unersättlichem Ungestüm. Die abenteuerlichen Fahrten von Stutzerbach, einem im Walde gelegenen Dorfe, sollen in ein besonderes Tagebuch, worin jeder der Theilnehmer abwechselnd eine Seite schrieb, ein-

getragen worden sein. Wie weit sich der „sich austollende“ Humor in der idyllischen Ungebundenheit manchmal vergessen mochte, darauf deutet der Widerwille hin, den Goethe einige Jahre später bei Erinnerung jener Scenen empfand [73]); in dem Gedichte „Ilmenau, 1783“, läßt er sie als düstere nächtliche Traumbilder vorüberziehen. Dagegen lassen uns die tiefgefühlten, „dem Schicksal“ überschriebenen, Zeilen, welche Goethe am 3. August 1776 in Ilmenau, Morgens während des Zeichnens, niederschrieb, das Glück der Weltvergessenheit, welche die Freunde damals mit dem Worte „Dumpfheit“ zu bezeichnen pflegten, nachempfinden. Durch den täuschenden Schleier des jugendlichen Ungestüms scheint stets das tiefere Seelenleben hindurch, und die humoristischen Extravaganzen wechseln mit der weichsten Gefühlsschwärmerei.

„Was weiß ich, was mir hier gefällt,
In dieser engen kleinen Welt
Mit leisem Zauberband mich hält!
Mein Karl und ich vergessen hier,
Wie seltsam uns ein tiefes Schicksal leitet;
Und, ach ich fühl's, im Stillen werden wir
Zu neuen Scenen vorbereitet.
Du hast uns lieb, du gabst uns das Gefühl,
Daß ohne dich wir nur vergebens sinnen,
Durch Ungeduld und glaubenleer Gewühl
Voreilig dir niemals was abgewinnen.
Du hast für uns das rechte Maß getroffen,
In reine Dumpfheit uns gehüllt,
Daß wir, von Lebenskraft erfüllt,
In holder Gegenwart der lieben Zukunft hoffen.

Die Schönheit der Gebirgsgegend trieb ihn wieder zum Zeichnen, und selbst auf Jagden führte er sein Portefeuille mit sich. Maler Kraus war gleichfalls in Gesellschaft des Herzogs dort. Doch meint Goethe aufs neue einzusehen, daß er kein Künstler werde, indem ihm manchmal „der malerischste Fleck nicht gerathe, während etwas ganz Gemeines freundlich und

lieblich werde". Auch ein neuer dramatischer Entwurf "der Falke" beschäftigte ihn, welcher durch die Erinnerung an Lili hervorgerufen zu sein scheint. Einige Wochen vor der Ilmenauer Excursion hatte er die Nachricht von ihrer Verlobung mit Herrn von Türckheim, Inhaber eines Straßburger Bankiergeschäfts, erhalten, mit dem sie am 25. August des folgenden Jahres vermählt ward. In seinen Ilmenauer Briefen äußert er, seine Giovanna in dem neuen Drama werde viel von Lili haben, und es mache ihm "vielleicht einige Augenblicke wohl, seine verklungenen Leiden als Drama zu verkehren." Die Vermuthung liegt sehr nahe, daß in diesen Tagen das Gedicht "an ein goldenes Herz, das er am Halse trug" ("Angedenken du verklungner Freude ꝛc.") entstanden sei. Lili's Bild ward jedoch durch eine andere Leidenschaft mehr und mehr aus seinem Herzen verdrängt, und des "Falken" ward nicht weiter gedacht.

Zu dramatischen Arbeiten fand Goethe einen äußern Antrieb in den Anforderungen des Liebhabertheaters,[74]) das er bald nach seiner Ankunft in Weimar begründete und viele Jahre hindurch mit großer Thätigkeit leitete, bis aufs neue eine öffentliche Bühne errichtet wurde. Anfangs bestritt es die Kosten selbst, später zahlte der Herzog für Decorationen, Garderobe und Beleuchtung. Durch jene Privatbühne ward die dramatische Kunst und der Genuß an theatralischen Vorstellungen aufs engste mit den Vergnügungen des Hofes in Verbindung gebracht und die Poesie unmittelbar ins Leben eingeführt. Als Schauplatz diente ein Theil der herzoglichen Wohnung, seit 1779 der Redoutensaal, im Sommer auch ein Saal des Ettersburger Schlosses. Manche Aufführungen fanden auf freier Waldbühne zu Belvedere, Tiefurt oder Ettersburg statt; in Ettersburg sieht man noch die abgesteckten Grenzen der Waldbühnen. Alles, was Talent hatte, wurde zur Mitwirkung bei den Vorstellungen herbeigezogen und

folgte gern dem lockenden Schimmer der Hoffeste und der davon ausgehenden Auszeichnung, zumal da selbst der Herzog und Prinz Constantin in mehreren Fällen eine geeignete Rolle übernahmen. Goethe erntete sowohl in Heldenrollen als in komischen Partieen großen Beifall, besonders schien er in humoristischen Rollen unübertrefflich. In diesen zeichnete auch Einsiedel sich aus. Knebel glänzte in Rollen, welche Pathos und Würde erforderten, mit seiner kräftigen Gestalt und seinem vollklingenden Organ. Die bedeutendsten weiblichen Rollen fielen Corona Schröter zu, welche durch ihre anmuthige Gestalt, so wie durch ihr vielseitiges künstlerisches Talent ihr Publicum stets zur Bewunderung hinriß. Daneben bestand eine Zeitlang auch ein französisches Liebhabertheater. Mitglieder der herzoglichen Capelle, denen sich Dilettanten anschlossen, sorgten für die Musik. Kraus malte Decorationen und Costüms, wobei ihn Goethe's erfinderischer Geist und Amaliens künstlerischer Fleiß unterstützten; in wichtigen Fällen ward auch Oeser herbeigeholt. Und wem wäre der unermüdliche Maschinist Mieding unbekannt geblieben?

Mehrere der Stücke, die man zur Aufführung brachte, wurden von den weimarischen Dichtern verfaßt. Selbst für Bestreitung der musikalischen Compositionen waren Talente vorhanden. Corona Schröter war eine geschickte Liedercomponistin; sie ließ ein Heft Lieder im Druck erscheinen, unter denen sich das Goethe'sche „Als ich noch ein Knabe war“ ꝛc. befindet. Am fleißigsten waren Einsiedel und Seckendorf, welcher Poet und Componist in Einer Person war. Auch wurden extemporirte Stücke versucht, zu denen vorher nur der Plan entworfen wurde. Goethe ließ im Herbst 1776 seine Mitschuldigen aufführen, worin er den Alcest, Corona die Sophie spielte. Für die liebenswürdige Amalie Kotzebue, die Schwester des bekannten Dichters, welche sich zu der Uebernahme zweideutiger Liebhaberinnenrollen nicht hatte ver-

stehen wollen, schrieb Goethe in den letzten Octobertagen das kleine Familiendrama die Geschwister, worin er als Wilhelm, sie als Marianne auftrat (21. Nov.). Eine andere Beziehung zu ihr, als diese äußere Veranlassung, hat schwerlich stattgefunden. Das Stück erinnert vielmehr an das Verhältniß Goethe's zu seiner Schwester Cornelia, dessen leidenschaftliche Zärtlichkeit die äußersten Grenzen der Geschwisterliebe berührte, und das derzeit sich entwickelnde Liebesverhältniß zu Charlotte von Stein blieb dabei wohl nicht ohne Einfluß[75]). Das sittlich Bedenkliche, welches in der hier vorgeführten Handlung von dem Ueberschreiten jener Grenzen und dem Uebergang zu leidenschaftlicher Annäherung unzertrennlich ist, hat der Dichter mit eben so großer Zartheit als psychologischer Feinheit behandelt. Die Zeichnung ist klarer und sicherer, als in der sentimental zerfließenden Stella. Uebrigens liegt ein kleines französisches Familienstück la pupille von Fagan zum Grunde.

Ein zweites Stück, Lila, (anfangs „die gute Frau“ betitelt) ward auf der Reise nach Leipzig und Dessau begonnen, welche Goethe und den Herzog den größten Theil des Decembers von Weimar fern hielt. Es war bestimmt, die Herzogin Luise zu ihrem Geburtstage (30. Januar) zu erfreuen. Es steht daher in unmittelbarer Beziehung zu ihrem leidenden Gemüthszustande, den Goethe mit innigstem Mitgefühl begleitete und durch sanfte Einwirkung zu heilen suchte. An Lavater hatte er schon einige Monate vorher geschrieben: „Wegen Karl und Luise sei ruhig; wenn die Götter nicht ihr Possenspiel mit den Menschen treiben, sollen sie doch noch eines der glücklichsten Paare werden, wie sie eines der besten sind.“ Die Grundidee jenes Singspiels ist die homöopathische Heilung einer Gemüthskrankheit. Es gilt hier, ein durch Phantasiegebilde zerrüttetes Gemüth über sich und seine Umgebung dadurch ins Klare zu bringen, daß ihm das Wirkliche

phantastisch gegenübertritt, bis es dieses wieder erkennt und mit Liebe umfaßt. Die Scenerie gab zugleich Gelegenheit, durch feenartigen Pomp das Auge zu ergötzen und einen Bühnenglanz zu entfalten, welcher der Bedeutung des festlichen Tages angemessen war. Dem Drama ist erst durch spätere Umarbeitung (1778) die Form gegeben, in der wir es besitzen, zugleich mit Weglassung mancher bezugreichen Stelle; nur die Lieder aus Lila wurden damals gedruckt.

Um dieselbe Zeit [76]) verfaßte Goethe das Monodrama Proserpina. In einer erhabenen, mit dem schönsten (nachmals in Versglieder abgetheilten) Rhythmus dahinschwebenden Sprache, die sich in effectvollen Uebergängen vom Tragischen zum Elegischen bewegt, schildert die kurz zuvor von Pluto geraubte Proserpina ihren Schmerz, ihre Sehnsucht nach der Oberwelt, ihre Hoffnung und die durch den verhängnißvollen Genuß des Granatapfels herbeigeführte Täuschung. Goethe fand damals an solchen rhetorischen Monodramen Gefallen und entwarf bald darauf noch ein zweites: „Nero, wie er vor dem Volke agirt und während dessen die Nachricht von einer Verschwörung erhält“; doch wurde dies nicht ausgeführt. Daneben waren Ballette und Redoutenaufzüge zu arrangiren. Jedoch mitten „in anhaltendem Reiben und Treiben des Lebens“ stärkte er sich in gesunder Einsicht in das Wesen der Sachen und schaute mit klarem Blick zurück und vorwärts. Am 22. November schreibt er an Merck: „Dein Schicksal drückt mich, da ich so rein glücklich bin. Ich wohne noch im Garten und balge mich mit der Jahreszeit herum, und die Abwechselung der Witterung und der Welthändel um mich frischen mich immer wieder neu an; ich bin weder Geschäftsmann noch Hofmann und komme in beidem fort. Der Herzog und ich kriegen uns täglich lieber, werden täglich ganzer zusammen, ihm wird's immer wohler, und ist eben eine Creatur, wie's keine wieder giebt. Uebrigens ist eine tolle

Compagnie von Volk hier beisammen; auf so einem kleinen Fleck, wie in einer Familie, findt sich's nicht wieder so." Am Eingange des neuen Jahres 1777 steht sein Bekenntniß an Lavater (8. Januar): „Es mag so lange währen, als es will, so habe ich doch ein Musterstückchen des bunten Treibens der Welt recht herzlich mitgenossen. Verdruß, Hoffnung, Liebe, Arbeit, Noth, Abenteuer, Langeweile, Haß, Albernheiten, Thorheit, Freude, Erwartetes und Unversehenes, Flaches und Tiefes, wie die Würfel fallen, mit Festen, Tänzen, Schellen, Seide und Flitter ausstaffirt; es ist eine treffliche Wirthschaft. Und bei Allem, lieber Bruder, Gott sei Dank, in mir und meinen wahren Endzwecken ganz glücklich. Ich habe keine Wünsche, als die ich wirklich mit schönem Wanderschritt mir entgegenkommen sehe".

Zweites Capitel.

1777. 1778.

Als Goethe in seinen alten Tagen in Momenten lebhafter Jugenderinnerung seiner Liebe zu Lili gedachte, äußerte er mit tiefer Bewegung, daß er nie wieder wie damals geliebt habe, und alle späteren Liebesverhältnisse in Vergleich mit jenem nur oberflächlich gewesen seien. Dies Wort wird durch sein Leben bestätigt. Wie oft auch sein Herz der Liebe sich wieder geöffnet hat, so reichen doch seine späteren Neigungen, mögen sie als unruhvolle Leidenschaft oder als schwärmerische Freundschaft sein Innerstes aufregen und beschäftigen, nicht an jene jugendliche Liebesgluth, in der das ganze Dasein, geistiges und sinnliches, zu Einer Flamme zusammenschlägt, welche, durch die Zukunft ahnungsvoll voranleuchtend, ein unendliches Lebensglück zu verkünden und zu verbürgen scheint. Daher hat Goethe's Liebespoesie, mag auch das Feuer der Leidenschaft und das Glück des Liebesgenusses in seinen Gedichten auf den verschiedensten Stufen des Lebens wiederkehren, doch die Zauberklänge der Jugendlieder, die nur einmal in unserer Literatur vorhanden sind, nicht wiedergefunden. Gleichwohl war das Bedürfniß eines glücklichen häuslichen Verhältnisses, eines liebevollen Familienlebens in Goethe's Natur tief begründet. Daß er das Entbehren auf der Mittagshöhe seines Lebens schmerzlich empfunden hat, spricht sich in

seinem Leben und Dichten deutlich genug aus; auch fehlte es, wie Riemer berichtet, nicht an Versuchen und ernsten Bewerbungen, die aus unbekannten Ursachen erfolglos blieben; unstreitig fielen sie erst in eine spätere Lebensperiode. Eine seltsame romantische Befangenheit ist es, die Sorge für Weib und Kind mit seinem dichterischen Beruf für unverträglich zu halten. Von seiner ersten Sturm- und Drangperiode mag das gelten. Nach seinem Eintritt in den weimarischen Staatsdienst, wo er mit Anstrengung nach Beruhigung und Resignation strebte, würden in einem reinen Familienleben sich die schönsten Seiten seines Gemüths und sittlichen Charakters entwickelt haben. Wie ihm Frauenliebe unentbehrlich war, eben so mächtig war der Zug zu der Natur und Unschuld der Kinderwelt; was uns schon Werther erkennen läßt, wiederholt sich in Weimar, wo er oft die Spiele der Kinder theilt und gegen einen hypochondrischen Freund äußert, der Umgang mit Kindern erhalte ihn froh und jung.

Liebesinnigkeit und Liebebedürftigkeit ging aus der Tiefe seiner **sittlichen** Natur hervor. Es gehört zu seinen letzten Geständnissen, daß es das Ewig-Weibliche sei, was uns hinanziehe, womit die mündliche Aeußerung zusammenstimmt, daß er das Ideale nie anders, als unter der Form des Weibes, habe begreifen können. Und wer hätte das Ideal reiner Weiblichkeit wärmer gefühlt, klarer dargestellt, als er? Es hatte aber seine lebendige Empfänglichkeit für die Reize weiblicher Anmuth in der leidenschaftlichen Erregbarkeit seiner sinnlichen Natur eine gefährliche Begleiterin. Vornehmlich mochte wohl im Beginn des Weimarer Lebens seine Lippe „gewohnt sein von der Liebe süßem Glück zu schwellen, und wie eine gold'ne Himmelspforte lallende Seligkeit aus und ein zu stammeln", wie es das von den Küssen „ringsumfangender Liebe" durchglühte Gedicht „an den Geist des Johannes Secundus" ausmalt. Amors geheimnißvoller Schleier verhüllt

die Siege des schönen jungen Mannes, welche durch das, was ihm die Natur verliehen, ihm leicht gemacht wurden. Man lege das nur nicht so aus, als hätte er jemals seine höhere Natur verleugnet und sich zu Zeiten ganz dem sinnlichen Genusse hingegeben. Allerdings ließ sein erregbares Herz sich manchmal von der Leidenschaft hinreißen; aber er bewahrte sich die sittliche Stärke, mit der er den überfluthenden Strom in sein ruhiges Bette zurückzudrängen und die Selbstbeherrschung zum Grundsatz seines Lebens zu machen vermochte.

Ob die reizende Corona Schröter des Dichters Liebesbewerbungen mit ihrer Gunst erwiderte, muß dahingestellt bleiben. Aus einigen Andeutungen und traulichen Begegnungen möchte man auf ein zartes Geheimniß schließen. Ihre spröde Haltung beweist noch nicht, daß sie gegen Liebe unempfindlich gewesen sei, wenn sie auch die Macht über sich behielt, ihr Herz, wie Falk sich ausdrückt, aus den mannigfachsten und schwersten Prüfungen zu retten.

Eine Fügung des gütigen Geschicks, welches Goethe in der Leitung seines Lebensganges stets hülfreich entgegenkam und von ihm oft mit dankbaren Rückblicken gesegnet wird, müssen wir es nennen, daß gleich in dem ersten Jahre seines Weimarer Aufenthalts in Charlotte von Stein ein schützender Genius ihm an die Seite trat. [77]) Mag auch durch ein Verhältniß, das den Dichter in der Blüthe seiner Jahre an eine ältere verheirathete Frau fesselte, der Gedanke an ein anderweitiges Liebesband auf lange Zeit in den Hintergrund gedrängt worden sein, wir werden darum die hochsinnige Frau nicht tadeln, welche ihn aus dem leidenschaftlichen Stürmen und Brausen der Jugend herausriß, seinem sittlichen Charakter die männliche Klarheit gab, die auch seinem fürstlichen Freunde in höherem Streben voranleuchtete und seine Poesie zu dem reinen Feuer einer Iphigenie und eines Tasso läuterte.

Charlotte (geb. 1742), die älteste Tochter des Hofmarschalls von Schardt, war schon als Hofdame der Herzogin Amalie eine der anmuthigsten Erscheinungen im Kreise der Fürstin. Seit 1764 war sie mit dem herzoglichen Stallmeister, Baron Friedrich von Stein, Erbherrn auf Kochberg, verheirathet, einem Manne von angesehener Stellung, doch geringer geistiger Begabung. Ein tieferer Gehalt ging ihrer ehelichen Verbindung ab. Ihr Mann war den größten Theil der Woche außer Hause und machte auf die Unterhaltung und Liebe seiner Frau wenig Anspruch. Mit dem Hofe blieb sie in innigem Verkehr. Eine feine gesellschaftliche Bildung, frühzeitige Theilnahme an allen den geistigen Anregungen, welche das Lebenselement des weimarischen Hofcirkels geworden waren, gaben ihrem Wesen eine Eleganz und Sicherheit, welche, verbunden mit Schönheit und vielseitig ausgebildetem künstlerischen Talente, sie zu einer der vorzüglichsten Zierden der höheren Gesellschaftskreise machten. Aus der Tiefe ihres Gemüths floß das klare Bewußtsein über sich und die Welt, jene Ruhe und Milde, wodurch sie Streitendes zu versöhnen und Excentrisches in die Schranken der Sitte zurückzuleiten wußte. So erwarb sie sich die Achtung Aller und das Vertrauen der Besten. Das redendste Zeugniß für den sittlichen Werth ihres Charakters giebt die innige, nur durch den Tod gelöste Freundschaft mit der Herzogin Luise.

Frau von Stein schloß ihr dreiunddreißigstes Jahr, als Goethe sie zum erstenmal sah, und war bereits Mutter von sieben Kindern. Es ist oben erwähnt, wie sehr ihr Bild durch ihre Silhouette und durch Zimmermann's Schilderung schon im Voraus sich seiner Seele mit lebendigen Zügen eingeprägt hatte. Mit der näheren Bekanntschaft wuchs das Interesse für sie zu inniger Verehrung und Anhänglichkeit, aus der bald die Flamme der Leidenschaft emporschlug. Diese jedoch wies sie von sich; sie sah das Gefahrvolle eines

Verhältnisses voraus, in welchem die Pflicht mit der leidenschaftlichen Neigung den schweren Kampf zu bestehen haben würde. Und doch konnte sie auch nicht allzu streng von dem jungen Manne sich wegwenden, der liebeflehend mit solcher Wärme sich ihr hingab, daß sie darin eine tiefere Empfindung erkannte, als die flüchtige, vom Reiz des Augenblicks erregte Neigung. Im ersten Aufkeimen ihres Verhältnisses schrieb sie ihm jene Zeilen, die der Dichter in die „Geschwister“ eingeschaltet hat, die einzigen, die von ihren Briefen an Goethe dadurch vor der Vernichtung bewahrt worden sind: „Die Welt wird mir wieder lieb, ich hatte mich so los von ihr gemacht, wieder lieb durch Sie. Mein Herz macht mir Vorwürfe; ich fühle, daß ich mir und Ihnen Qualen zubereite. Vor einem halben Jahre war ich so bereit zu sterben, und ich bin's nicht mehr.“

In dem Maße, als seine Liebe sich zu einem edleren und reineren Gefühl läuterte, fand sie bei ihr die entsprechende Erwiderung. Mit besonnener Selbstbeherrschung und weiblichem Zartgefühle wies sie ihren schwärmerischen Verehrer in die sittlichen Schranken, und ihre Liebe ward „das reinste, schönste, wahrste Verhältniß, das er außer seiner Schwester je zu einem Weibe gehabt“. Daher blieb es sogar verschont von dem Urtheile der Welt, das *sie* anfangs fürchtete, weil eine so vertraute Verbindung es allzu sehr herausfordern mußte. Schiller konnte späterhin an seinen Freund Körner berichten, man sage in Weimar, daß ihr Umgang mit Goethe ganz rein und untadelhaft sei. Es ist anziehend, wie der jüngere Dichter in diesem Briefe den Eindruck schildert, den die damals 45jährige Frau auf ihn machte: „..... eine wahrhaftig eigene interessante Erscheinung, von der ich begreife, daß Goethe sich so ganz an sie attachirt hat. Schön kann sie nie (?) gewesen sein, aber ihr Gesicht hat einen sanften Ernst und eine ganz eigene Offenheit. Ein gesunder Verstand,

Gefühl und Wahrheit liegen in ihrem Wesen. Diese Frau besitzt über 1000 Briefe von Goethe, und aus Italien hat er ihr noch jede Woche geschrieben". Die Sammlung von Goethe's Briefen an sie liegt jetzt vor; ihre Briefe hat sie vor ihrem Ende zurückerhalten und vernichtet.

Anfangs sind die Briefe noch der Ausdruck stürmischer Leidenschaft, die "an seinem Innern reißt" und ihm "das Herz zusammenpreßt", daß er's nicht auszuhalten vermag, weil er nicht lieben soll und doch immer wieder bekennen muß, daß er liebt, daß sie die Einzige ist, die er lieben kann. Schon mit dem Jahre 1777 geht der Ton der Briefe in einen ruhigern über. Goethe nennt sie häufig die Besänftigerin, die seinem brausenden Blute Linderung, "einen täglich wachsenden Frieden" giebt. Während er fühlt, daß nach andern Seiten hin "die Blüthe des Vertrauens, der Offenheit, der hingebenden Liebe täglich mehr welkt" und "sich eiserne Reifen um sein Herz legen", ist ihm bei der Freundin eine Stätte zarten Verständnisses und reiner Theilnahme aufbehalten, und "eine Liebe und Vertrauen ohne Grenzen ist ihm zur Gewohnheit geworden"; sie ist sein "zweites Selbst, an das er Alles richtet", die Vertraute seiner geheimsten Gedanken, seiner Sorgen und Leiden wie seiner Freuden; mit ihr beräth er seine Pläne und ist an die offene Mittheilung so sehr gewöhnt, daß er ihr auch in der Entfernung stets von allen Vorgängen des täglichen Lebens Nachricht giebt. Je größer der Drang der Geschäfte wird, desto erhebender fühlt er die Stärkung, die von der Freundin in seine Seele fließt. Ihre Gegenwart macht das nichtige Getreibe, das ihn oft quält, erträglich; ein freundlich Gesicht von ihr macht ihm die Anstrengung leicht, und im Gespräch mit ihr erholt er sich von dem Zwange des Tages; so wird ihm "ihr Wesen und ihre Liebe einer süßen Musik vergleichbar, die uns in die Höhe hebt und unsern Sorgen und Schmer-

zen eine weiche Wolke unterbreitet". In dieser reinen Aetherhöhe erhielt sich ihre Seelengemeinschaft viele Jahre hindurch ohne eine Schwankung; es war die reichste, zu immer höherer Vollendung und Reife sich steigernde Entwicklungszeit unsers Dichters.

Schon im zweiten Jahre des Weimarer Aufenthalts bemerkt man bei Goethe den Uebergang in eine neue Lebens- und Dichterepoche, der den Mitlebenden räthselhaft bleiben mußte; doch war sie in seinem innersten Wesen schon früher vorbereitet. Seinem lebendigen Sinn für die äußere Welt, seinem kecken Humor, in welchem der Geist des Dichters ganz auf das bunte Treiben der Menge gerichtet schien, seiner in offener Herzensfülle sich hingebenden Freundschaft stand die Neigung zu stiller Beschaulichkeit und Zurückgezogenheit von der Welt zur Seite. Manche frühere Vorgänge haben schon jene Doppelnatur unsers Dichters vor uns enthüllt, und eine richtige Auffassung derselben giebt uns das Verständniß seines Lebens an die Hand. Schmerzliche Erfahrungen, die ihm bei seiner geraden und rückhaltlosen Hingebung an die Welt nicht erspart wurden, — gegen Merck gebraucht er die Worte, er habe viel auszustehen gehabt, sei dafür auch ganz in sich gekehrt, — Uebersättigung im lustigen Jagen nach Vergnügungen, bei denen sein Inneres unbefriedigt blieb, endlich das immer innigere Vertiefen in Natur und Gemüth, woran die gesteigerte Thätigkeit und die durch zarte weibliche Freundschaft befestigte sittliche Besonnenheit gleichen Antheil hatten, alles dies verlieh nach und nach seiner contemplativen Richtung das Uebergewicht. In seinem Leben und Dichten zeigte sich eine Veränderung, in die sich anfangs selbst seine nächste Umgebung nicht zu finden wußte, und die nur bei reichbegabten Naturen von innen heraus und ohne Künste des Scheins herbeigeführt wird. Sie ging daher in Goethe nicht urplötzlich vor sich. Auch in

seinem stilleren Lebensgange wird der muntere Humor noch manchmal entfesselt und entreißt dem sittlichen Ernst auf eine Weile die Zügel.

Von den nächsten Folgen dieser Umwandlung wurden die Freunde getroffen, die an seine lebendige Mittheilung und seinen erheiternden Umgang gewöhnt waren. Wieland stimmt schon im Februar 1777 seine Klagen an und legt sich den Grund auf seine Weise aus. „Was für herrliche Stunden und halbe Tage lebt' ich mit ihm im ersten Jahre! Nun ist's, als ob in den fatalen Verhältnissen, worin er steckt, ihn sein Genius ganz verlassen hätte; seine Einbildungskraft scheint erloschen; statt der allbelebenden Wärme, die sonst von ihm ausging, ist politischer Frost um ihn her. Er ist immer gut und harmlos, aber — er theilt sich nicht mehr mit“. Damit stimmt Goethe's gleichzeitige Aeußerung an Lavater: „ich bin stiller in mir als je, schreibe niemanden, höre von niemanden, mich kümmert außer meinem Kreis nun gar nichts“.

In dem glücklichen Gefühl der Zurückgezogenheit vergaß er, daß er durch sein Verstummen gegen die den entfernten Freunden schuldigen Rücksichten verstieß, und es konnte sein Schwager Schlosser wohl mit Recht ungehalten sein, daß er ihm durch einen Bedienten einen Brief hatte schreiben lassen. Sicherlich entbehrte auch die Schwester, „abgeschnitten von allem, was gut und schön in der Welt ist“ (so klagen die letzten Zeilen ihres Briefes an Frau von Stein unterm 20. October 1776), des gewohnten freundlichen Trostes seiner Briefe. Ihren Tod hatte er nicht so nahe geglaubt. Sie wurde in Folge ihrer Niederkunft am 8. Juni 1777 durch einen sanften Tod abgerufen. Die Trauerbotschaft erhielt Goethe am 16. Juni; in seinem Tagebuch bezeichnet er ihn mit den Worten: dunkler, zerrissener Tag, und die drei

folgenden Tage mit: Leiden und Träumen. Jetzt fühlte er die volle Wahrheit der Verse, die ihm kurz zuvor eine herrliche Sommer-Mondnacht eingegeben hatte:

> Alles gaben Götter, die unendlichen,
> Ihren Lieblingen ganz,
> Alle Freuden die unendlichen,
> Alle Schmerzen die unendlichen ganz.

Seinen Schmerz halten auch die beglückwünschenden Briefe bei Schlosser's Verlobung mit Johanne Fahlmer im November desselben Jahres nicht zurück. „Gott segne Dich" — schreibt er an die Braut — „und lasse Dich lange leben auf Erden, wenn's Dir wohl geht. Mir ist's wunderlich auf Deinen Brief; mich freut's, und ich kann's noch nicht zurecht legen. — Daß Du meine Schwester sein kannst, macht mir meinen unverschmerzlichen Verlust wieder neu; also verzeihe meine Thränen bei Deinem Glücke. Das Schicksal habe seine Mutterhand über Dir, und halte Dich so warm, wie's mich hält, und gebe, daß ich mit Dir Freuden genieße, die es meiner armen ersten versagt hat". Mit eben der tiefen Rührung äußert er in dem gleichzeitigen Briefe an seine Mutter: „Mit meiner Schwester ist mir so eine starke Wurzel, die mich an der Erde hielt, abgehauen worden, daß die Aeste von oben, die davon Nahrung hatten, auch absterben müssen": eine Bestätigung seiner in dem ersten Trauerbriefe nach Corneliens Tode ausgesprochenen Worte, daß wir heftigen Schmerz nur kurze Zeit, Trauer lange empfinden.

Im Frühling dieses Jahres hatte er sein Gartenhaus ausbessern und einen Altan anbauen lassen; zugleich war er mit der Anpflanzung von Bäumen und Hecken beschäftigt, „die noch jetzt das hochgewölbte schattige Laubdach bilden, unter dem er ein halb Jahrhundert lang nicht nur einsam sinnend und dichtend zu wandeln liebte, sondern auch gastlich Fremde wie Einheimische gern empfing und geistig und leiblich

zu bewirthen pflegte" [78]): „Kein lieberes, sich wärmer an einen anlegendes oder, wie die Schwaben sagen, einen mehr anheimelndes Plätzchen auf Gottes Boden" — nennt es selbst Wieland. So theuer war ihm die einsame Zufluchtsstätte, daß er selbst während des Baus im März und April in dem halboffnen Hause wohnen blieb; manche Nächte schlief er, in seinen Mantel gewickelt, unter freiem Himmel. In seinem stillen Aufenthalt ward ihm das Zeichnen wieder sehr lieb; auch bei dem Ilmenauer Aufenthalt (im August) füllte es die einsamen Stunden aus. Außer landschaftlichen Gegenden zeichnete er besonders Portraite, sein eigenes und die seiner Freunde und Freundinnen, Wieland's, der Frau von Stein, der Corona Schröter und anderer. Unter den Rückblicken auf die hinter ihm liegende Bildungsperiode bildete sich nach und nach der Plan zu dem Roman Wilhelm Meisters Lehrjahre aus, dessen erstes Buch in dem Jahre 1777 verfaßt ward. Die Fortsetzung und Ueberarbeitung dieser Dichtung, zu der die nächstfolgenden Jahre noch reichhaltigen Stoff von Lebenserfahrungen hinzutrugen, zieht sich durch eine lange Reihe von Jahren. An den schönen Zug, den er dem Helden dieses Romans leiht, für die Pflege der Verlassenen zu sorgen, werden wir, wie schon durch ein früheres Beispiel, gerade damals durch die väterliche Fürsorge erinnert, mit der sich Goethe eines Schweizer Hirtenknaben, Peter Imbaumgarten, annahm. Dieser hatte dem Baron von Lindau, einem jungen Hannoveraner, mit dem Goethe auf der Schweizerreise befreundet wurde, das Leben gerettet und war von ihm als Pflegling angenommen. Nach dem frühen Tode seines Beschützers, der ihm ein Vermächtniß aussetzte, nahm ihn Goethe zu sich. In den jetzt bekanntgewordenen Briefen Goethe's haben wir den Beweis, „wie sehr ihm der Junge am Herzen lag", und wie väterlich er für seine Ausbildung Sorge trug.

In Ilmenau hielt er sich von den lustigen Gebirgsstreifereien mehr entfernt. Eines Tages war in Stützerbach der alte Humor wieder erwacht; er tanzte im Freien mit den Bauermädchen bis tief in die Nacht. Dafür ward er mit einer schmerzhaften Geschwulst der Backe bestraft, wodurch er in Eisenach, wohin sich im Beginn des Septembers der Herzog mit seinem Jagdgefolge begab, das Zimmer zu hüten gezwungen wurde. Während die Gefährten auf Jagden auszogen, ersinnt er „eine Tollheit, eine komische Oper, die Empfindsamen, so toll und grob als möglich“, und fängt gleich an, sie seinem Schreiber zu dictiren. Die Idee zu dieser Parodie der Sentimentalität wurde zunächst durch die Zuschriften mancher empfindsamen Jünglinge veranlaßt, welche bei Goethe, als dem Dichter des Werther, Rath und Trost suchten. So sehr auch Theilnahme für fremde Seelenleiden in seinem Charakter lag, so entging ihm auch nicht die komische und verderbliche Seite der krankhaften Sentimentalität, welche grillenhafte Einbildungen und romanhafte Selbstquälereien an die Stelle wahrer Empfindung setzte. Goethe's gesunde Natur hatte den Krankheitsstoff, der in der Zeit lag, stets wieder hinausgeworfen, indem er ihn dichterisch verarbeitete; aber weil er durch seine eigenen früheren Dichtungen ihm neue Nahrung gegeben hatte, so schonte seine Satire auf seinem jetzigen freien Standpuncte auch jene nicht, und Wieland konnte sich über die Verspottung seiner Alceste damit trösten, daß es dem Werther um nichts besser erging. Gleichwohl hatte Goethe mit dem Scherze über die falsche Empfindsamkeit keine Verurtheilung seiner Jugenddichtung ausgesprochen. Er war zwar über die Wertherperiode hinausgegangen, aber daß seine Jugendgefühle noch in voller Kraft in seinem Herzen erklangen, kann eine Vergleichung der Briefe an Charlotte von Stein mit den Wertherbriefen und dem Kestner'schen Briefwechsel am besten lehren. Es ist noch dieselbe Lyrik des Herzens, dasselbe zarte Einleben der

Seele in die Romantik der Natur, und dem Liebesgefühl ist die Sprache zärtlicher Empfindsamkeit noch in allen ihren Tönen geläufig. Wie eine von dort uns schon bekannte Melodie klingt es uns an, wenn er von der **Wartburg** herab an die Freundin schreibt (13. September, Abends 9 Uhr): „Hier oben! wenn ich Ihnen nur diesen Blick, der mich nur kostet aufzustehen vom Stuhl, hinübersegnen könnte. In dem grausen, linden Dämmer des Monds die tiefen Gründe, Wieschen, Büsche, Wälder und Waldblößen, die Felsenabgänge davor, und hinten die Wände, und wie der Schatten des Schloßbergs und Schlosses unten Alles finster hält und drüben an den sachten Wänden sich noch anfaßt; wie die nackten Felsspitzen im Monde röthen, und die lieblichen Auen und Thäler ferner hinunter, und das ferne Thüringen hinterwärts im Dämmer sich dem Himmel mischt. Liebste, ich hab' eine rechte Fröhlichkeit dran, ob ich gleich sagen mag, daß der belebende Genuß mir heute mangelt. Wie der lang' Gebundene reck' ich erst meine Glieder; aber mit dem rechten Gefühl von Dank, wie der Durstige ein Glas Wasser nimmt, und die Heiligkeit des Brunnens und die Liebheit der Wel, nur nebenweg schaut. Wenn's möglich ist zu zeichnen, wähl' ich mir ein beschränkt Eckchen; denn die Natur ist zu weit herrlich hier auf jeden Blick hinaus! Aber auch was für Eckchens hier! O man sollte weder zeichnen noch schreiben!"

Acht Tage darauf, am 21. September, kam **Merck** zum Besuche nach Eisenach, wo er eine Woche mit Goethe und dem Herzog zusammen verlebte. *Auch der Herzog fühlte* sich von der Tüchtigkeit und Einsicht des *erfahrenen* Mannes angezogen, und vertrauliche Gespräche zwischen den drei Männern wurden oft bis tief in die Stunden der Nacht fortgesetzt. Die edle Natur des Fürsten, „den die Esel", wie Merck sich in seiner derben Weise in einem Briefe an Nicolai ausdrückt, „zu einem schwachen Menschen gebrandmarkt haben,

und der ein eisenfester Charakter ist«, gewann seine vollste Verehrung. »Ich würde — schreibt er in eben jenem Briefe — aus Liebe zu ihm eben das thun, was Goethe thut, ... er ist einer der respectabelsten und gescheitesten Menschen, den ich je gesehen habe«; und in einem andern Briefe an eine Freundin: »Der Herzog ist, man mag sagen, was man will, ein trefflicher Mensch, und wird's in Goethe's Gesellschaft noch mehr werden; Alles was man aussprengt, sind Lügen der Hofschranzen«. Der Herzog stand seitdem mit Merck in lebhaftem Briefwechsel und bediente sich vornehmlich seines Raths bei Einkäufen von Kunstwerken.

Im Frühling 1779 kam Merck auf einige Monate (5. Mai — 26. Juli) zum Besuch nach Weimar und genoß am Hofe Auszeichnung und Liebe. Daß sich in seinem freundschaftlichen Verhältniß zu Goethe nichts veränderte, geht zur Genüge aus den Bemerkungen hervor, die Goethe nach der Abreise des Freundes in sein Tagebuch schrieb: »Gute Wirkung von Merck's Gegenwart. Sie hat mir nichts verschoben, nur wenige dürre Schalen abgestreift und im alten Guten mich befestigt..... Da er der einzige Mensch ist, der ganz erkennt, was ich thue und wie ich's thue, und es doch wieder anders sieht, wie ich, von anderm Standort, so giebt das schöne Gewißheit«. Daß eben derselbe grade Mann nicht geäußert haben kann, was ihm von Falk in den Mund gelegt wird und so oft nachgeschrieben worden ist: — »was, Teufel, fällt dem Wolfgang ein, hier in Weimar am Hofe herumzuschranzen und zu scherwenzen, Andere zu hudeln oder, was mir Alles eins ist, hudeln zu lassen? giebt es denn nichts Besseres für ihn zu thun?« — darüber ist wohl kein Wort zu verlieren.

Am 10. October kehrte Goethe in sein Gartenhaus zurück, nach welchem ein Gefühl von Heimweh ihn oft aus der Ferne hingezogen hatte. Der reinste Friede wehte hier um die

weichgestimmte Seele des Dichters, und das Gefühl des Glücks wird an manchen Stellen seines Tagebuchs und seiner Briefe ein Gebet des Dankes. Den Tag seines Eintritts in Weimar beging er mit gerührtem Rückblick auf die Bahn, die ihn bis hieher gebracht. „Mit einem Blicke auf den Morgen, da ich vor zwei Jahren zuerst in Weimar aufwachte, und nun bis hierher, ist mir wunderbar fröhlich und rührend geworden: was mir das Schicksal alles gegeben hat, und wie nach und nach, wie man Kindern Freuden macht, daß ich jedes Gut erst ganz ausgekostet, mir so ganz eigen gemacht habe, daß ich in die von mir ehdeß entferntesten Gefühle und Zustände lieblich bin hineingeleitet worden.“ — „Heiliges Schicksal!“ — so schrieb er beim Erwachen am Morgen des 14. Nov. — „Du hast mir mein Haus gebaut und ausstaffirt über meine Bitten. Ich war vergnügt in meiner Armuth unter meinem halbfaulen Dache, ich bat dich, mir's zu lassen; aber du hast mir Dach und Beschränktheit vom Haupte gezogen, wie eine Nachtmütze. Laß mich nun auch frisch und zusammengenommen der Reinheit genießen! Amen, ja Amen winkt der erste Sonnenblick.“ Daher glaubt er auch, wenn er Componist wäre, würde ihm die Melodie des Amen am herrlichsten gerathen. Um jene Zeit entstand wahrscheinlich das Gedichtchen „Hoffnung“, wobei die Zeitangabe 1775 unrichtig zu sein scheint (vielleicht ist 1778 zu lesen).

> Schaff, das Tagwerk meiner Hände,
> Hohes Glück, daß ich's vollende!
> Laß, o laß mich nicht ermatten.
> Nein, es sind nicht leere Träume!
> Jetzt nur Stangen diese Bäume
> Geben einst noch Frucht und Schatten.

Doch mit Ende Novembers rief es ihn wieder hinaus auf Abenteuerfahrten. Die Eisenacher Bauern beklagten sich seit längerer Zeit über die Verheerungen, welche die wilden

Schweine anrichteten. Der Herzog veranstaltete daher eine große Jagdpartie. Goethe konnte nicht umhin, dieser beizuwohnen, erbat sich jedoch die Erlaubniß, nach einem kleinen Umweg sich anschließen zu dürfen. Er entwarf sich den Plan zu einer Harzreise, den er vor den Vertrautesten, auch vor der Frau von Stein, verborgen hielt. Zu dieser Winterreise veranlaßten ihn mehrere Gründe. Der nächste, den seine Erzählung [80]) uns verschweigt, war unstreitig die Unlust, sich wochenlang auf Schweinehatzen und Jagdstreifereien umherzutreiben. War ihm auch die Ruhe in Weimar nicht gegönnt, so konnte er dafür das Glück erhebender Einsamkeit in einer großartigen Gebirgslandschaft genießen, und „alles Winterwesen hatte überdies in jener Zeit für ihn große Reize.“ Dann aber war es auch, seit er sich der Wiederherstellung des Ilmenauer Bergwerkes mit Eifer angenommen hatte, ein langgehegter Wunsch, das ganze Berg- und Hüttenwesen durch unmittelbares Anschauen kennen zu lernen, und „was die Bergwerke betraf, so war ja in ihren Tiefen weder Winter noch Sommer merkbar.“ Zugleich konnte er durch diese Reise sich noch eine andere Last vom Herzen wälzen.

Victor Leberecht Plessing, der Sohn des Superintendenten zu Wernigerode, war einer von jenen Jünglingen, die durch sentimentale Ueberspanntheit und düstere Selbstqual sich aufrieben und ins Unglück stürzten. „Ein dunkeles Gefühl“ — so schildert Plessing seinen damaligen Zustand in einem zwölf Jahre später geschriebenen Briefe — „spiegelte mir ein glänzendes Ideal vor, das ich mit blinder Leidenschaft, als eine Geliebte, immer verfolgte. Allein ich fand sie im gewöhnlichen Leben nicht, konnte sie also nicht genießen, und doch war meine Leidenschaft unbegrenzt gegen sie. Hiedurch wurde ich auch...... zu den ausschweifendsten Begeisterungen und Bedürfnissen in der höheren Liebe, und hernach zu einem gänzlichen Ueberdruß des Lebens gebracht.“

Eine Schilderung solchen Inhalts übersandte er an Goethe in einem ausführlichen Schreiben, welches „fast das Wunderbarste war, was ihm in jener selbstquälerischen Art vor Augen gekommen.“ Da die Antwort ausblieb, so folgte ein zweiter, heftigerer Brief, worin Plessing auf Antwort und Erklärung drang und Goethen feierlichst beschwor, sie ihm nicht zu versagen. Weil in solchen Zuständen mit einer schriftlichen Anmahnung nicht viel auszurichten ist, zumal bei einem Unbekannten, so war es Goethe's Absicht, durch eine persönliche Begegnung den Versuch zu machen, ob dem Unglücklichen zu rathen und zu helfen sei.

Am 29. November ritt er, indem er sich vom Jagdgefolge trennte, dem Ettersberg zu und gelangte nach Sondershausen, wo er die Nacht blieb. Am folgenden Tage ergötzte er sich an der schönen Aussicht nach dem Kyffhäuser, auf dessen Höhe er am letzten Maitage 1776 an der Seite des Herzogs die Sonne hatte aufgehen sehen; es war ein schöner Wintertag „in unendlicher, gleicher Reinheit.“ Er reiste in strengstem Incognito und hatte eine herzige Freude daran, wie er dadurch sein Verhältniß zu den Menschen und den Sachen weit wahrer fühle: „die Menschen streichen sich recht auf mir auf, wie auf einem Probirstein; ihre Gefälligkeit, Gleichgültigkeit, Hartleibigkeit und Grobheit, eins mit dem andern macht mir Spaß. — Ich heiße Weber, bin ein Maler, habe Jura studirt, oder ein Reisender überhaupt, betrage mich sehr höflich gegen jedermann und bin überall wohl aufgenommen.“

Im Gasthof zu Ilfeld, wo er am zweiten Reisetage nach mancherlei Gefährlichkeiten erst sehr spät, durch einen Boten mit der Laterne geleitet, eintraf, hatte seine Aufnahme einige Schwierigkeit. Commissarien der höchsten Höfe waren in dem Gasthofe versammelt und beschmausten ein beendigtes Geschäft. Er erhielt Unterkunft in des Wirths

Bette hinter einem Bretterverschlage in der Gaststube, durch dessen Astlücke er die lustige Gesellschaft mit humoristischem Ergötzen übersehen konnte. Am 1. December begab er sich früh auf den Weg nach Elbingerode, entzückt über die Gebirgsnatur, in die er eintrat, so daß er beständig zeichnend die erhebenden Eindrücke festzuhalten suchte. Im düsteren Schneegewölk schwebte hoch ein Geier über ihm. Da begann er die herrliche Ode:

Dem Geier gleich,
Der auf schweren Morgenwolken
Mit sanftem Fittig ruhend
Nach Beute schaut,
Schwebe mein Lied —

welche durch die Einzelheiten der Reise ihre Erläuterung erhält und zugleich auf die reine Gemüthsstimmung des Dichters während seiner einsamen Gebirgsreise ein Licht wirft.

Aber den Einsamen hüll'
In deine Goldwolken;
Umgieb mit Wintergrün,
Bis die Rose heranreift,
Die feuchten Haare,
O Liebe, deines Dichters.

Mit der dämmernden Fackel
Leuchtest du ihm
Durch die Furten bei Nacht,
Ueber grundlose Wege
Auf öden Gefilden.
Mit dem tausendfarbigen Morgen
Lachst du ins Herz ihm;
Mit dem biegenden Sturm
Trägst du ihn hoch empor.

Am Nachmittage und fast den ganzen folgenden Tag durchkletterte er das Labyrinth der Baumannshöhle. „Freilich verschwanden vor dem ruhigen Blick alle die Wun-

derbilder, die sich eine düsterwirkende Einbildungskraft so gern aus formlosen Gestalten erschaffen mag; dafür blieb aber auch das eigene Wahre desto reiner zurück, und ich fühlte mich dadurch gar schön bereichert."

Er wandte sich darauf nach Wernigerode, um Plessing zu besuchen. Wir erkennen dessen Selbstschilderung wieder in der Strophe der Ode:

> Aber wer heilet die Schmerzen
> Deß, dem Balsam zu Gift ward?
> Der sich Menschenhaß
> Aus der Fülle der Liebe trank?
> Erst verachtet, nun ein Verächter,
> Zehrt er heimlich auf
> Seinen eigenen Werth
> In ungenügender Selbstsucht.

Goethe führte sich im Plessing'schen Hause als ein Maler aus Gotha ein. Das Gespräch kam bald auf Weimar und auf Goethe. Plessing theilte dem Fremden seine Beschwerde über dessen gleichgültiges Schweigen mit, und indem er sein Herz ihm auszuschütten begann, hatte Goethe eine Vorlesung der ihm wohlbekannten Blätter geduldig anzuhören. Er entschuldigte das Schweigen des vielbeschäftigten Mannes und versuchte dann, auf den Gemüthszustand des Jünglings eingehend, ihn auf Heilmittel seiner Krankheit, Anschließen an Natur und Wirklichkeit in irgend einem thätigen Sinne hinzulenken; aber alle Versuche wurden mit der Versicherung, es könne und solle ihm nichts in dieser Welt genügen, entschieden abgewiesen. Goethe glaubte sich jetzt von jeder weiteren Pflicht entbunden und ritt des folgenden Tages in der Frühe fort, indem er die Ablehnung einer Einladung mit einem Billet, das er dem Kellner hinterließ, entschuldigte. Später erhielt Goethe von Plessing einen Besuch in Weimar. Obwohl er sein heftiges Begehren nach leidenschaftlicher Freundschaft und innigster Verbindung nicht erwidern konnte,

so unterhielt er mit ihm doch ein briefliches Verhältniß [81]) und besuchte ihn 1792 in Duisburg, wo er eine Professur an der Universität bekleidete. Plessing endigte sein Leben, das nach der Versicherung eines seiner Freunde recht das eines Unglücklichen war, zu Duisburg 1806.

In den nächsten acht Tagen beschäftigte sich Goethe mit den Bergwerken des Harzes. Er begab sich nach Goslar, stieg in den Rammelsberg hinab und besah die Hütten an der Ocker. Dann ging's nach Klausthal, wo er in die Karoline und Dorothee hineinfuhr; ein sich loslösendes Stück Wacke von 5—6 Centnern, das vor ihm niederrutschte und einen Mann zu Boden schlug, hätte auch ihn beinahe zerschmettert. Die einfache biedere Sitte des armen Gebirgsvolkes that seinem Gemüthe sehr wohl. „Wie sehr ich wieder" — schreibt er aus Goslar an Frau von Stein — „auf diesem dunkeln Zug Liebe zu der Classe von Menschen gekriegt habe, die man die niedere nennt, die aber gewiß vor Gott die höchste ist! Da sind doch alle Tugenden beisammen, Beschränktheit, Genügsamkeit, grader Sinn, Treue, Freude über das leidlichste Gute, Harmlosigkeit, Dulden, Ausharren —." Und einige Tage später aus Klausthal: „Der Nutzen, den das auf meinen phantastischen Sinn hat, mit lauter Menschen umzugehen, die ein bestimmtes, einfaches, dauerndes, wichtiges Geschäft haben, ist unsäglich; es ist wie ein kaltes Bad, das einen aus einer bürgerlich-wollüstigen Abspannung wieder zu einem neuen kräftigen Leben zusammenzieht."

Der Gipfelpunct der Reisefreude war das Besteigen des Brockens am 10. Decbr., dessen „schneebehangener Scheitel ihm der Altar des lieblichsten Dankes ward". Er giebt seiner Freundin eine anmuthige Schilderung dieser erhebenden Wanderstunden. „Wie ich zum Torfhause kam, saß der Förster bei seinem Morgenschluck in Hemdsärmeln, und discursive

redete ich vom Brocken, und er versicherte die Unmöglichkeit hinaufzugehn, und wie oft er Sommers droben gewesen wäre, und wie leichtfertig es wäre, jetzt es zu versuchen. Die Berge waren im Nebel, man sah nichts, und so, sagt' er, ist's auch jetzt oben, nicht drei Schritte vorwärts können Sie sehen, und wer nicht alle Tritte weiß rc..... Ich war still und bat die Götter, das Herz dieses Menschen zu wenden und das Wetter, und war still. So, sagt' er zu mir: nun können Sie den Brocken sehen. Ich trat ans Fenster, und er lag vor mir klar, wie mein Gesicht im Spiegel. Da ging mir das Herz auf, und ich rief: Und ich sollte nicht hinaufkommen! Haben Sie keinen Knecht, niemanden? — und er sagte: ich will mit Ihnen gehen. — — Ich habe ein Zeichen ins Fenster geschnitten zum Zeugniß meiner Freudenthränen, und wär's nicht an Sie, hielt ich's für Sünde zu schreiben. Ich hab's nicht geglaubt bis auf der obersten Klippe. Alle Nebel lagen unten, und oben war herrliche Klarheit, und heute Nacht bis früh war er im Mondschein sichtbar und finster auch in der Morgendämmerung, da ich aufbrach". In sein Tagebuch schrieb er die Worte: "Was ist der Mensch, daß Du sein gedenkest", ein tiefsinniges Bibelwort, das sich ihm vor kurzem beim Durchblättern eines alten Kalenders recht lebhaft in die Seele gedrückt hatte.

In den nächsten Tagen besuchte er noch unter vielen Anstrengungen die Bergwerke von Andreasberg, Königshütte und andere und ritt über Duderstadt und Mühlhausen durch Nebel und Koth nach Eisenach, wo er am 15. Decbr. gegen Mittag eintraf und "die Brüder der Jagd auf der Fährte des Wildes" begleitete. Beim prasselnden Kaminfeuer ergötzte er sie Abends durch die Erzählung seiner Abenteuer. Nach wenig Tagen war er wieder in Weimar und beendigte in den nächsten ruhigen Wochen das erste Buch des Wilhelm Meister, so wie sein Lustspiel "die Empfindsamen", bis ihn das neue

Jahr wieder in das bunteste Treiben hineinriß: Schweinhatzen, Schlittenfahrten, Redouten, extemporirte Komödien in Ettersburg, Theaterproben zur Aufführung des Westindiers von Einsiedel (am 13. Januar), worin Goethe, der Herzog, Prinz Constantin rc. neben dem berühmten Schauspieler Eckhof, der von Gotha herüberkam, spielten.

Mitten in die rauschenden Januarfreuden des Jahres 1778 traf der Tod des Fräuleins von Laßberg, welche (angeblich, weil sie sich von ihrem Geliebten verlassen glaubte) in der Ilm unweit der Schloßbrücke ihrem Leben ein Ende machte. Die Leiche, welche am 17. gefunden wurde, hatte man zu Frau von Stein gebracht. Ein tiefes Mitgefühl, den Schlußworten des Werther zu vergleichen, zittert in den ergreifenden Zeilen, worin Goethe seiner Freundin mittheilt, wie er mit dem Gärtner die Uferstelle der unglücklichen That zu einem Plätzchen des Andenkens an die „arme Christel“ herrichtet. „Man übersieht von da in höchster Abgeschiedenheit ihre letzten Pfade und den Ort ihres Todes. Wir haben bis in die Nacht gearbeitet, zuletzt noch ich allein bis in ihre Todesstunde..... Ich habe an Erinnerungen und Gedanken just genug..... Diese einladende Trauer hat was gefährlich Anziehendes, wie das Wasser selbst, und der Abglanz, der aus beiden leuchtet, lockt uns.“ In den letzten Worten ist das Gefühl ausgesprochen, aus dem die geheimnißvoll lockende Ballade „der Fischer“ entsprungen ist, die um diese Zeit gedichtet ward. Jenem Ereigniß schließt sich auch das wehmuthvolle Lied „an den Mond“ an, aus welchem in der jetzigen Form die momentanen Beziehungen entfernt sind:

Füllest wieder 's liebe Thal
Still mit Nebelglanz,
Lösest endlich auch einmal
Meine Seele ganz.

In dieser Stimmung fühlte er sich „zu theatralischem Leichtsinn nur gezwungen“. Doch ward sein Lustspiel, dessen Spott über die Empfindsamen jetzt ihn selbst verletzen mußte, unter dem Titel „die geflickte Braut“ am Geburtstage der Herzogin zur Aufführung gebracht. Seckendorf hatte die Musik zu den Gesängen und den Ballets, deren acht darin vorkamen, geliefert.

Die Gestalt, in der wir das Stück unter dem Titel der Triumph der Empfindsamkeit besitzen, weicht von der ersten sehr ab, „kaum ein Schatten jener echt Aristophanischen Posse“; seine Witzpointen und schlagendsten Anspielungen auf einzelne Persönlichkeiten hat es so sehr eingebüßt, daß uns jener erste Effect kaum noch begreiflich wird. „Einmal war es kürzer, einfacher, man könnte sagen, ländlicher, idyllischer, dagegen wieder sarkastischer, durch eine humoristische Schilderung des bis auf den letzten Diener geldsüchtigen Personals am Tempel des Orakels“ [79]). Das Monodram „Proserpina“ ward, wie Goethe selbst einräumt, „freventlich“ eingeschaltet und die ernste Tendenz dieser Dichtung zerstört, während das Stück selbst dadurch an Einheit verliert.

Wie sehr das Mitgefühl mit den Leiden Anderer Goethe zu thätigem Eingreifen und Helfen anzutreiben vermochte, erkennen wir aus einem im Jahre 1778 angeknüpften Verhältnisse zu einem Unglücklichen, über welches erst lange nach seinem Tode die Urkunden [82]) bekannt geworden sind; sie reden seinem Charakter ein schönes Zeugniß. Er fühlte zu zart, als daß er außer einer kurzen Andeutung selbst davon hätte berichten mögen. Ein nicht ohne seine Schuld verarmter Mann wandte sich von Gera aus an ihn mit einer Bitte um Unterstützung. Er schien nach der Vorstellung, die sich Goethe aus den Briefen von ihm machte, derselben werth zu sein. Mit einem wohlwollenden Antwortschreiben, das mit den Worten beginnt: „Dem, der sich mit den Wellen herumarbeitet, ist's

wohl der schlimmste Herzensstoß, wenn der Willige nicht Kräfte genug hat, Alle zu retten, die der Sturm an seine Küste treibt“ — schickt er ihm „eine kleine Beihülfe“. Er fuhr seitdem mit Zusendungen von Geld und Kleidungsstücken fort und suchte dem hypochondrischen Manne, der dem Selbstmord nahe zu sein schien, Muth einzusprechen und Rath zu ertheilen. „Sie sind mir nicht zur Last“ — schreibt er in dem köstlichen Briefe vom 23. November 1778 — „vielmehr lehrt mich's wirthschaften; ich vertändele viel von meinem Einkommen, das ich für die Nothleidenden sparen könnte. Und glauben Sie denn, daß Ihre Thränen und Ihr Segen nichts sind? Der, der hat, darf nicht segnen, er muß geben. Aber wenn die Großen und Reichen dieser Welt Güter und Rangzeichen austheilen, so hat das Schicksal dem Elenden zum Gleichgewicht den Segen gegeben, nach dem der Glückliche zu geizen nicht versteht.... Hassen Sie die armen Menschenfreunde mit Clauseln und Cautelen nicht; man muß recht fleißig beten, um bei so viel widrigen Erfahrungen den jugendlichen guten Willen, Muth und Leichtsinn (die Ingredienzien des Wohlthuns) zu erhalten. Und es ist mehr eine Wohlthat von Gott, wenn er uns, da man selten was thun kann, einmal einen wirklich Elenden erleichtern heißt“. Mit dem nächsten Jahre setzte er seinem Schützling ein Jährliches von 100 Thalern aus: „kann ich mehr für Sie thun, will ich's gerne“. Da Goethe ihn nicht überreden konnte, in Jena sich einzuquartieren, was er ihm mit ausführlicher Darlegung der Gründe als räthlich darstellte, so ward ihm auf die Bürgschaft seines Beschützers ein Unterkommen in Ilmenau verschafft, wo er sich unter dem angenommenen Namen Kraft aufhielt; dem Herzog und dem Hofe wurde das ganze Verhältniß verborgen gehalten. Goethe nutzte die Kenntnisse des Mannes in den Ilmenauer Bergwerksangelegenheiten und bei Steuerrechnungen, und ließ seinen Pflegling Peter, der nach Ilmenau geschickt wurde, um

die Jägerei zu erlernen von ihm unterrichten, wofür ihm eine Zulage der jährlichen Unterstützung gegeben wurde. 1781 setzte Goethe diese auf 200 Thaler fest — „so viel kann ich entbehren“ — aber er „möchte ihn auch gerne mit dem Wenigen, was er für ihn thun kann, vergnügt und zufrieden wissen“. Dies ist der letzte Wunsch, mit dem die Reihe der uns erhaltenen Briefe schließt (3. September 1783). Es ist möglich, daß er bei der Wiedereröffnung des Bergbaus ein kleines Amt erhielt; Goethe gedenkt seiner in den Tages- und Jahresheften erst bei dem Jahre 1792.

Das Jahr 1778 brachte Goethe viel Unruhe und Arbeit; aber er hatte trotzdem „schönen Muth und freies Leben.“ Die Ansprüche Oestreichs auf Niederbayern nach dem Tode des kinderlosen Kurfürsten Max Joseph III. stellten einen neuen Krieg zwischen den deutschen Großmächten in Aussicht und drängten die kleineren deutschen Fürsten zu einem engen Anschließen an Preußen, indem Friedrich der Große für die Wahrung des Reichszustandes zu den Waffen griff. Goethe ward von dem „erwachten Kriegsgefühl“ des jungen Herzogs mitberührt und deutet darauf hin, daß sich dem Großneffen Friedrichs die schönste Gelegenheit biete, „alte Rechte“, nämlich die der älteren sächsischen Linie, unter Umständen geltend zu machen. Politische Beweggründe veranlaßten daher im Mai eine Reise nach Dessau und Berlin, auf der Goethe dem Herzog zur Seite war. Der wackere Fürst Franz von Dessau war des Herzogs vertrautester Freund. Goethe sah dort seinen alten Freund Behrisch wieder. Er fand ihn als feinen Hofmann, allgemein geachtet und bei unverändertem Humor. „Habe ich es dir nicht gesagt“ — scherzte Behrisch in Bezug zu seinen Leipziger Grillen — „war es nicht gescheit, daß du damals die Verse nicht drucken ließest, und daß du gewartet hast, bis du etwas ganz Gutes machtest? Freilich schlecht waren damals die Sachen auch nicht, denn sonst hätte ich

sie nicht geschrieben. Aber, wären wir zusammengeblieben, so hättest du auch die andern nicht sollen drucken lassen; ich hätte sie dir auch geschrieben, und es wäre eben so gut gewesen". Mit großem Entzücken durchwanderte Goethe die Wörlitzer Parkanlagen: "es ist, wenn man so durchzieht, wie ein Märchen, das einem vorgetragen wird, und hat ganz den Charakter der elysischen Felder; in der sachtesten Mannigfaltigkeit fließt Eins in das Andere, keine Höhe zieht das Auge und das Verlangen auf einen einzigen Punct; man streicht herum, ohne zu fragen, wo man ausgegangen ist und hinkommt."

Während des Aufenthalts in Berlin und Potsdam, vom 15. bis 23. Mai, erfreute sich Goethe an den Prachtbauten, den großartigen Anlagen und Anstalten, die er hier kennen lernte, und schaute in "das Uhrwerk, das Eine große Walze treibt". Dem "großen Fritz" und den Celebritäten des preußischen Hofes trat er sehr nahe. Dennoch ward ihm die Jämmerlichkeit des Hoftreibens aufs neue recht klar; "je größer die Welt, desto garstiger." Gegen die Hofwelt "befestigt er seine Seele, wie ein Schloß", und hält an sich, wofür er denn "gelegentlich für stolz ausgeschrieen wird." — "Aber den Werth, den wieder dies Abenteuer für mich, für uns alle hat, nenne ich nicht mit Namen." Am 1. Juni trafen die Reisenden wieder in Weimar ein; "alle Lande" — schreibt Wieland an Merck — "wo sie gewesen, sind ihres Ruhmes voll." Als er nach einigen Tagen den Fürsten wieder sah, äußerte er an denselben Freund: "Sein Anschauen war mir eine rechte Herzstärkung, so gesund und kräftig sah er aus, und so edel, gut, bieder und fürstlich zugleich fand ich ihn im Ganzen seines Wesens. Ich werde je länger je mehr überzeugt, daß ihn Goethe recht geführt, und daß er am Ende vor Gott und der Welt Ehre von seiner sogenannten Favoritenschaft haben wird."

Die Anschauung des Wörlitzer Parks hatte bei Goethe und dem Herzog den Wunsch rege gemacht, um Weimar etwas Aehnliches zu schaffen. Die einzige parkartige Anlage, die sich daselbst fand, war der Stern, ein mit hochstämmigen Bäumen und Büschen wohlausgestatteter Platz mit uralten geradlinigen Gängen, der am rechten Ufer der Ilm von der Schloß- oder Sternbrücke sich hinzog und noch jetzt seine frühere Gestalt ziemlich unverändert behalten hat. Nach Goethe's Plan und Zeichnung wurde die Umgestaltung und Erweiterung der Anlagen begonnen, welche, nach und nach am linken Ilmufer bis zur Belvedere'schen Chaussee fortgeführt, der schönste Schmuck sind, womit Natur und Kunst vereint die kleine Residenz beschenkt haben. Der Anfang wurde damit gemacht, daß man die felsigen Abhänge am linken Ufer der Ilm durch Behauen und Anlage von Wegen verschönerte und mit den Spaziergängen des Sterns verband.

Es war die Absicht, die Herzogin Luise an ihrem Namenstage, den 9. Juli [83]), in den waldigen Anlagen des Sterns durch ein heiteres Fest, welches an die älteren italienischen Wald- und Buschfabeln erinnern sollte, zu überraschen, und mancherlei Vorbereitungen wurden im Stillen dazu getroffen. Allein eine heftige Wasserfluth, welche am 1. Juli den Stern überschwemmte, vereitelte dies; man mußte dem Feste eine andere Einkleidung geben. Goethe ersah sich dazu einen wüsten und wenig besuchten Platz an dem höhergelegenen Ufer der Ilm, ließ ihn in drei Tagen und Nächten zu einer Naturbühne herrichten und eine sogenannte Einsiedelei bauen (später das „Borkenhäuschen" oder auch das „Luisenkloster" genannt), ein Zimmerchen mäßiger Größe, welches man eilig mit Stroh überdeckte und mit Moos bekleidete. Wegen der Abgelegenheit des Platzes und der die Spaziergänge unterbrechenden Ueberschwemmung hatte man in der Stadt nichts davon vermuthet, und der Herzogin wie ihrer Umgebung waren alle jene Anstalten verborgen geblieben.

Auf die an sie ergangene Einladung erschien die Herzogin mit ihrem Gefolge zur festgesetzten Stunde in den bezeichneten Anlagen und ward am Eingange des Platzes von verkleideten Camaldulenser-Mönchen, unter denen sich Goethe und der Herzog befanden, mit einem von Seckendorf verfaßten Dramolet empfangen und unter Musik erst in die Hütte, dann in den dahinter sich öffnenden Lustplatz zur Tafel geführt. „Ein über Felsen herabstürzender Wasserfall, welcher durch einen kräftigen Zubringer unablässig unterhalten wurde und malerisch genug angelegt war, ertheilte dem Ganzen ein frisches romantisches Wesen. Das Ganze war künstlerisch abgeschlossen, alles Gemeine durchaus beseitigt; man fühlte sich so nah und fern vom Hause, daß es fast einem Märchen glich.“

Da die Herzogin Amalie dem Feste fehlte und erst einige Wochen später von ihrer in Merck's Begleitung unternommenen Kunstreise aus den Rheingegenden zurückkehrte, so veranstaltete Goethe auch für sie eine Ueberraschung, die ganz im Geschmacke der Verehrerin Rembrandt'scher Gemälde war. In der Einsiedelei bewirthete er sie am Abend des 22. Augusts mit Wieland, von Einsiedel, Frau von Stein und Fräulein von Göchhausen. „Wie wir nun aufgestanden waren“, erzählt Wieland in einem Briefe an Merck, „und die Thüre öffneten, siehe, da stellte sich uns durch geheime Anstalt des Archimagus ein Anblick dar, der mehr einer realisirten dichterischen Vision als einer Naturscene ähnlich sah: das ganze Ufer der Ilm ganz in Rembrandt's Geschmack beleuchtet — ein wunderbares Zaubergemisch von Hell und Dunkel, das im Ganzen einen Effect machte, der über allen Ausdruck geht. Die Herzogin war davon entzückt, wie wir Alle. Als wir die kleine Treppe der Einsiedelei herabstiegen und zwischen Felsenstücken und Buschwerken längs der Ilm gegen die Brücke, die diesen Platz mit einer Ecke des Sterns verbindet, hingingen, zerfiel die ganze Vision nach und nach in eine Menge kleiner Rem-

brandt'scher Nachtstücke, die man ewig hätte vor sich sehen mögen, und die nun durch die dazwischen herumwandelnden Personen ein Leben und ein Wunderbares bekamen, das für meine poetische Wenigkeit gar was Herrliches war. Ich hätte Goethe vor Liebe fressen mögen".

Es war eine idyllische Zeit, wo man das Leben mit den Reizen der Poesie zu schmücken nicht irre ward, wenn gleich an Schlesiens Grenzen zwei deutsche Armeen drohend gegen einander standen. Die glänzend in Scene gesetzte Aufführung des Jahrmarktsfestes von Plundersweilern, welche auf dem Ettersburger Theater zur Feier des Geburtstags der Herzogin Amalie (24. Oct.) stattfand, setzte den Hof und halb Weimar wochenlang in Bewegung. Goethe ordnete das Ganze an, die Herzogin arbeitete mit an dem Gemälde des Bänkelsängers. "Drei Wochen vorher", — schreibt Fräulein von Göchhausen an Goethe's Mutter, der eine Copie des Bänkelsänger-gemäldes, "das von Kennern und Nichtkennern für ein rares und treffliches Stück Arbeit gehalten wird", übersandt wurde, — "war des Malens, des Lärmens und Hämmerns kein Ende, und unsere Fürstin, Dr. Wolf, Kraus &c. purzelten immer über einander her ob der großen Arbeit und Fleißes". Ein großes Bankett und ein "mächtiger" Ball, der bis an den hellen Morgen dauerte, schlossen sich daran. Am 6. November fand die zweite Vorstellung statt. Goethe machte den Marktschreier, den Haman und Mardochai.

Unter andern Geschäften hatte Goethe auch für mehrere neue Bauten in Weimar zu sorgen; der Wiederaufbau des abgebrannten Fürstenschlosses sollte in Angriff genommen werden. Daher warf er sich in das Studium der Baukunst und übte sich in architektonischen Zeichnungen, besonders der verschiedenen Säulenordnungen, immer bemüht, was er auch unternahm, gründlich zu betreiben. Für größere poetische Arbeiten mangelte mehr die ruhige Sammlung und reine

Stimmung, als die Zeit. Wilhelm Meister blieb fürs erste ohne Fortsetzung. Am Egmont wurden gegen Ende des Jahres einige Scenen geschrieben, vornehmlich die zwischen Alba und seinem Sohne und Alba's Monolog. Das Tagebuch dieses Jahres schließt mit den Worten: „Viel Arbeit in mir selbst, zu viel Sinnens, daß Abends mein ganzes Wesen zwischen den Augenknochen sich zusammenzudrängen scheint. Hoffnung auf Leichtigkeit durch Gewohnheit. Bevorstehende neue Ekelverhältnisse durch die Kriegscommission. Durch Ruhe und Gewandtheit geht doch Alles durch“.

Drittes Capitel.

1779.

Goethe bürdete sich eine neue Last von Arbeiten auf, indem er im Januar 1779 zu seinen bisherigen Geschäften die Kriegs- und Wegbaucommission übernahm. Die Kriegsbewegung wegen der bayrischen Erbfolge hatte auch die kleineren norddeutschen Staaten zu Rüstungen genöthigt, und es zeigte sich dabei in Weimar das Bedürfniß, in diesen seither vernachlässigten Zweig der Verwaltung mehr Ordnung und raschere Thätigkeit zu bringen. In Goethe's amtlicher Wirksamkeit treten jetzt die Energie seines sittlichen Charakters, die sichere Consequenz der Pflichterfüllung mehr und mehr hervor. In der Führung der Geschäfte machte er sich Ordnung und Pünktlichkeit zum strengen Gesetz; die vorhandenen Actenstücke liefern den Beweis, daß er keinen Zeitaufwand und keine Mühe scheuete, um mit umsichtiger Thätigkeit die verschiedenartigsten Zweige der Verwaltung zu umfassen. Nach einem Ausdruck seines Tagebuchs „badet“ er sich in seinem Geschäfte, bemüht sich überall, um nicht von fremdem Rath und Beistand abhängig zu sein, eine selbstständige Einsicht in den Geschäftsgang und die Zustände zu gewinnen, und sucht „immer das Nöthige im Augenblick, es sei Hohes oder Tiefes, zu finden“. Zwar verhehlt er sich nicht, daß die vielfache Geschäftsthätigkeit mit seinem dichterischen Talente in Widerspruch stehe; er fühlt, daß sie ihm immer neue

Ueberwindung und Anstrengung koste, während ihm Anderes ohne Mühe geräth. Aber er erkennt zu gleicher Zeit den heilsamen, innerlich stärkenden sittlichen Einfluß eines in nützlichem praktischen Wirken sich bewegenden Daseins. „Der Druck der Geschäfte ist sehr schön der Seele; wenn sie entladen ist, spielt sie freier und genießt des Lebens. Elender ist nichts, als der behagliche Mensch ohne Arbeit; das Schönste der Gaben wird ihm ekel“ (Tagebuch). „Der Mensch“ — schreibt er seinem Schützling Kraft — „muß ein Handwerk haben“. Wiederholt ergeht er sich im Lobe einer solchen einfachen, immer auf das Nöthige gerichteten Thätigkeit. „Aber es ist auch nicht für mich“ — urtheilt er in seinem Tagebuche mit gewohntem klaren Blick über sich selbst; „ich darf nicht von dem mir vorgeschriebenen Weg abgehen; mein Dasein ist einmal nicht einfach. Nur wünsche ich, daß nach und nach alles Anmaßliche versiegen möge, mir aber schöne Kraft übrig bleibe, die wahren Röhren nebeneinander in gleicher Höhe aufzupumpen. Den Punct der Vereinigung des Mannigfaltigen zu finden, bleibt immer ein Geheimniß, weil die Individualität eines jeden darin besonders zu Rathe gehen muß und niemandem angehören darf“. Ihm gefällt besonders bei den neuübernommenen Geschäftszweigen, daß sie seine productive Phantasie nicht in Anspruch nehmen, weil er nichts hervorzubringen, nur Ordnung zu halten habe. Sie stören daher seine poetische Stimmung nicht, vielmehr klingt diese nach beendigtem Geschäft nur desto reiner hervor. Ueberhaupt aber gereicht die gesteigerte sittliche Kraft der künstlerischen zum Gewinn, und die nächsten beiden Jahre sind reich an poetischen Erzeugnissen.

Für seine Dichtungen war es besonders günstig, daß er durch sein Amt häufig zu einsamen Reisen durch die zerstreuten weimarischen Ländchen veranlaßt ward. Dem Pferde, das ihn aus Weimar fortträgt, wachsen unmerklich Pegasus-

flügel. Sein Gemüth, das sich innerhalb der Kreise des Hoflebens mehr und mehr in sich zurückgezogen hatte und eine Neigung fühlte, sich vor den Menschen zu verschließen, öffnete sich wieder liebevoller der Welt im Verkehr mit der einfachen Natur und Thätigkeit des Landvolks, mit den „guten in der Stille lebenden Menschen“. Er beobachtet sie stets mit innigster Theilnahme, ist, wo er kann, bemüht, ihre Lage zu erleichtern, und entwirft Pläne, der Armuth zu steuern, weßhalb er sich unter dem Beirath des tüchtigen Landcommissarius Bätty angelegentlich mit Verbesserung des Ackerbaues und der Wiesencultur beschäftigt. „Das Elend“ — bemerkt er in seinem Tagebuch — „wird mir nach und nach so prosaisch, wie ein Kaminfeuer; aber ich lasse doch nicht ab von meinen Gedanken und ringe mit dem unerkannten Engel, und sollt' ich mir die Hüfte ausrenken. Es weiß kein Mensch, was ich thue, und mit wie viel Feinden ich kämpfe, um das Wenige hervorzubringen“.

Viel Herzeleid verursachten Goethe und dem Herzoge die häufig wiederkehrenden Feuersbrünste, die bei der Bauart der Dörfer, die er einem zierlich und künstlich zusammengebauten Holzstoß vergleicht, immer schnell verheerend um sich griffen. Es gelang ihm nach vielem Bemühen, den Herzog zu einer Feuerordnung und zur Verbesserung der Löschanstalten zu bewegen. Wie weit man in solchen Anordnungen und Einrichtungen damals noch hinter unserer Zeit zurück war, davon liefert die Schilderung, welche Goethe in „Dichtung und Wahrheit“ (16. Buch) von einem Brande in der Frankfurter Judengasse macht, einen eclatanten Beweis. Ohne Ordnung war dabei eine Anzahl Menschen mit Wassertragen beschäftigt, mit vollen Eimern sich hindrängend, mit leeren herwärts. Goethe, schon als Jüngling gewohnt, im Augenblick das Nöthige zu thun, bemühte sich, eine Gasse zu bilden, wo man die Eimer hinauf-

und hinabreichte, ward aber von seinen vornehmen jungen Freunden, die in Schuhen und seidenen Kleidern neugierig hinzugetreten waren, mit Kopfschütteln betrachtet und belächelt; der Vorfall ward eine Stadtgeschichte, und ein solches Vergessen seines aristokratischen Standes galt für eine seiner poetischen Excentricitäten. Gleich dem Jüngling der Wertherzeit, war Goethe auch als weimarischer Geheimrath in solchen Fällen zu persönlicher Hülfeleistung stets bereit. Zu Apolda war er im Juli 1779 mitten im Feuer, so daß die Fußsohlen ihm schmerzten. Während er am 25. Juni 1780 in Ettersburg mit dem lebhaftesten Muthwillen an einem Lustspiel dictirt, jagt ihn die Nachricht von dem Feuer in Großbrembach fort, und geschwind ist er in den Flammen. „Ich habe ermahnt" — heißt es in einem Briefe an Frau von Stein — „gebeten, getröstet, beruhigt und meine ganze Sorgfalt auf die Kirche gewendet, die noch in Gefahr stund, als ich kam, und wo außer dem Gebäude noch viel Frucht, die dem Herrn gehört, auf dem Boden zu Grunde gegangen wäre..... Aus dem Teich wollte niemand schöpfen; denn, vom Winde getrieben, schlug die Flamme der nächsten Häuser wirbelnd hinein. Ich trat hinzu und rief: es geht, es geht, ihr Kinder, und gleich waren ihrer wieder da, die schöpften; aber bald mußt' ich meinen Platz verlassen, weil's allenfalls nur wenig Augenblicke auszuhalten war. Meine Augenbrauen sind versengt, und das Wasser, in meinen Schuhen siedend, hat mir die Zehen gebrüht. Ein wenig zu ruhen, legte ich mich nach Mitternacht, da Alles noch brannte und knisterte, im Wirthshaus aufs Bett."

Wenden wir uns von diesen Episoden, die zu dem Charakterbilde des rüstig wirkenden Mannes bedeutsame Züge liefern, zu dem Dichter zurück, so geleitet uns Iphigenie in seinen frischerblühenden zweiten Geistesfrühling. Angeblich schon vor drei Jahren concipirt, gewann die Idee dieses

Drama's doch erst jetzt feste Gestalt und drängte zu rascher Ausführung. „Den ganzen Tag brüt' ich über Iphigenien, daß mir der Kopf ganz wüst ist; eine Musik hab' ich mir kommen lassen, die Seele zu lindern und die Geister zu entbinden," schreibt er am 14. Februar 1779. Mit diesem Tage begann in seinem einsamen Gartenhäuschen die Ausarbeitung der Dichtung unter guter Vorbedeutung: die Musik der Seele sollte in sie überfließen. Die ersten drei Acte schrieb er während der Rundreise im Herzogthum im Februar und März, größtentheils in späten Abendstunden, indeß er bei Tage die Straßen besichtigte und in Begleitung des Hauptmanns von Castrop die junge Mannschaft zum Militärdienst aushob. Als Knebel ihn bei diesem Geschäft in Buttstedt besuchte, fand er ihn von Recruten umgeben, während er an einem Tische saß und an der Iphigenie schrieb. Besonders wurde sein Werk durch einige ruhige Tage (2., 3., 4. März), die er in dem freundlichen Dornburger Schlosse verlebte, gefördert, so daß es „sich formte und Glieder bekam". In Apolda aber (5. März) ward er, während „eine Scene ihn sehr plagte und nicht hinabrollen wollte", durch Hundegebell, das er durch Befehle und Trinkgelder nicht zu stillen vermochte, und durch die Klagen der vielen Sollicitanten um alle Stimmung gebracht: „hier will das Drama gar nicht fort; der König von Tauris soll reden, als ob kein Strumpfwirker in Apolda hungerte." In Allstedt wurden die drei ersten Acte zusammengearbeitet und dann in Weimar vorgelesen. Auf dem Schwalbenstein bei Ilmenau schrieb er am 19. März den vierten Act und beendigte das ganze Drama am 28., so daß er am folgenden Tage das ganze Stück in Gegenwart der gothaischen Herrschaften vorlesen konnte. Die erste Aufführung, die von Augenzeugen als eine meisterhafte gerühmt wird, fand am 6. April, dem 3. Ostertage, statt. Corona Schröter spielte die Iphigenie, Knebel den Thoas, Prinz Constantin den Pylades. Goethe glänzte in der Rolle des Orestes, und

außer Hufeland bekennt auch Fräulein von Göchhausen seiner Mutter, ihn in ihrem Leben nie so schön gesehen zu haben. Der Dichter war erfreut, „die gar gute Wirkung besonders auf reine Menschen wahrzunehmen.“ Schon am 12. April wurde die Vorstellung wiederholt. Bei der dritten Aufführung (am 12. Juli) zu Ettersburg übernahm der Herzog selbst die Rolle des Pylades. Schon damals erntete Goethe, wie Knebel berichtet, von dieser Dichtung Bewunderung und Ruhm. „Viele fanden“, fügt er hinzu, „in dem Bilde der Iphigenia den Charakter der jungen Herzogin.“ Daß ihre zur Heimat sehnlich hinüberblickende stille Trauer, ihre würdevolle Resignation an der Grundidee großen Antheil habe und einzelne Züge von ihr entlehnt seien, läßt sich wohl nicht in Abrede stellen; jedoch ist das feinere Gewebe dieser aus der Tiefe der Seele geschöpften Dichtung aus den Fäden gebildet, die sich durch des Dichters Gemüthskämpfe und innere Erfahrungen, in denen er sich läuterte und zu bewußter Selbstbeherrschung und Sicherheit emporarbeitete, hindurchziehen. Das Verhältniß zu Frau von Stein ist darin ein wichtiges Moment. Daß die milde, gottergebene, auf der Reinheit und Klarheit ihres Wesens ruhende Weiblichkeit das kranke, verworrene Gemüth heilt und alles Streitende versöhnt, ist die schöne Idee, von der das Drama getragen wird.

Die erste Bearbeitung, in der es nur in kleinen Kreisen durch Aufführung und handschriftliche Mittheilung bekannt wurde, hat nicht bloß in der Durchführung der Handlung, sondern selbst in den einzelnen Gedanken ganz den Gang der neueren; aber in der künstlerischen Form steht sie weit zurück und wird daher in diesem Sinne von Goethe ein bloßer Entwurf genannt. Sie ist in Prosa niedergeschrieben, die indeß von den unbewußt sich geltendmachenden Forderungen des dramatischen Ideals schon dem jambischen Rhythmus angenähert wird und stellenweise schon die reine Versform

annimmt. Daher machte der Dichter gleich darauf in einer zweiten Bearbeitung den Versuch, die Prosa ähnlich den freien Rhythmen seiner Oden in Verszeilen aufzulösen. Ins Jahr 1781 fällt eine neue Prosabearbeitung, welche er wiederum in Verse zerschnitt. Eine nach Versabtheilungen angefertigte Abschrift begleitete ihn auf dem Wege nach Italien, wo die edle Dichtung durch die reinste Kunstform verklärt ward.[84])

Von dem Egmont, den er in der Hoffnung, vor Juni fertig zu werden, wieder vorgenommen hatte, riefen ihn der Besuch Merck's und die Sommerlustbarkeiten des Hofes ab, in denen unter dem Thyrsusstabe der Herzogin Amalie sich noch einmal der alte Humor recht herzlich austobte. „Da doch das Theater", schreibt sie an Merck, „den Gang der Welt darstellen soll, so amusiren wir uns hier mit Farcen-Spielen, und finden, daß wir damit der Sache am nächsten kommen". Der Gipfel des ausgelassenen Frohsinns war die Feier des Geburtstages des Herzogs, wo zu Ettersburg Einsiedel's neue Posse, Orpheus und Eurydice, aufgeführt ward. Wieland wurde diesmal der Spaß zu arg, als darin die zärtliche Arie aus seiner Alceste „weine nicht, du meines Lebens Abgott" auf das lächerlichste parodirt und unter Posthornbegleitung zum allgemeinen Gelächter abgesungen wurde; er ging weg nnd klagte in seinen Briefen über den Mangel an Delicatesse, Zucht und Scham. Die Kunde von solchen Vorgängen flog schnell durch alle Gaue des literarischen Deutschlands. „Ist ein Fastnachtsspiel gleich Hochverrath?" dachte Goethe wie sein Egmont, als sich bei „Woldemar's Kreuzerhöhungsgeschichte" alle empfindsamen Seelen entsetzten [85]).

Der erste Band von Jacobi's Woldemar war erschienen. Während die Verehrer der hier im Gewande des Romans dargelegten Gefühlsphilosophie ihn mit großem Beifalle aufnahmen, konnte Goethe bei seinem damaligen

klaren, aller prätentiösen Sentimentalität abholden Denkweise, die ihn schon weit und weiter von Jacobi entfernt und ihren Briefwechsel unterbrochen hatte, sich mit dem Geruch des Buchs, wie er es nannte, nicht befreunden. Als er an einem Tage des Augusts zu Ettersburg daraus vorlas, kam, wie in dem Triumph der Empfindsamkeit, „der alte Teufel des Humors" über ihn. Das verdammlich befundene Buch wurde zur wohlverdienten Strafe und Andern zum abschreckenden Beispiel mit den Ecken des Bandes an einen Baum genagelt, daß die Blätter im Winde flatterten, und Goethe hielt aus dem Wipfel zum großen Ergötzen der Gesellschaft dem Buche eine humoristische Standrede. Wenn man die Sache ernsthaft nahm, so war dies allerdings eine Verletzung der Rücksicht, die der Jugendfreundschaft gebührte; allein es war dabei nicht auf das große Publicum abgesehen, und im weimarischen Kreise war man daran gewöhnt, sich und Andere bei humoristischen Einfällen nicht zu schonen. In dem durch die schnell verbreitete Kunde hiervon veranlaßten geharnischten Briefe Jacobi's, den der Weihrauch seiner Pempelforter Umgebung allzu sehr verwöhnt hatte, ist die verletzte Eitelkeit eben so maßlos, wie in den früheren Briefen die Zärtlichkeit. Goethe that der an sich harmlose Vorfall leid; aber er wollte sich auf Jacobi's herausfordernden Brief, binnen drei Wochen Erklärung zu geben, nicht schriftlich auf „Explicationen" einlassen. Bei seinem Besuch in Emmendingen suchte er die Frau Schlosser zu überzeugen, wie diese ausführlich an Jacobi berichtet, daß der Scherz ganz arglos gewesen sei; wäre Jacobi zugegen gewesen, er würde in den Muthwillen mit eingestimmt haben. Wie Goethe die Sache ansah, charakterisirt am besten seine Erwiderung auf eine Anfrage Lavater's (noch im Jahre 1781!): „Eigentlich ist's eine verlegene und verjährte Geschichte, eine Albernheit, die Du am besten ignorirst..... Der leichtsinnig trunkne Grimm, die muthwillige Herbigkeit, die das Halbgute verfolgen und

besonders gegen den Geruch von Prätension wüthen, sind Dir in mir zu wohlbekannt. Und die nicht schonenden launigen Momente voriger Zeiten weißt Du auch". Im Jahre 1782 wurde durch einen Brief Goethe's an Jacobi das freundliche Verhältniß wieder angeknüpft. In den Worten: "Wenn man älter und die Welt enger wird, denkt man denn freilich manchmal mit Wunden an die Zeiten, wo man sich zum Zeitvertreibe Freunde verscherzt und in leichtsinnigem Uebermuthe die Wunden, die man schlägt, nicht fühlen kann, noch zu heilen bemüht ist" — erkennt man, daß ihn die Folgen jenes unbewachten launigen Augenblicks schmerzten.

Goethe machte sich übrigens während dieses Sommers mit den Ettersburger Lustbarkeiten wenig zu schaffen. Weit ernsthaftere Pläne beschäftigten seinen Geist. In den ersten Tagen des Augusts wurden zwischen ihm und seinem fürstlichen Freunde "unaussprechliche Dinge", wie es eine Bemerkung seines Tagebuchs bezeichnet, "in großer interessanter Unterhaltung durchgesprochen". Der Herzog war, vornehmlich durch ein leidenschaftliches Liebesverhältniß zu der anmuthigen Gräfin Werthern auf Neunheiligen, einer Schwester des nachmaligen preußischen Ministers Freiherrn von Stein, in peinliche Mißverhältnisse gerathen, aus denen es die höchste Zeit war ihn herauszureißen. Die sicherste Heilung erwartete sein umsichtiger Leiter von einer raschen Entführung in die Ferne, besonders von der Einwirkung der großartigen Alpennatur und dem Einflusse Lavater's. Er nennt es "eine große Krisis" und fühlt sich durch die Hoffnung beglückt, "der Herzog werde auch auf diesen Felsen noch hinaufkommen". Daher fühlte er den ganzen Ernst einer entscheidenden Lebensepoche. Dies spricht auch aus dem denkwürdigen geheimen Bekenntniß und Selbstgespräch, das er kurz vor dem Antritt der Reise in sein Tagebuch schrieb:

„Zu Hause aufgeräumt, meine Papiere durchgesehen, und alle alten Schalen verbrannt. Andere Zeiten, andere Sorgen! Stiller Rückblick aufs Leben, auf die Verworrenheit, Betriebsamkeit, Wißbegierde der Jugend; wie sie überall herumschweift, um etwas Befriedigendes zu finden. Wie ich besonders in Geheimnissen, dunklen, imaginativen Verhältnissen eine Wollust gefunden habe; wie ich alles Wissenschaftliche nur halb angegriffen und bald wieder habe fahren lassen; wie eine Art von demüthiger Selbstgefälligkeit durch Alles geht, was ich damals schrieb; wie kurzsinnig in menschlichen und göttlichen Dingen ich mich umgedreht habe; wie des Thuns, auch des zweckmäßigen, Denkens und Dichtens so wenig; wie in zeitverderbender Empfindung und Schattenleidenschaft gar viel Tage verthan; wie wenig mir davon zu Nutze kommen, und da die Hälfte des Lebens nun vorüber ist, wie nun kein Weg zurückgelegt, sondern vielmehr ich nur dastehe, wie einer, der sich aus dem Wasser rettete und den die Sonne anfängt wohlthätig abzutrocknen. Die Zeit, daß ich im Treiben der Welt bin, seit 1775 October, getrau ich noch nicht zu übersehen. Gott helfe weiter und gebe Lichter, daß wir uns nicht selbst soviel im Wege stehen, lasse uns von Morgen zu Abend das Gehörige thun, und gebe uns klare Begriffe von den Folgen der Dinge, daß man nicht sei wie Menschen, die den ganzen Tag über Kopfweh klagen und gegen Kopfweh brauchen und alle Abend zu viel Wein zu sich nehmen. Möge die Idee des Reinen, die sich auf den Bissen erstreckt, den ich in den Mund nehme, immer lichter in mir werden“.

Am Nachmittage seines Geburtstages sagte ihm der Herzog seinen Titel als Geheimrath — „wie er's denn“, scherzt Wieland, „vorhin schon allezeit war“. Das Ernennungsdecret ist am 5. September ausgestellt; eine Gehaltserhöhung um 200 Thaler erhielt er erst im nächsten Jahre.

Weimar's große Männer haben dem Lande wenig Kosten gemacht; Goethe hat sein vertrautes Verhältniß zum Herzog nicht benutzt, um dessen Freigebigkeit für sich auszubeuten, vielmehr bedeutende Ausgaben, die seine Stellung erforderte, aus seinem Vermögen bestritten; gleichwohl muß Wieland berichten: „der Haß der hiesigen Menschen gegen unsern Mann, der im Grunde doch keiner Seele Leides gethan hat, ist, seitdem er Geh. Rath heißt, auf eine Höhe gestiegen, die nahe an die stille Wuth grenzt“. Wie hochherzig Karl August über den Werth seiner Staatsdiener dachte, davon giebt sein Brief an Knebel (4. Oct. 1781), als dieser aus seinen Diensten treten wollte, ein unvergängliches Zeugniß. „Die Kanzelisten-seelen, die ihm die Semmel, die er mehr habe, beneiden, weil er nicht gleich ihnen Maulthierhandwerk treibe“, waren und blieben auch Goethe's unversöhnliche Feinde, konnte doch sogar Schiller, als er sich während Goethe's italienischer Reise zum erstenmal in Weimar aufhielt, in seine Briefe die Aeußerung einfließen lassen, daß Goethe Andere wie Lastthiere für sich schwitzen lasse und in Italien seine Besoldung „für Nichtsthun“ verzehre!

Am 12. September reisten der Herzog, Goethe und der Oberforstmeister von Wedel, des Herzogs vertrauter Jugendfreund und ein immer heiterer Gesellschafter, von einem Jäger und Goethe's bewährtem Diener Philipp Seidel, den er schon von Frankfurt mitgebracht hatte, begleitet, mit wenig beschwerendem Gepäck von Weimar ab. Niemand erfuhr, wohin die Reise gehen sollte, man vermuthete nur einen Ausflug in die Rheingegend. Die Reisenden beobachteten, so viel wie möglich, das Incognito, und noch in Cassel gelang es ihnen, selbst Georg Forster zu täuschen und seine anziehenden Schilderungen von seinen Reisen in der Südsee anzuhören, ohne daß er den Herzog erkannte. Erst am folgenden Tage erfuhr Forster, daß er in Gesellschaft des Herzogs

von Weimar zu Abend gespeist hatte. Er begleitete noch die Reisenden zu der Kunstkammer und den Alterthümern des Landgrafen. Auf dem Wege kam das Gespräch mit Forster auf Jacobi; Goethe äußerte sich herzlich über ihn und trug Forster auf, ihn zu grüßen.

In Frankfurt wohnten sie im Goethe'schen Hause und wurden von Frau Aja, die noch „in ihrer alten Kraft und Liebe war“, mit Allem, was heitere Laune und freigebige Gastlichkeit gewähren konnte, bewirthet. Der alte Rath Goethe erlebte noch die Freude, seinen Sohn auf der höchsten Ehrenstufe angelangt zu sehen, die damals ein Bürgerlicher in Deutschland erreichen konnte. Doch fand ihn Goethe sehr verändert und stiller; sein Gedächtniß hatte abgenommen. „Es mag ihn mächtiglich ergötzt haben“, schreibt Fräulein von Göchhausen, „daß der Geh. Rath, sein Sohn, den Herzog in Frankfurt sehn ließ“ — Worte, aus denen erhellt, wie man in Weimar die in den damaligen Zeiten, wo die Fürsten nur in Pomp und Etiquette reisten, höchst auffallende Reisemanier bespöttelte. „Des Wunderns“, heißt es in einem Briefe der Frau von la Roche an Merck, „aller der Leute von Adel, Kaufstand und Wirthen ist gewiß sehr groß; denn wir sind nun wirklich auf dem Fleck, wo das Einfachste uns mehr Staunen macht, als die verworrenste Caprice..... Frau Aja gönne ich von ganzer Seele die innige Zufriedenheit, die dieser Besuch ihr geben mußte. Mutterfreuden sind wohl unter den süßesten der Erde, und ich möchte wohl sagen, daß vielleicht keine Mutter lebt, die diese Freuden so sehr verdient, als Frau Goethe. Sie waren auch glücklich, vertrauter Freund und Zuschauer zu sein“.

Von Frankfurt ging die Reise rheinaufwärts. In den großen Städten wurde, was Kunst- und Naturaliensammlungen Belehrendes und Genußreiches darboten, mit Sorgfalt betrachtet; vor Allem aber war der Sinn auf freien,

frischen Genuß der Natur gerichtet. Auf keiner Reise hat sich Goethe mit reinerer Poesiefülle den erhabenen Naturscenen gegenübergefühlt, als auf dieser Herbstwanderung durch die Alpen. Schon in den süddeutschen Rheingegenden ward ihm so wohl ums Herz; „ein willkommener Athem weht durchs ganze Land; man wird auch wie die Trauben reif und süß in der Seele.“ Er fühlt sich in der Stimmung eines Pilgers, und ihm ist, als habe er vom Elternhause her „einen Rosenkranz der treuesten, bewährtesten, unauslöschlichsten Freundschaft abgebetet“. — „Ungetrübt von einer beschränkten Leidenschaft“, fährt sein Brief an Frau von Stein fort, „treten nun in meine Seele die Verhältnisse zu den Menschen, die bleibend sind; meine entfernten Freunde und ihr Schicksal liegen nun vor mir wie ein Land, in dessen Gegenden man von einem hohen Berge oder im Vogelflug sieht“. Ueberall standen die Denksteine seiner Jugenderinnerungen an seinem Wege. Am 25. Oct. verweilte er wieder an Feiederikens Seite in der Sesenheimer Laube und schied mit Frieden im Herzen. Tags darauf besuchte er Lili in Straßburg und fand sie „mit einer Puppe von sieben Wochen spielen“. Er ward mit Verwunderung und Freude empfangen und blieb bei ihr zu Tische; ihr Gemahl, Herr von Türckheim, war gerade abwesend. Er erkundigte sich nach Allem und „fand zu seinem Ergötzen, daß die gute Creatur recht glücklich verheirathet sei“. In Emmendingen war er am Grabe seiner Schwester; ihr Haushalt erschien ihm „wie eine Tafel, worauf eine geliebte Gestalt stand, die nun weggelöscht ist“. Das frühere innige Verhältniß zu Schlosser war wieder hergestellt. „Ich habe mich“, schreibt dieser an Merck, „Goethe's wieder sehr gefreut, des Herzogs auch um beider willen..... Der Herzog verdient Goethe zu haben und Herzog zu sein“.

Von dort wurde die Reise über Freiburg und durchs Höllenthal nach Basel fortgesetzt. „Die Schweiz liegt vor uns, und

wir hoffen mit Beistand des Himmels in den großen Gestalten der Welt uns umzutreiben und unsere Geister im Erhabenen der Natur zu baden". Dies Wonnegefühl des Erhabenen, "das die Seele ganz ausfüllt und ihr die schöne Ruhe giebt", durchdringt die Schilderung der Reise durch das Birschthal, welche, damals für Frau von Stein dictirt, der erste in der Reihe der meisterhaften "Briefe aus der Schweiz" ist, die längst einen Platz unter seinen Schriften erhalten haben; wir können sie daher als bekannt voraussetzen. Ueber Münster zogen die Reisenden nach Biel, von wo aus sie die Rousseau-Insel besuchten, und dann über Murten durch die schöne Landschaft nach Bern. Hier ward diesmal nur eine kurze Rast gemacht; sie eilten dem Berner Oberlande zu und fuhren am 9. October von Thun aus über den See nach Unterseen. Während der Fahrt las Goethe aus der Bodmerschen Uebersetzung des Homer vor, welche meistens die Wirthshausunterhaltung ausmachte. In den nächsten vier Tagen durchzogen sie bei schönem Wetter das Lauterbrunnen- und Haslithal und erstiegen mehrere Höhen. Wedel wurde mehrmals durch Schwindel zum Umkehren genöthigt, von dem Goethe und der Herzog sich längst befreit hatten. Der Anblick des Staubbachs rief die schöne Ode: "Gesang der Geister über den Wassern" hervor. "Kein Gedanke, keine Beschreibung noch Erinnerung", ruft er entzückt aus, "reicht an die Schönheit und Größe der Gegenstände und ihre Lieblichkeit in solchen Lichtern, Tageszeiten und Standpuncten".

Ueber Thun kehrten die Reisenden nach Bern zurück, wo sie, mehrere Tage verweilend, viele bedeutende Künstler und Gelehrte kennen lernten. Nach einem Besuch der Ufer des Neuenburger See's kamen sie am 22. nach Lausanne und sahen den Genfer See, "den Meister von allen Seen". Nicht minder wurde des Dichters Auge und Herz durch die dort verweilende Marquise Branconi, die Geliebte des

Herzogs von Braunschweig, gefesselt, die auch an ihm ein sichtliches Wohlgefallen fand. Das Urtheil Zimmermann's, „daß sie das größte Wunder von Schönheit sei, das in der Natur existirt“, wird durch Goethe's Worte bestätigt: „sie kommt mir so schön und angenehm vor, daß ich mich etliche Male in ihrer Gegenwart stille fragte, ob's auch wahr sein möchte, daß sie so schön sei. Einen Geist, ein Leben, einen Offenmuth, daß man eben nicht weiß, woran man ist!“

Auf Anrathen Merck's, dessen Schwiegereltern im Juralande wohnten, wurde von Nyon aus eine Seitentour nach dem Jour-Thal unternommen, und der Dent de Vaulion so wie die Dole, die höchste Spitze des Juragebirges, erstiegen. Von diesem Unternehmen berichtet uns in einfach großartiger Schilderung der Brief, welchen er in den nächsten Rasttagen in Genf für Frau von Stein dictirte und unter die „Briefe aus der Schweiz“ aufgenommen hat. In Genf lernte Goethe außer andern bedeutenden Männern den großen Naturforscher Saussure, den Erforscher der Alpenkette, kennen. Auf dessen Gutachten hin wurde noch trotz der vorgerückten Jahreszeit die Reise in die Savoyer Eisgebirge gewagt, so sehr man auch von anderer Seite versucht hatte den Herzog davon abzuhalten, indem man sogar eine Staats- und Gewissenssache daraus hatte machen wollen. Wedel trennte sich auf eine Weile von den Reisenden und zog mit den Pferden vorauf durchs Waadtland nach Wallis. Die erhabene Natur, deren Anblick sie sich nicht ohne große Anstrengungen verschafften, schildern uns Goethe's Reisebriefe in ihrer unübertrefflichen edlen Simplicität. „Unterweges ist es meine Art, die schönen Gegenden zu genießen, daß ich mir meine abwesenden Freunde wechselweise herbeirufe und mich mit ihnen über die herrlichen Gegenstände unterhalte. Komm' ich in ein Wirthshaus, so ist ausruhen, mich rückerinnern und an Sie schreiben Eins, wenn schon manchmal die allzusehr

ausgespannte Seele in sich selbst zusammenfiele und mit einem halben Schlaf sich erholte". Der Herausgeber der Briefe an Frau von Stein fügt mit Recht die Bemerkung hinzu: „daß diese Beschreibungen unter und nach so anstrengenden und spannenden Touren gleich mit dieser Sinnenstärke und Seelenreinheit gemacht werden konnten, läßt uns wunderbar durch all die großen und lautern Bilder das gewaltige Auge des Mannes entgegenleuchten".

Bemerkenswerth ist dabei, daß der Ausdruck der zarten Lyrik der Naturbetrachtung, worin der vorzüglichste Reiz seiner früheren Schilderungen besteht, in diesen Briefen mehr zurücktritt, wogegen die ruhige Auffassung der wechselnden Naturbilder schon die klare Einsicht des wissenschaftlichen Naturforschers vorbereitet, sowie auch in dem Herzog durch diese Schweizerreise die Liebe zur Botanik geweckt ward. Daher vermögen z. B. die Wolkenbildungen und Wolkenzüge, „die Wirthschaft" der Nebel dauernd die Aufmerksamkeit des scharfsinnigen Beobachters zu fesseln, so daß er „bei diesen Gegenständen länger verweilen und an solchen Orten mehrere Tage zubringen zu können" wünscht. „Die Wolken", — heißt es in einer für Goethe's damalige Naturbetrachtung sehr bezeichnenden Stelle der Reisebriefe — „eine dem Menschen von Jugend auf so merkwürdige Lufterscheinung, ist man auf dem platten Lande doch nur als etwas Fremdes, Ueberirdisches anzusehen gewohnt. Man betrachtet sie nur als Gäste, als Streichvögel, die, unter einem andern Himmel geboren, von dieser oder jener Gegend bei uns augenblicklich vorbeigezogen kommen, als prächtige Teppiche, womit die Götter ihre Herrlichkeit vor unsern Augen verschließen. Hier aber ist man von ihnen selbst, wie sie sich erzeugen, eingehüllt, und die ewige innerliche Kraft der Natur fühlt man sich ahnungsvoll durch jede Nerve bewegen". In seinen Bemerkungen über das Volk begegnen wir derselben An-

hänglichkeit an die einfache, reine Sitte der in beschränkter Stille thätigen, mit der Armuth ringenden Menschen, wie in früheren Reisebriefen: „Eins glaub' ich überall zu bemerken: je weiter man von der Landstraße und dem größern Gewerbe der Menschen abkommt, je mehr in den Gebirgen die Menschen beschränkt, abgeschnitten und auf die allerersten Bedürfnisse des Lebens zurückgewiesen sind, je mehr sie sich von einem einfachen, langsamen, unveränderlichen Erwerbe nähren: desto besser, willfähriger, freundlicher, uneigennütziger, gastfreier bei ihrer Armuth hab' ich sie gefunden".

Zu St. Moritz im untern Wallis trafen Goethe und der Herzog auf ihrer Rückkehr aus Savoyen wieder mit Wedel zusammen und zogen das Rhonethal aufwärts. Da jedoch in Oberwallis die Pferde nur mit Mühe fortzuschaffen und schwer unterzubringen waren, so ward eine abermalige Trennung beschlossen. Wedel reiste mit den Pferden über Lausanne und Bern nach Luzern, um dort den Herzog zu erwarten, welcher mit Goethe den Versuch machen wollte, zu Fuß über den Gotthard nach Uri zu gelangen. Dieser Theil der Reise war der beschwerlichste und gefahrvollste. Bis Oberwald, zwei Stunden von Münster, konnten sie noch mit einem Maulthier, welches das Gepäck trug, vordringen. Hier wurden zwei Führer mitgenommen. Am Rhonegletscher vorbei durchschritten sie — es war der 12. November — zu Fünfen, von Lawinen bedroht, die weitausgedehnte einsame Schneefläche; außer einem Lämmergeier ward nichts Lebendes erblickt. Der Zug ging hinter einander fort. Der Vorderste, der die Bahn brach, saß oft bis über den Gürtel im Schnee. Die Führer selbst sahen dies kühne Unternehmen als ein Abenteuer an, womit sie sich in der Folge gegen andere Fremde was zu Gute thun könnten. Mit einbrechender Nacht langten sie nach einem sechsstündigen Marsche in Realp an, wo sie bei den Kapuzinern ein Obdach fanden. Am folgenden

Tage erreichten sie nach einigen Stunden Weges das Hospital im Urserenthal, wo Goethe zum erstenmal wieder die Bahn seiner vorigen Schweizerreise betrat. Die munteren Wanderer stiegen noch an der Reuß aufwärts nach der Höhe des Gotthard, wo sie bei den Kapuzinern eine Nacht rasteten. Die grimmige Kälte erlaubte kaum, auf Augenblicke vor die Thür zu treten, um den Anblick der ringsum gelagerten schneebedeckten Gipfel zu genießen. Lebhaft bewegte den Dichter die Erinnerung an die Tage, wo er sich hier vor vier Jahren „mit ganz andern Sorgen, Gesinnungen, Planen und Hoffnungen“ aufhielt und, von Sehnsucht nach der Geliebten ergriffen, Italien den Rücken wandte, wodurch er, sein Schicksal nicht ahnend, „seiner jetzigen Bestimmung entgegenging“. Aufs neue tauchten diesmal Gedanken an eine Reise nach Italien auf, aber es ward beschlossen umzukehren. „Auch jetzt reizt mich Italien nicht“ — schreibt er an Frau von Stein. „Daß dem Herzog diese Reise nichts nützen würde jetzo, daß es nicht gut wäre länger vom Hause zu bleiben, daß ich Euch wieder sehen werde, Alles wendet mein Auge zum zweitenmal von dem gelobten Lande ab, ohne das zu sehen ich hoffentlich nicht sterben werde“. Vom Gotthard reiste er mit dem Herzog durch Uri über den Vierwaldstättersee nach Luzern, wo sie wieder mit Wedel zusammentrafen; hier ward die Beschreibung der Reise nach Savoyen und bis Martinach dictirt. Sie ritten dann nach Zürich, wo sie, um Lavater recht zu genießen, bis zum 2. December verweilten.

Lavater wiederzusehen, „nach der ganzen Schweiz den reinen Eindruck von ihm zu nehmen“, „sich mit ihm im Stillen über den Herzog zu freuen“, dem noch des Freundes mildredende Lippe das Haupt mit köstlichem Oele salben solle — diese frohe Aussicht begleitete Goethen während seiner Reise, und seine Briefe an Lavater sprechen eine

gehobene Pilgerstimmung in herzlichsten Worten aus. Schon von Thun aus schrieb er ihm am 8. October: „Ja, lieber Bruder, Dich wieder zu sehen ist einer meiner beständigsten Wünsche diese Jahre her und wird nun auch bald erfüllt. Ich habe Dir viel zu sagen und viel von Dir zu hören. Wir wollen wechselsweise Rechnung von unserm Haushalten ablegen, einander segnen und für die Zukunft stärken...... Mein Gott, dem ich immer treu geblieben bin, hat mich reichlich gesegnet im Geheimen; denn mein Schicksal ist den Menschen ganz verborgen; sie können nichts davon sehen noch hören. Was sich davon offenbaren läßt, freu' ich mich in Dein Herz zu legen". Diese verehrungsvolle Liebe konnte sich daher zu der Hoffnung erheben, daß sie künftig einander noch mehr werden würden, und ließ vergessen, daß ihre Ansichten über Geist und Natur, Göttliches und Menschliches sich noch schärfer als vordem geschieden hatten. Doch verschwieg Goethe, als er zu Genf durch Tobler die Handschrift von Lavater's poetischer Bearbeitung der Offenbarung Johannis erhielt, weder sich noch dem Verfasser, daß ihm das Ganze fatal sei, daß er das Göttliche nirgends und das Poetische nur hie und da finden könne, und sie daher wohlthun würden, einander ihre Particular-Religionen ungehudelt zu lassen. Er fügt dann die für ihren beiderseitigen Standpunct höchst bezeichnende Aeußerung hinzu: „Ich bin ein sehr irdischer Mensch; mir ist das Gleichniß vom ungerechten Haushalter, vom verlornen Sohn, vom Sämann, von der Perle, vom Groschen u. s. w. göttlicher — wenn je was Göttliches dasein soll — als die sieben Botschafter, Leuchter, Hörner, Siegel, Sterne und Wehe. Ich denke auch aus der Wahrheit zu sein, aber aus der Wahrheit der fünf Sinne, und Gott habe Geduld mit mir, wie bisher".

Es waren glückliche Stunden der reinsten Seelenstimmung, der innigsten Herzensgemeinschaft, welche er aufs neue an

Lavater's Seite verlebte; dies Wiedersehen ward für ihn, wie er gehofft hatte, „Siegel und oberste Spitze der ganzen Reise“: kein Mund spreche die Trefflichkeit dieses Menschen aus; er sei und bleibe „ein einziger Mensch, den man nur drei Schritte von ihm gar nicht erkennen könne“, er sei „die Blüthe der Menschheit“. Ein herrliches Bekenntniß legt er als ein Zeugniß jener gesegneten Stunden der Freundschaft ab: „Es ist uns allen eine Kur, um einen Menschen zu sein, der in der Häuslichkeit der Liebe lebt und strebt, der an dem, was er wirkt, Genuß im Wirken hat, und seine Freunde mit unglaublicher Aufmerksamkeit trägt, nährt, leitet und erfreut..... Die Wahrheit ist einem doch immer neu, und wenn man wieder so einen ganz wahren Menschen sieht, meint man, man käme erst auf die Welt. Aber auch ist's im Moralischen wie mit einer Brunnenkur..... Erst hier geht mir recht klar auf, in was für einem sittlichen Tod wir gewöhnlich zusammen leben, und woher das Eintrocknen und Einfrieren eines Herzens kommt, das in sich nie dürr und nie kalt ist. Gebe Gott, daß unter mehr großen Vortheilen auch dieser uns nach Hause begleite, daß wir unsere Seelen offen behalten, und wir die guten Seelen auch zu öffnen vermögen“. „Wann werden wir lernen“ — schreibt er unter ähnlichen Bekenntnissen an Knebel — „uns der eingebildeten Uebel entschlagen und die wahren alsdann einander zutraulich im Momente ans Herz legen!“.

Die Reisenden gingen von Zürich an den Bodensee und von da nach Schaffhausen, wo Lavater sie überraschte und noch einen Tag mit ihnen zubrachte. Im Fischhause am Rheinfall geriethen Goethe und Lavater in eine ausführliche Abhandlung über das Erhabene, deren der Herzog noch in einem späteren Briefe an Knebel mit sichtlicher Freude gedenkt. Hier nahmen sie am 8. December vom Schweizerlande Abschied.

Während der Heimkehr aus der Schweizer Gebirgsgegend reifte noch eine liebliche poetische Frucht der Reise, das Singspiel Jery und Bätely, eine Schweizeridylle in dramatischer Form, durchweht von der reinen Gebirgsluft der Alpen, in die es uns versetzt. Es sind „edle Naturen in Bauernkleidern“, deren Handlung uns anschaulich machen soll, wie der Mann des Mädchens spröden Sinn bezwingt und ihre Liebe gewinnt, indem er sich für sie in Gefahr begiebt und ihr dadurch Vertrauen auf seinen Beistand einflößt; indeß gesteht der Dichter selbst, dies Singspiel bloß auf musikalischen und theatralischen Effect gearbeitet zu haben. Am 20. December sandte der Dichter von Frankfurt aus das Stück an seinen Jugendfreund Christoph Kayser nach Zürich mit den Worten: „ich muß bitten, sich fein bald drüber zu machen, damit es bei uns zu einer Zeit aufgeführt werden kann, wo das Interesse der Schweizer Erzählungen noch nicht verraucht ist“, und abermals in zweiter Abschrift den 30. Januar 1780 mit einer ins Einzelne gehenden Anweisung über die Composition; er sprach darin den Wunsch aus, daß „der reine einfache Adel der Natur in einem wahren angemessenen Ausdruck sich immer gleich bleibe“. Die Erweiterung des Schlußgesanges ist erst im Januar 1825 auf zufällige Veranlassung entstanden.

In Stuttgart bekam der Herzog Lust an den Hof zu gehen und verweilte eine ganze Woche dort, indem die Schneider erst in Bewegung gesetzt wurden, um die einfache Garderobe der Touristen mit Hofkleidern zu vertauschen. Herzog Karl von Würtemberg bezeigte dem Herzog von Weimar, ohne das Incognito zu brechen, die möglichste Aufmerksamkeit. Goethe wohnte nebst dem Herzoge den Feierlichkeiten des Jahrstags der Militärakademie bei. Hier sah der damals zwanzigjährige Schiller, im Stillen bereits mit seinem dramatischen Erstlingswerk beschäftigt, zum ersten-

mal den Dichter vor sich, an dessen Götz und Werther er sich erwärmt hatte und dem er die Bahn des Ruhmes nachzuschreiten begann.

Das „Herumschleppen an den Höfen“ — der Weg ging über Karlsruhe, Mannheim, Darmstadt nach Frankfurt — wollte übrigens Goethe nicht behagen. „Der Herzog“ schreibt er an Frau von Stein, „ist munter und erkennt sich nach und nach im alten Elemente wieder, beträgt sich vortrefflich und macht köstliche Anmerkungen. Von mir kann ich das nicht rühmen; ich stehe von der ganzen Nation ein für allemal ab, und alle Gemeinschaft, die man erzwingen will, macht was Halbes..... Es ist unglaublich, was der Umgang mit Menschen, die nicht unser sind, den armen Reisenden abzehrt; ich spüre jetzt manchmal kaum, daß ich in der Schweiz war“. Dabei lag auch die Besorgniß nahe, daß das Hofleben wieder in der Seele des Herzogs die reinen Eindrücke, die sie in der Schweiz erhalten hatte, verlöschen könne, womit denn auch die Aeußerung der Herzogin Amalie: „Gott gebe, daß die weimarische Atmosphäre nichts wieder verdirbt!“ übereinstimmt.

Am 13. Januar 1780 trafen sie nach einer Abwesenheit von vier Monaten in Weimar wieder ein. Erst hier arbeitete Goethe, zum Theil während ihn eine damals Europa durchwandernde Schnupfenseuche ans Zimmer fesselte, die zweite Hälfte der Briefe aus der Schweiz aus, die Beschreibung der Reise von Martinach durch Wallis auf den Gipfel des Gotthard. Sie verdient ganz die Bewunderung, die ihr beim ersten Vorlesen im weimarischen Hofkreise gezollt ward; Wieland bezeichnete sie als eine von Goethe's meisterhaften Productionen, die mit dem ihm eigenen großen Sinne gedacht und geschrieben sei. Goethe befand sich diesmal in dem Fall, die Lobsprüche Wieland's mit einer gleichen Spende erwidern zu können, indem dieser während des letzten Winters den

Oberon beendigt hatte. Er erhielt von Goethe einen Lorbeerkranz zugesandt. Wie ernst und aufrichtig dies gemeint war, geht aus den schönen anerkennenden Worten an Lavater hervor: „so lange Poesie Poesie, Gold Gold, Krystall Krystall bleibt, wird auch Oberon als ein Meisterstück poetischer Kunst geliebt und bewundert werden“. Vergessen wir dabei nicht, daß die schönsten Blüthen der Wieland'schen Poesie vom „Wintermärchen“ bis zu „Gandalin“ und „Oberon“, womit sie den glücklichen Wettstreit mit Ariost versuchte, sich am Strahl des Goethe'schen Genius entfalteten, daß diese Dichtungen ohne die Einwirkung Goethe's, der dem ermattenden Dichtergeiste Wieland's neue Kraft und Wärme mittheilte, in unserer Literatur sicherlich nicht vorhanden sein würden.

Den Herzog fand man nach der Rückkehr sehr zu seinem Vortheil verändert; doch ward alles Andere fast über der großen Neuigkeit vergessen, daß er sich den Haarbeutel abschneiden ließ und „einen Schwedenkopf“ trug. Wieland rühmt auch die Besonnenheit in Goethe's öffentlichem Benehmen. Die neidischen Gemüther fingen an sich zu beruhigen. Goethe selbst schrieb um jene Zeit in sein Tagebuch die Bemerkung: „Ich fühle nach und nach ein allgemeines Zutrauen, und gebe Gott, daß ich's verdienen möge, nicht wie's leicht ist, sondern wie ich's wünsche. Was ich trage an mir und Andern, sieht kein Mensch. Das Beste ist die tiefste Stille, in der ich gegen die Welt lebe und wachse und gewinne, was sie mir mit Feuer und Schwert nicht nehmen können“. Der gehobenen Stimmung, mit der er mit seinem fürstlichen Freunde, seinem eigenen Ausdrucke gemäß, „eine neue Lebensepoche antrat“, entsprach es, daß er sowie der Herzog sich am nächsten Johannisfeste in die Freimaurerloge aufnehmen ließen.

Das dankbare Gefühl, mit welchem Goethe auf den glücklichen Verlauf der Reise — Wieland nannte sie eins der meisterhaftesten Dramata Goethe's — und ihre segensreichen

Folgen blickte, veranlaßte ihn zu dem Entwurf eines Monuments, das in den neuen Parkanlagen einen Platz finden sollte, „um dem Herzog in guten Augenblicken eine fröhliche Erinnerung an die glücklich vollbrachte Reise zu sein“. Er theilte seine Idee ausführlich in einem Briefe an Lavater mit, weil er durch ihn eine geschickte Zeichnung eines Denkmals von Füßli's Künstlerhand zu erwirken hoffte. Das Project wurde später aufgegeben. Seiner Idee nach sollte auf der einen Seite des viereckigen Monuments die Inschrift stehen: Fortunae duci reduci natisque Genio et Termino ex voto (Dem hin- und heimführenden Glücke und seinen Söhnen dem Genius und Terminus nach einem Gelübde); Abbildungen dieser Gottheiten sollten die übrigen Felder einnehmen. Die Erläuterung dieses Entwurfs verräth aufs sinnigste seine dankbare Empfindung: „Sowohl auf dieser Reise, als im ganzen Leben, sind wir diesen Gottheiten sehr zu Schuldnern geworden. Das erste Mal, daß wir nach einer langen, nicht immer fröhlichen Zeit aus dem Loche in die freie Welt kommen, zusammen den ersten bedeutenden Schritt wagen, gleich mit dem schönsten Hauche des Glücks fortgetrieben zu werden, in der späten Jahreszeit, Alles mit günstiger Sonne und Gestirnen; den ganzen Weg, den wir machen, begleitet von einem guten Geiste, der überall die Fackel vorträgt, hierhin ladet, dorthin treibt, daß, wenn ich zurücksehe, wir zu so Manchem, das unsere Reise ganz macht, nicht durch unsere Wege und Wollen geleitet worden sind; und dann am Ende, daß wir auch durch den schönen Glückssohn bedeutet wurden, wo wir aufhören, wo wir einen Grenzbogen beschreiben und wieder zurückkehren sollten, das wieder einen unglaublichen Einfluß auf unsere Zurückgelassenen hat und haben wird: das alles zusammen giebt mir eine Empfindung, die ich nicht schöner zu ehren weiß, als womit alle Zeiten durch die Menschen Gott verehrt haben“.

Viertes Capitel.

1780. 1781.

„Das Tagewerk, das mir aufgetragen ist, das mir täglich leichter und schwerer wird, erfordert wachend und träumend meine Gegenwart. Diese Pflicht wird mir täglich theurer, und darin wünscht' ich's den größten Menschen gleich zu thun und in nichts Größerem. Diese Begierde, die Pyramide meines Daseins, deren Basis mir angegeben und gegründet ist, so hoch als möglich in die Luft zu spitzen, überwiegt alles Andere und läßt kaum augenblickliches Vergessen zu. Ich darf mich nicht säumen; ich bin schon weit in Jahren vor, und vielleicht bricht mich das Schicksal in der Mitte, und der babylonische Thurm bleibt stumpf und unvollendet. Wenigstens soll man sagen, es war kühn entworfen, und, wenn ich lebe, sollen, will's Gott, die Kräfte bis hinauf reichen“.

Diese aus frischer Lebensfreudigkeit, aus dem Frohgefühl einer zum Höchsten hinanstrebenden Thätigkeit hervorquellenden Worte, die er im Sommer des Jahres 1780 an Lavater aussprach, stehen als eine erhebende Inschrift über dem Eingange zu den beiden folgenden Lebensjahren unsers Dichters, zu denen das Jahr der Iphigenie und der

Schweizerreise die Vorhalle und Weihe war. Aus der Mannigfaltigkeit einer nach allen Seiten tastenden unermüdlichen Thätigkeit entwickelte sich sein Geist zu immer größerer Klarheit und Sicherheit; mit innigem Behagen erfüllt ihn das Bewußtsein der Planmäßigkeit und Umsicht in Geschäften, das Gefühl der Selbstbeherrschung und sittlichen Stärke, und, auf dem sichern Mittelpunct seiner Individualität ruhend, breitet er sich mit einer wundersamen Elasticität des Geistes in den Gebieten des Wissens aus. Sorge und Mißmuth über die lästigen Forderungen des Tages ziehen nur hin und wieder gleich leichten Wölkchen an dem reinen Aether der Seele vorüber; die Liebe und die Poesie steigen jetzt in voller Reinheit als Morgen= und Abendstern des Daseins vor dem geweihten Auge des Dichters empor.

Seine Amtsgeschäfte blieben die bisherigen; aber sie greifen minder störend in den Gang seines Innern ein, wenn er auch mitunter über die „leidige“ Kriegscommission klagt (einen lästigen hemmenden Collegen ward er jetzt zu seiner Freude los), und in seinem Tagebuche bemerkt, daß er sich's recht sauer werden lasse; doch meint er, viel saurer würde es ihm noch werden, wenn er sich als einen Leibeigenen und Tagelöhner um der Bedürfnisse willen ansehen müsse. „Glauben Sie mir“, schreibt er der Mutter, „daß ein großer Theil des guten Muths, womit ich trage und wirke, aus dem Gedanken quillt, daß alle diese Aufopferungen freiwillig sind, und daß ich nur dürfte Postpferde anspannen lassen, um das Nothdürftige und Angenehme des Lebens mit einer unbedingten Ruhe bei Ihnen wiederzufinden“. In dieser Geschäftsthätigkeit begegnen wir wiederholt dem mit den Jahren mehr und mehr zunehmenden Sinn für Ordnung und Genauigkeit. In der Kriegscommissions=Repositur will er es „so sauber schaffen, als wenn's die Tauben gelesen hätten“. Dies erstreckt sich auch auf seine Privatangelegenheiten; er

merkt in seinem Tagebuch manchen aufräumenden und ordnenden Tag an und schreibt an Lavater: „Halte künftig meine Briefe hübsch in Ordnung und laß sie lieber heften, wie ich es mit den Deinigen auch thun werde; denn die Zeit vergeht, und das Wenige, was uns übrig bleibt, wollen wir durch Ordnung, Bestimmtheit und Gewißheit in sich selbst vermehren". In Allem zeigt sich ein consequentes Bemühen, mäßiger und haushälterischer zu sein und besonders die Zeit, den kostbaren Schatz, zu sparen. Dennoch finden wir ihn nicht in jener Abgeschlossenheit und Zurückgezogenheit, in die er sich früher periodisch aus dem Treiben der Welt rettete, so daß er den Freunden launisch und kalt erscheinen konnte. Sein Herz öffnet sich mehr der Freundschaft; nicht bloß der bewährten Freundin theilt er das Geheimste seiner Seele mit, auch die Freunde zog er durch die Milde, die jetzt sein Gemüth durchwehte, enger an sich. Wieland berichtet, er sei so sanft und gutmüthig gegen alle Leute, daß er von dieser Seite nicht mehr zu kennen sei. Mit Knebel verkehrte er inniger, denn je. Herder, der sich mehrere Jahre kalt gegen ihn verschlossen hatte, so daß Goethe noch im August 1780 an Lavater die Klage ausspricht, er mache sich und Andern das Leben sauer, näherte sich ihm, und es schloß sich seit 1781 wieder ein engeres Freundschaftsband. Wahrscheinlich ist er gemeint, wenn Goethe in den Schlußworten seines Tagebuchs von 1781 seine Freude äußert, die dicke Haut mehrerer Personen durchbrochen zu haben. Unterm 21. Sept. schreibt Goethe an Knebel: „Mit Herdern bin ich in ein Verhältniß gerückt, das mir für die Zukunft alles Gute verspricht. Schone ihn! Man schont sich selbst, wenn man nicht streng und grausam in gewissen Lagen gegen Menschen ist, die uns oder den Unsrigen wieder näher werden können".

Mit dem erneuten Streben nach freundschaftlichen Verbindungen erwachte auch das Verlangen, Lessing auf-

zusuchen; schon war der Plan zu einer Reise nach Wolfenbüttel gefaßt, als er die Nachricht von dem Tode des großen Mannes erhielt, dessen Werth er mit immer gleicher Verehrung anerkannt hat. Freunde früherer Jahre besuchten ihn in Weimar, unter ihnen Behrisch und Gotter. Mit Merck traf er im Herbst 1780 auf einen Tag zusammen. Besonders erfreute ihn das längere Zusammensein mit seinem Jugendfreunde, dem Musiker Kayser, mit dem er viele Gespräche über Musik hatte. Goethe bemühte sich, für die Fortbildung seines Freundes zu sorgen. Kayser wurde nach Wien geschickt, um sein Talent unter Gluck's Leitung auszubilden. Karl August und Goethe versahen ihn mit dem nöthigen Gelde. „Glaub' mir", schreibt er damals an seine Freundin, „ich fühle mich ganz anders; meine alte Wohlthätigkeit kehrt zurück, und mit ihr die Freude meines Lebens. Du hast mir den Genuß im Gutsthun gegeben, den ich ganz verloren hatte. Ich that's aus Instinct, und es ward mir nicht wohl dabei". In der Aeußerung, daß auf diesem beweglichen Erdball nur in der wahren Liebe, der Wohlthätigkeit und den Wissenschaften die einzige Freude und Ruhe sei, spricht sich der sittliche Friede seines Innern in einfach schönen Worten aus.

Mit diesem frohen Selbstgefühl floß auch die Freude über die Entwickelung seines jungen fürstlichen Freundes zusammen, der ihm täglich zu wachsen und „von den Fesseln, an denen ihn die Geister führten", sich mehr und mehr frei zu machen schien. In vertraulicher Mittheilung unterdrückt er auch nicht ganz den Unwillen, wenn er ihn zwischen großen und thörichten Unternehmungen hin und her schwanken sieht und beklagt dabei, daß ein Fürst, der etwas angreifen wolle, nie in die Gelegenheit komme, die Dinge im Alltagsgang von unten auf zu sehen. Aber wiederholt hat er denn auch Anlaß, den „guten, braven" Sinn des Herzogs in mancher

„sinnigen Unterredung“ anzuerkennen. Ihr Verkehr bestand in alter Innigkeit fort. Noch waren sie zusammen auf häufigen Ausflügen nach den thüringischen Städten, nach Leipzig und Dessau. Doch versucht Goethe schon, sich nach und nach von den Excursionen des allzu beweglichen Fürsten zurückzuziehen, da der Gewinn an Lebenserfahrung und Naturgenuß nicht mehr den Verlust der Zeit aufwog, zumal da Goethe außerdem durch sein Amt zu wiederholten Streifzügen durch das weimarische Land genöthigt ward.

Wenn wir uns erinnern, wie viel Werth Goethe darauf legte, in des Herzogs Seele die in der Schweiz erhaltenen sittlichen Eindrücke und männlichen Entschlüsse lebendig zu erhalten, so werden wir nicht verkennen, daß der bald nach der Rückkehr mit Eifer ergriffene Plan, das Leben des Herzogs Bernhard von Weimar, des ruhmvollen Vorfahrs seines Fürsten, zu beschreiben, in enger Beziehung zu jener Absicht steht. Goethe erkannte, daß in dem Charakter „dieses als Helden und Herrschers sehr merkwürdigen Mannes, der in seiner kurzen Laufbahn ein Liebling des Schicksals und der Menschen gewesen sei“, manche Züge sich fänden, die in dem Fürsten, dem er nahe stand, wiederkehrten. Ihn wollte er daher als lebendiges Zeugniß des ruhmgekrönten kühnen Strebens hinstellen, ein anziehendes Charakterbild des in verworrener Zeit muthvoll handelnden Mannes. Man möchte fragen, warum nicht der Dichter des Götz und des Egmont die dramatische Kunstform der historischen Erzählung vorzog. Allein die Mühe, die ihn noch immer von den historischen Scenen des Egmont zurückschreckte, mochte ihm ein ähnliches Unternehmen bedenklich erscheinen lassen, zumal die Rücksichten auf den Hof seine dichterische Freiheit beengt haben würden. Er entschloß sich daher zu einer historischen Darstellung und war im Frühjahr 1780 mit dem Sammeln des Materials eifrigst beschäftigt. Der Herzog interessirte sich sehr für das

Werk. Er erwirkte für Goethe die Benutzung des gothaischen Archivs und versuchte auch, obwohl vergeblich, bei einem gewissen Albrecht Friedrich von Erlach, Baron von Spiez, die Herzog Bernhard betreffenden Papiere aus dem Erlach'schen Familienarchive zu Spiez bei Bern mitgetheilt zu erhalten. Indem Goethe dem Herzog Ernst für die Uebersendung von funfzehn Bänden Bernhard'scher Papiere seinen Dank ausdrückt (28. Febr. 1780), fügt er hinzu: „Ich wünschte auf die würdigste Weise dem Hause Sachsen, dem ich mich gewidmet habe, in einem seiner größten Männer meine Verehrung bezeugen zu können, ob ich mir gleich nicht mehr zutraue, als daß vielleicht meine Bemühung einen Andern, der diesem Geschäfte mehr gewachsen ist, aufweckt und reizt". An Merck berichtet er unterm 7. April: „Zur Geschichte Herzog Bernhards habe ich viele Documente und Collectaneen zusammengebracht [der in Ilmenau sich aufhaltende Kraft war ihm beim Excerpiren besonders behülflich], kann sie schon ziemlich erzählen, und will, wenn ich erst den Scheiterhaufen gedruckter und ungedruckter Nachrichten, Urkunden und Anekdoten recht zierlich zusammengelegt, ausgeschmückt und eine Menge schönes Rauchwerks und Wohlgeruchs darauf herumgestreut habe, ihn einmal bei schöner trockener Nachtzeit anzünden und auch dieses Kunst- und Luftfeuer zum Vergnügen des Publici brennen lassen". An Lavater berichtet er noch im Juni, daß er die Zeit erwarte, wo es ihm vielleicht glücken werde, ein Feuerwerk daraus zu machen. Wir kennen bereits Goethe's Eigenthümlichkeit — er selbst bezeichnet sie als eine seiner Unarten —, ein Project rasch zu ergreifen und dann bei vermindertem Interesse liegen zu lassen. Durch andere Pläne von größerm poetischen Reiz ward nach und nach die historische Arbeit in den Hintergrund geschoben. Er sah bei fortgesetztem Studium ein, daß das Leben Bernhards sich nicht als ein einzelnes biographisches Gemälde absondern lasse, sondern sich auf dem weiten Tummelplatz des dreißigjährigen Krieges aus-

breite und zu einer Darstellung der gleichzeitigen politischen Verhältnisse und einer Geschichte des Krieges erweitere. Die Ereignisse des jugendlichen Helden „machten kein Bild“, und wo dieser Kunstform nicht Genüge geleistet ward, ließ sich unser Dichter nicht fesseln. Auch Schiller brachte seinen Vorsatz, Bernhard zum Helden einer Tragödie zu machen, wohl aus gleichen Gründen nicht zur Ausführung. Ueberdies war zu einer umfassenden historischen Arbeit über jene verworrene Epoche der deutschen Geschichte ein folgerechtes gründliches Geschichtsstudium erforderlich, wozu es Goethe damals an Zeit und Lust gebrach, weßhalb er zu dem Ausweg sich entschlossen hatte, nur einen ersten Band zu schreiben und auf die Darstellung der welthistorischen Begebenheiten in Bernhards letzter Lebensperiode zu verzichten. Auch dies unterblieb [86]). Uebrigens waren die dadurch veranlaßten historischen Studien für Goethe nicht ohne Gewinn; sie schlossen sich an die Vorstudien zum Götz und Egmont, die ihm die tiefere Einsicht in die Bewegungen des sechzehnten Jahrhunderts verschafft hatten, in richtiger Folge an und führten ihn zu einer gründlicheren Kenntniß des siebzehnten Jahrhunderts. Häufiger als früherhin finden wir unter den Werken, deren Lectüre ihn beschäftigte, auch Geschichtswerke verzeichnet. Mittelbar kam die Anregung des historischen Sinnes dem Egmont zu Gute, zu dem er im Jahre 1781 zurückkehrte.

Goethe's wissenschaftliche Studien wandten sich nach der Schweizerreise mit immer größerer Entschiedenheit den Naturwissenschaften zu. In dem einige Jahre früher niedergeschriebenen aphoristischen Aufsatze „die Natur“ spricht sich noch jene pantheistische Mystik der Naturbetrachtung aus, deren ahnungsvolle Antithesen seine Dichtungen so schön kleiden. In Bezug zu diesen naturphilosophischen Phantasieen bezeichnet Goethe die Stufe der Einsicht, zu der sich damals sein Geist ausgebildet hatte, als „einen Comparativ, der seine

Richtung gegen einen noch nicht erreichten Superlativ zu äußern gedrängt sei“, und blickt „nicht ohne Lächeln“ auf jene Vorstufe zurück. Dieser gehört noch der Entwurf zu einem Romane über das Weltall an, den er 1781 durchdachte. Die Idee zu demselben ward wahrscheinlich durch Buffon's „Epochen der Natur“ angeregt, ein Werk, das Goethe's Naturanschauung höchst förderlich entgegenkam, indem es die Natur in ihrer Mannigfaltigkeit als ein zusammengehörendes, in wechselseitigen Beziehungen sich begegnendes Ganzes auffaßte; in einem Briefe an Merck (7. April 1780) ereifert er sich gegen Georg Forster, der es für einen Roman erklärt hatte.

Mehr und mehr begegnen wir von jetzt an seinen consequenten Bemühungen, sich des Details der Naturerscheinungen durch Sammlungen, Versuche und Lectüre zu bemächtigen. Reisebeschreibungen widmete er ein fleißiges Studium; besonders gewährte ihm Saussure's Beschreibung der Alpenreise hohen Genuß und reiche Belehrung. Seit mehreren Jahren war durch das Interesse für den Bergbau die Erforschung der Gebirgsbildung ihm nahe gelegt; eine geognostische Karte von der Umgegend Ilmenau's hatte er durch Sachverständige, die er aus Sachsen herbeizog, anfertigen lassen. Er ergab sich, wie er gegen Merck äußert, den mineralogischen Forschungen „mit einer völligen Leidenschaft“ und hatte große Freude daran. Dazu benutzte er den häufigen Aufenthalt in Ilmenau und die Streifzüge durch das Thüringerland. Daß er am 4. Sept. 1780 sich aufs neue auf der Höhe des Brockens befand, ersehen wir aus einigen von seiner Hand im Brockenbuche aufgezeichneten lateinischen Zeilen. „Wir sind“, schreibt er am 7. Sept., „auf die hohen Gipfel gestiegen und in die Tiefen der Erde eingekrochen, und möchten gar zu gern der großen formenden Hand nächste Spuren entdecken. Es kommt gewiß noch ein Mensch, der darüber klar sieht. Wir wollen ihm vorarbeiten. Wir haben recht schöne große Sachen entdeckt,

die der Seele einen Schwung geben und sie in der Wahrheit ausweiten." Von Karl Wilhelm Voigt, den der Herzog auf der Freiberger Bergakademie hatte ausbilden lassen, wurde die westliche Seite des Thüringer Gebirges vom Ettersberg bis zur Rhön geognostisch untersucht. Goethe vervollständigte zugleich seine mineralogischen Sammlungen und brachte "die meisten Stein- und Gebirgsarten aus allen diesen Gegenden beisammen". "Durch dieses alles zusammen" — fährt er in dem Briefe an Merck (Octbr. 1780) fort — "und durch die Kramereien einiger Vorgänger bin ich im Stande, einen kleinen Aufsatz[88]) zu liefern, der gewiß interessant sein soll. Ich habe jetzt die allgemeinsten Ideen und gewiß einen reinen Begriff, wie Alles auf einander steht und liegt, ohne Prätension, auszuführen, wie es auf einander gekommen ist. Da ich einmal nichts aus Büchern lernen kann, so fang' ich erst jetzt an, nachdem ich die meilenlangen Blätter unserer Gegenden umgeschlagen habe, auch die Erfahrungen Anderer zu studiren und zu nutzen ..... Ich bin überzeugt, daß bei so viel Versuchen und Hülfsmitteln ein einziger großer Mensch, der mit den Füßen oder dem Geist die Welt umlaufen könnte, diesen seltsam zusammengebauten Ball ein für allemal erkennen und uns beschreiben könnte". Die Forschungen wurden ein neuer geistiger Berührungspunct zwischen Goethe und Merck, welcher sich durch seine mineralogischen Forschungen die Anerkennung der Meister der Wissenschaft erwarb.

Mit gleichem Eifer warf sich Goethe im folgenden Jahre auf das Studium der Anatomie und Osteologie, das ihn schon in seinen Jugendjahren lebhaft angezogen hatte. Die Uebungen im Zeichnen und die Physiognomik führten ihn häufig dahin zurück. Die Abschnitte in Lavater's physiognomischen Fragmenten von dem Geschlechtsunterschiede der Menschen von den Thieren und von Thierschädeln sind von Goethe's Hand. Jetzt begann er unter Anleitung des Pro-

fessors Loder zu Jena ein genaues wissenschaftliches Studium, weßhalb er sich im October 1781 einige Zeit dort aufhielt, und suchte durch mündlichen Vortrag seinen Kenntnissen mehr Zusammenhang und Klarheit zu geben. Er schrieb darüber im November an Merck und an Lavater: „Diesen Winter habe ich mir vorgenommen, mit den Lehrern und Schülern unserer Zeichnen-Akademie den Knochenbau des menschlichen Körpers durchzugehen, sowohl um ihnen als mir zu nutzen, sie auf das Merkwürdige dieser einzigen Gestalt zu führen und sie dadurch auf die erste Stufe zu stellen, das Bedeutende in der Nachahmung sinnlicher Dinge zu erkennen zu suchen. Zugleich behandle ich die Knochen als einen Text, woran sich alles Leben und alles Menschliche anhängen läßt, habe dabei den Vortheil, zweimal die Woche öffentlich zu reden und mich über Dinge, die mir werth sind, mit aufmerksamen Menschen zu unterhalten, ein Vergnügen, welchem man in unserm Welt-, Geschäfts- und Hofleben gänzlich entsagen muß. Diejenigen Theile, die abgehandelt werden, zeichnet alsdann ein jeder und macht sie sich zu eigen. Durch diesen Weg denke ich selbst in der Zeichnung, Richtigkeit und Bedeutsamkeit der Formen zuzunehmen“.

Die Zeichnenschule, die er hier erwähnt, bestand seit kurzem unter der Leitung des Malers Kraus und pflegte seit 1779 den Geburtstag des Herzogs durch eine öffentliche Ausstellung ihrer Zeichnungen zu feiern. Goethe widmete dieser durch ihn hervorgerufenen Anstalt seine thätige Theilnahme. Seine eigenen Uebungen im Zeichnen wurden mit Ausdauer fortgesetzt. Von Landschaften ging er mehr zum Copiren ausgezeichneter Kupferstiche über, in denen er die menschliche Gestalt studiren konnte; daher übte er sich auch im Zeichnen nach dem Nackten, wovon der Schluß der Werther'schen Schweizerbriefe uns in ausführlicher Schilderung Bericht erstattet. Er machte selbst Versuche im Porzellanmalen, um

der Freundin eine Freude zu machen. Die durch Merck angeregte Liebhaberei des Herzogs, werthvolle Handzeichnungen und Kupferstiche zu sammeln, verschaffte Goethe eine gründlichere Einsicht in die Geschichte der Kunst und die Richtungen der einzelnen Malerschulen, und er fing an, für sich zu sammeln. Außer den Niederländern fand die deutsche und italienische Schule mehr und mehr Beachtung; Mengs' Schriften studirte er mit großer Befriedigung und Anerkennung ihrer Vortrefflichkeit. Vor Albrecht Dürer gesteht er alle Tage mehr Respect zu bekommen. Nach Rafael ward copirt. „Ach Gott“ ruft er beim Anblick der schönen Caracche aus, „daß man so lange leben muß, eh' man so was sieht und sehen lernt!“ Besonders bemühte er sich, solche Blätter zu erhalten, wo „die erste unmittelbarste Aeußerung des Künstlergeistes“ ausgedrückt war. Damals wurde die später so innige Freundschaft mit dem Maler Heinrich Wilhelm Tischbein angeknüpft. Dieser war 1779 vom Landgrafen von Hessen-Cassel zu einer Reise nach Italien mit Geldmitteln versehen worden, um sich für seine Kunst auszubilden. Bald nach seiner Ankunft in Rom hörte die Unterstützung auf. In die dürftigste Lage versetzt, begab er sich nach Zürich. Auf Lavater's Empfehlung verwandte sich Goethe für ihn beim Herzog von Gotha und erwirkte die zum ferneren Aufenthalt in Italien erforderliche Unterstützung. Fügen wir noch hinzu, daß er manche Stunde mit dem Bildhauer Klauer zusammen war, der damals unter andern auch des Dichters Büste verfertigte, daß er sich mit Kayser über musikalische Arbeiten besprach, und man sich um diese Zeit in Weimar mit der Aufführung größerer Musikwerke, z. B. des Händel'schen Messias, beschäftigte, so zeigt sich uns ein Streben, wie die Natur, auch das ganze Gebiet der Kunst zu durchwandern und durch eigene Anschauung kennen zu lernen.

Inzwischen ward auch die dramatische Kunst noch wie vordem in Ehren gehalten. Ein neues Theater war eingerichtet

worden, und Goethe wirkte bei Theaterproben und Aufführungen eben so eifrig mit, wie bei Feuerspritzenproben und Feuersbrünsten, die mehr denn je im Sommer 1780 seine Sorge in Anspruch nahmen. In Seckendorf's Kallisto spielte Goethe „eine schlechte Rolle mit großem Fleiß“. Jery und Bätely (nach Seckendorf's Composition) schloß sich an. „Ist Kallisto ein schlechtes Stück“, — so äußert er sich nach diesen Aufführungen — „und Bätely schlecht componirt, es unterhält mich doch. Das Theatralische ist noch eins von den wenigen Dingen, an denen ich noch Kinder- und Künstlerfreude habe“. Die Wahrheit dieser Bemerkung beweisen die in jenen Jahren gearbeiteten ersten Bücher des Wilhelm Meister.

Während des Sommers 1780 war wieder „Lust und Leben“ in Ettersburg. „Das dramatische Wesen“, schreibt Herzogin Amalie an Merck, „hat seinen glücklichen Fortgang, und Freund Wolf thut treulich das Seinige dazu“. Dieser kam im Juni wieder an und brachte nicht nur wieder herrliche Kunstsachen mit, sondern nahm sich auch der Decorationsmalerei an. Goethe, welcher sich schon mit dem Entwurf zum Torquato Tasso trug, sah sich dadurch veranlaßt, nochmals die humoristische Dichtung früherer Zeit wieder zu erwecken. Da ihn das durch die Iphigenie neubelebte Studium des Euripides mehr mit dem griechischen Drama vertraut gemacht hatte, so erheiterte er sich damals manche Stunde mit der Lectüre der Komödien des Aristophanes und wählte sich eine derselben, die Vögel, zu einer freien Bearbeitung aus. Diese ward mitten unter vielfachen Geschäften in der frohen Laune einiger Sonntagsstunden zu Stande gebracht. Er wollte, um den Stoff kurz zusammenzudrängen, nur „den Rahm abschöpfen“. Der Epilog ließ eine Fortsetzung hoffen, die indeß unterblieben ist. Nur die Hauptmotive sind dem griechischen Komödiendichter, „dem ungezogenen Liebling der Grazien“, wie er im Epilog treffend genannt wird, entlehnt;

im Uebrigen läßt der Dichter seine Laune frei walten und würzt sein Lustspiel mit Beziehungen auf moderne Verhältnisse. Zwei Literaten, die mit ihrer Existenz unzufrieden sind, weil sie in ihrer Heimat immer weniger haben, als sie brauchen, und für ihre Mühe, im Wirthshause zu sitzen, nicht einmal bezahlt werden, suchen den Schuhu auf, den großen Criticus, der mit Allem unzufrieden ist, mit allen Malcontenten in Correspondenz steht, und dem man deßhalb große Kenntniß zuschreibt. Durch diesen hoffen sie zu der Stadt ihrer Hoffnungen gewiesen zu werden, wo sie alle Tage an eine wohlbesetzte Tafel geladen werden, wo vornehme Leute bereit sind, die Vortheile ihres Standes mit ihnen zu theilen, wo die reichen Leute Zinsen geben, damit man ihnen nur das Geld abnimmt und verwahrt, und wo ein Mann, der ein gutes Buch geschrieben hat, gleich auf Zeitlebens in Allem freigehalten wird. Von dem Schuhu abgewiesen, gerathen sie unter die Krallen der Vögel, welche sie dadurch zu gewinnen wissen, daß sie ihnen vorschwatzen, die Vögel seien das erste, urälteste Geschlecht, vom Schicksal bestimmt, Herren des Himmels und der Erde zu sein, und das Reich der Lüfte sei das größte und unüberwindlichste, das über alle Reiche herrschen werde, wenn sie es mit vereinten Kräften einzurichten und ihre Macht zu gebrauchen lernen. Die politisch-sociale Tendenz dieses Lustspiels, worin manche Ideen der späteren Revolutionszeiten anklingen, hat ihre Grundzüge schon in der Dichtung des Aristophanes.

Die Aufführung zu Ettersburg (18. August), bei der Goethe den Treufreund spielte, machte, wie Wieland an Merck berichtet, „einen gar possierlichen Effect“. Die Vögel wurden von lebenden Personen in Vogelfederschmuck dargestellt; Köpfe, Flügel und Schwänze konnten bewegt werden; Eule und Schuhu ließen die Augen rollen. „Außer der mächtigen Freude“, fährt Wieland fort, „die der Herzog und die

Herzogin-Mutter an diesem Aristophanischen Schwank gehabt hat, ist's auch für Goethens Freunde tröstlich zu sehen, daß er mitten unter den unzähligen Plackereien seiner Ministerschaft noch so viel gute Laune im Satz hat". Die poetische Laune verließ ihn auch nicht, wenn er sich im Winter durch die Hofvergnügungen, welche durch zahlreiche fürstliche Besuche belebt wurden, genöthigt sah, "im Dienste der Eitelkeit die Feste der Thorheit zu schmücken und mit Maskenzügen und glänzenden Erfindungen oft eigene und fremde Noth zu übertäuben". Er schließt diese Klage an Lavater mit der Bemerkung, daß es noch gehe, da er diese Sachen als Künstler tractire; er hätte hinzufügen können, daß die anmuthige Gegenwart der geliebten Freundin ihm bei diesen Hoffesten manche frohe Stunde bereitete. Sie war ihm zur Seite in der Maske der "Nacht" in dem Aufzuge des Winters (16. Decbr. 1781), welcher unter den Maskenzügen in Goethe's Gedichten abgedruckt ist. Er erwähnt in den einleitenden Zeilen, daß die meisten Programme, so wie die zu den Aufzügen bestimmten und dieselben gewissermaßen erklärenden Gedichte verloren gegangen seien. Durch eine Maskengesellschaft (Corona Schröter und zwei Sänger) wurde bei einem Hoffeste (6. Jan.) das Gedicht Epiphanias, die Sendung der "drei Könige aus fernem Morgenland", dramatisch dargestellt. Dem Geburtstage der Herzogin Luise widmete er das Gedicht ein Zug Lappländer.[89])

Eine größere humoristische Dichtung, das Neueste von Plunderswellern, war bestimmt, der Herzogin-Mutter zum Weihnachtsfeste 1780 eine heitere Stunde zu bereiten.[90]) Da sie den Personen ihres nächsten Kreises eine Weihnachtsfreude zu machen pflegte, so überraschte man auch sie diesmal mit einer Gabe, einem von Kraus nach Goethe's Erfindung und Entwurf ausgeführtem Gemälde, das die deutsche Literatur der nächstvergangenen Jahre in satirischen Bildern darstellte.

Nachdem es enthüllt war, trat Goethe in der Rolle des Marktschreiers von Plundersweilern herein, den er in dem „Jahrmarktsfest“ auf der Bühne zu Ettersburg zu allgemeinem Jubel dargestellt hatte, und recitirte das erklärende Gedicht, während die ihn begleitende „lustige Person“ die einzelnen Gegenstände nach der Reihe mit der Pritsche bezeichnete. Das letzte Jahrzehend der deutschen Literatur wird in den einzelnen Gruppen aufs ergötzlichste porträtirt. Im Vordergrund erscheint der Dichter des Werther mit dessen Leichnam auf den Schultern, hinter ihm ein Chorus empfindsamer Jünglinge und Jungfrauen, die einen Mond und ein brennendes Herz auf einer Stange tragen; man blickt in die Lesestraße, wo Frau Kritik ihr Geschäft treibt und Buchhändler mit gebückten Autoren verhandeln; Almanachsdichter sind in einer Laube versammelt, und der Merkur schreitet auf Stelzen einher. Wenn Goethe in den späterhin vorausgeschickten Einleitungsworten „den kleinen Verdruß einiger Gegenwärtigen“ erwähnt, so war es ohne Zweifel Wieland, dessen Empfindlichkeit bei solchen Anlässen leicht erregbar war.

Ueber den Werth der jüngsten deutschen Literaturepoche wurde um diese Zeit viel hin und her gestritten. Das wegwerfende Urtheil, welches Friedrich II. in seiner Schrift de la littérature allemande über die vaterländische Literatur ausgesprochen hatte, erregte durch die Persönlichkeit ihres Verfassers großes Aufsehen, obwohl sie nur dazu dienen konnte, den Standpunct des französisch gebildeten Königs zu charakterisiren, der über das, was er kennen zu lernen nicht der Mühe werth geachtet hatte, auch nicht zu urtheilen fähig war. Für die deutsche Literatur wurde indeß manche Lanze gebrochen. Goethe dictirte in Bezug darauf am 6. Januar 1781 ein G e s p r ä c h ü b e r d i e d e u t s c h e L i t e r a t u r, über das Merck, dem er es zugesandt hatte, mit vielem Lobe an Georg Forster berichtete. Vielleicht wird es noch wieder aufgefunden.

Der Verfasser unterließ die Herausgabe, so wie die anfangs beabsichtigte Hinzufügung eines zweiten Stücks, da inzwischen Möser in seinem „Schreiben über die deutsche Sprache und Literatur“ denselben Gegenstand mit gewohnter Klarheit und Umsicht behandelt hatte. Goethe's Brief, worin er Möser's Tochter, Frau von Voigts, für die Uebersendung dieser Schrift dankt (vom 21. Juni 1781), ist ein Beweis, daß er, obgleich sein Götz in der Abhandlung des Königs eine abscheuliche Nachahmung der schlechten englischen Stücke genannt war, doch den großen Herrscher schon damals eben so human beurtheilte, wie später in „Dichtung und Wahrheit“; es dünkt ihn, das Ausschließende zieme sich für Große und Vornehme, und ein Vielgewaltiger, der Menschen zu Tausenden mit einem eisernen Scepter führe, müsse die Production eines freien und ungezogenen Knaben unerträglich finden. Ueber seine eigenen Bestrebungen äußert er mit eben so großem Sinne als Bescheidenheit: „Sagen Sie Ihrem Herrn Vater ja, er soll versichert sein, daß ich mich noch täglich nach den besten Ueberlieferungen und nach der immer lebendigen Naturwahrheit zu bilden strebe, und daß ich mich von Versuch zu Versuch leiten lasse, demjenigen, was vor allen unsern Seelen als das Höchste schwebt, ob wir es gleich nie gesehen haben und nicht nennen können, handelnd, schreibend und lebend immer näher zu kommen.“

In solch einem gehobenen, nach allen Seiten regsamen Geistesleben war ihm „die schöne unverwelkliche Gattin mit Himmelsband verbunden“, welche die Ode Meine Göttin mit unvergleichlicher Anmuth schildert. Diese duftige Blume der Phantasie pflückte er am 5. September 1780 zu Kaltennordheim, als er das Thüringer Gebirge durchstreifte und zum Behuf seiner mineralogischen Sammlungen „an jeden Stein klopfte“, nebenbei in Gesellschaft des Herzogs und Stein's mit Ochsenkauf und Besichtigung der Anstalten zur Wiesen-

bewässerung beschäftigt. Wie er immer seine Bilder von der augenblicklichen Anschauung zu entnehmen pflegt, so weiß er auch für seine geistige Thätigkeit Vergleichspuncte zu treffen, indem er in einem gleichzeitigen Briefe seinen Kopf einer Mühle mit vielen Gängen vergleicht, wo zugleich geschroten, gemahlen, gewalkt und Oel gestoßen wird, und in Bezug auf den poetischen Trieb hinzugefügt, er entziehe diesen Springwerken so viel möglich die Wasser und schlage sie auf Mühlen und in die Wässerungen; aber ehe er sich's versehe, ziehe ein böser Genius den Zapfen, und Alles springe und sprudele.

Die Bäche der Goethe'schen Poesie sprudelten in den Jahren, die wir jetzt betrachten, in herrlichster Reinheit und Lebendigkeit, bald in munterem jugendlichen Sprunge von Fels zu Fels herniederhüpfend, bald in ruhiger Bahn fortströmend und zu klarer Fülle und Tiefe sich erweiternd. Während jener Herbstexcursionen gewann Tasso, den er schon im März concipirt und durchdacht hatte, eine festere Gestalt, so daß er sich am Morgen des 13. Octobers zu der Ausarbeitung der ersten Scenen entschloß. In wenigen Wochen rückte das Drama bis zu der ersten Scene des zweiten Acts vor. Die Geschäfte des Decembers, „wo er sich's sehr sauer werden lassen mußte", und die Zerstreuungen des Winters ließen ihn die Arbeit nicht vor dem nächsten Frühling wieder aufnehmen; nach vielen Unterbrechungen ward der zweite Act gegen den Herbst 1781 abgeschlossen. Diese Dichtung hat zwar ihre classische Form erst durch die spätere Umdichtung erhalten, indem sie anfangs, wie er selbst berichtet, „in poetischer Prosa geschrieben war und etwas Weichliches und Nebelhaftes hatte"; allein indem gerade den ersten Acten das „Herzblut" des Dichters eingeflößt ward, stehen sie im innigsten Zusammenhange mit dem Seelenleben und den Verhältnissen Goethe's in den Jahren, wo sie zuerst entworfen wurden. Er hatte die Stellung, welche der Dichter neben den

bloß praktischen Männern am Hofe einnimmt, durch angenehme wie durch bittere Erfahrungen kennen gelernt, und wenn er auch zum Geschäftsmanne sich heranbildete, so fühlte er gleichwohl den Widerspruch, in den die poetische Natur mit den Forderungen des Lebens tritt. Daher hatte er in Antonio nicht bloß seine Neider zu schildern, sondern ihm auch den Theil seines eigenen Wesens zu leihen, den er zu einer beschränkteren Sphäre der geistigen Thätigkeit zwang. Vornehmlich aber gab er in den ersten beiden Acten des Tasso seinem Verhältniß zu Frau von Stein den poetischen Ausdruck; das Drama ward zunächst als ein Dankopfer auf dem Altar der Liebe niedergelegt.

Während die Tasso-Dichtung sich von seinem Innern löste, war sein Liebesverhältniß zu einer Reinheit und Seelenharmonie gediehen, die kein Mißklang mehr störte. Was ihm die Freundin in den Zeiten seines Kampfes mit innern und äußern Zuständen gewesen war, wie sie ihm als die Vertraute seines Herzens beruhigend und ermuthigend zur Seite gestanden hatte, wie sie noch stets die Seele seines Dichtens und Strebens war, das ward hier zum seelenvollsten Geständniß. In der Prinzessin Leonore zeichnete er das Ideal zarter Weiblichkeit, wie er es in ihr erfaßt hatte. Er bekennt ihr daher unumwunden, was er am Tasso schreibe, an sie zu richten, wie denn auch sie ihm geäußert, was Tasso sage, sich zueignen zu wollen. Wir gehen wohl nicht fehl, wenn wir auch die liebenswürdige Gräfin Leonore in Goethe's damaligem Umgangskreise aufsuchen; zu diesem Bilde scheint die schöne Marquise Branconi gesessen zu haben, welche er in Weimar zwei Tage bewirthete und „von deren schöner Gegenwart er noch einige Tage den Nachklang genoß“.

Dergleichen Studien nach dem Leben kamen ihm auch beim Wilhelm Meister zu Statten, in welchem Viel aus seiner „epischen Vorrathskammer und politisch-moralisch-dramatischen

Tasche" sich verarbeiten ließ. Das Material des zweiten und dritten Buches ward in diesen Jahren in manchen einsamen Stunden durchdacht. Ein Brief an die Freundin (7. Juni 1780) erzählt uns, wie er auf dem Ritt von Erfurt nach Gotha seine „Lieblingssituation" (Mignon und der Harfenspieler?) ausführt und das Detail so lebhaft in sich entstehen läßt, „daß er zuletzt bitterlich zu weinen anfängt". „Ich wollte gerne" — fügt er dann hinzu — „Geld drum geben, wenn das Capitel von Wilhelm Meister aufgeschrieben wäre, aber man brächte mich eher zum Sprung durch's Feuer. Dictiren könnt' ich's noch allenfalls, wenn ich nur immer einen Reiseschreiber bei mir hätte. Zwischen so einer Stunde, wo die Dinge so lebendig in mir werden, und meinem Zustande in diesem Augenblicke, wo ich jetzt schreibe, ist ein Unterschied wie Traum und Wachen". Es war ihm damals bereits das Dictiren so zur Gewohnheit geworden, daß er scherzweise äußerte, er verlerne fast das Schreiben.

In den Ilmenauer Septembertagen war sein Roman eins der „Springwerke", die der Genius manchmal sprudeln ließ, und es ist wohl nicht zu bezweifeln, daß die Scenen des zweiten Buches, wo Wilhelm, seine Handelsgeschäfte vergessend, in dem heiteren Landstädtchen am Fuße des Gebirges lange im Verkehr mit der wandernden Schauspielertruppe und Seiltänzern die Tage hinlebt, uns auf diesen Boden versetzen [91]). Die Hauptzüge des dritten Buchs, in welchem Wilhelm mit dem Grafen und der Gräfin zusammengeführt wird, gingen aus psychologischen Beobachtungen des Jahres 1781 hervor, wo er überdies, wie die Briefe an Lavater darthun, sich der Seelenkunde mit wissenschaftlicher Gründlichkeit widmete, was eben so wenig, wie früherhin die physiognomischen Studien, für seine Dichtungen verloren ging. Er verweilte im März dieses Jahres mehrere Tage bei dem Grafen Werther zu Neunheiligen in Gesellschaft des

Herzogs, dessen Neigung zu der liebenswürdigen Gräfin schon oben berührt worden ist. Der Graf, vormals Gesandter in Spanien, ein Mann von Welterfahrung und Kenntnissen, hatte aus den frühern Verhältnissen ein steifes, ceremonielles Wesen heimgebracht, das ihn zugleich lächerlich und seiner Umgebung unerträglich machte: Züge, die wir in dem Grafen des Romans wiederfinden. Die Gräfin dagegen war eine der seltensten weiblichen Erscheinungen und dadurch für Goethe im eigentlichen Sinne ein Studium, wdurch er „neue Begriffe" erhielt. Schön, doch zart und kränklich, erschien sie und war, wie er sich ausdrückt, eine schöne Seele, die aus den letzten Flammenspitzen eines nicht verdienten Fegfeuers scheidet und sich nach dem Himmel sehnend erhebt. Mit einer bewundernswürdigen Seelengüte verband sie eine richtige Beurtheilung der größern wie der kleinern Verhältnisse des Lebens: „sie kennt die Welt; sie hat Welt". Goethe sah an ihr in dem vollendetsten Bilde, was „große Welt", „Welthaben" bedeute; was in der Kunst das Genie, das habe sie in der Kunst des Lebens. Im Grunde fand er in ihr die Frau von Stein, nur mit etwas weicherer Form, wieder. Er richtete die Sorgfalt des forschenden Naturbeobachters dahin, die feinen Züge ihres Wesens „zu erobern", und schuf nach diesem Urbilde die liebenswürdige Gräfin, welche seinem Wilhelm Meister die Sphäre höherer Weiblichkeit eröffnet. In dieser ließ er die Bildung seines Helden, „seines dramatischen Ebenbildes", weiterführen, nachdem er ihn aus dem Schauspielerleben und den theatralischen Liebhabereien herausgezogen hatte. Auch dieser größte deutsche Roman sollte zuletzt zum Zeugniß werden, daß Erhebung und Friede der Seele nur in der Hingebung an das Ideal-Weibliche zu finden sei, und ist insofern ebenfalls das dichterische Product des Liebesverhältnisses seines Verfassers. Die Grundidee der größern Dichtungen klingt auch in mehreren lyrischen Gedichten an. Dem Jahre 1781 gehören „der Becher", „an Lida", „Nacht-

gedanken“ an, zarte lyrische Blüthen, doch nicht mehr mit der Farbengluth der jugendlichen Leidenschaft, sondern in einer an die griechische Lyrik sich anlehnenden Form, welche er durch die Nachdichtung des Anakreontischen Liedes „an die Cicade“ liebgewonnen hatte. „Der Becher“ folgt im Tiefurter Journal, ebenfalls mit der Ueberschrift „Aus dem Griechischen“, gleich nach dem Gedicht „An die Heuschrecke“. Dies handschriftliche Journal, aus anonymen Beiträgen bestehend, ward im August 1781 von der Herzogin Amalie gestiftet und anfangs nur in dem Kreise der ihr Befreundeten mitgetheilt. Mehrere Abschriften haben sich davon erhalten.

In dem engern Kreise der Freunde sah Goethe damals seine Welt, für die er lebte und dichtete, wie er durch den Mund seines Tasso dankbar aussprechen läßt. Die Dichtungen der weimarischen Jahre gingen nur Merck, Lavater und der Mutter in Abschriften zu [92]). Das größere Publicum erfuhr wenig von dem Dichter, dessen Jugendproducte die stürmischen Geister heraufbeschworen hatte, deren kühne Wildheit damals aufs neue in Schiller's Räubern die enthusiastische Jugend zum Beifall hinriß. Daher konnte Küttner in seinen 1781 erschienenen „Charakteren deutscher Dichter und Prosaisten“ mit Behagen berichten, daß nach und nach das überschreiende Lob, welches die trunkenen Bewunderer Goethe zugejauchzt hätten, verhalle. Je mehr Goethe daher dem Beifall der Menge sich entrückt sah, desto größern Werth hatte für ihn die Ueberraschung, welche ihm die Herzogin Amalie mit dem ihr eigenen Zartsinne in Tiefurt, seit 1781 ihrem gewöhnlichen Sommeraufenthalte, zu seinem Geburtstage veranstaltete. In der Mooshütte des Tiefurter Parks ward Minerva's Geburt in chinesischen Schatten, mit Reimen und Musik von Seckendorf, aufgeführt. Maler Kraus stellte den Jupiter, der Herzog den Vulcan, Corona Schröter die Minerva vor, welche aus dem gespaltenen Haupte des Jupiters, wozu man

einen colossalen Pappenkopf hergerichtet hatte, langsam emporstieg. Minerva fand im Buche des Schicksals diesen Tag als einen der glücklichsten bezeichnet, an welchem vor 32 Jahren einer der besten und weisesten Menschen der Welt geschenkt worden sei. Ein Genius schrieb Goethe's Namen in die Wolken, Minerva umflocht ihn mit einem Kranz und weihte ihm die ihr dargebrachten Göttergeschenke, die Leier des Apoll, die Blumenkränze der Musen 2c. In feurigen Inschriften traten „Iphigenie“ und „Faust“ hervor. Die Peitsche des Momus, auf deren Riemen aves (die Vögel) stand, hatte sie bei Seite gelegt; dieser kam jedoch zum Schlusse des Stückes wieder und hing auch diese zu den übrigen Weihgeschenken. Mit dieser Feier ward zugleich das neuerrichtete „Hof- und Waldtheater“, wie es Wieland nennt, eröffnet und eingeweiht.

Die weimarischen Auszeichnungen überbot noch die glänzende Aufnahme, welche Goethe am gothaischen Hofe bei dem Herzoge Ernst II. und dem Prinzen August erwiesen ward und damals in Weimar viel Aufsehen erregt zu haben scheint. Doch zog es ihn aus der Welt immer wieder zu dem Kleinode zurück, das seinem Herzen Ziel und Beruhigung alles Strebens und Verlangens geworden war — „seiner lieben Lotte“; diese Begrüßung mit dem vormals schon verehrten Namen nebst dem traulichen Du konnte sie dem dringenden Verlangen des treu ausharrenden Verehrers, der jetzt sein „Noviziat“ überstanden zu haben glaubte, nicht länger verweigern. „Deine Liebe ist das schöne Licht aller meiner Tage, Dein Beifall ist mein bester Ruhm, und wenn ich einen guten Namen von außen recht schätze, so ist's um Deinetwillen“.

Fünftes Capitel.

1782.

Goethe schloß das Jahr 1781 mit behaglichem Rückblick auf die Ordnung und Consequenz seiner Thätigkeit, und es schienen mit dem neuen „die schönsten Aussichten“ vor ihm zu liegen. Immer besser wußte er sich in das Beschwerliche seiner Aemter zu schicken und „sich die Rüstung nach seinem Leibe zurechtzuschnallen“. Nachdem es ihm gelungen war, in dem Geschäftsbereich der Kriegscommission Ordnung herzustellen, war ihm nicht bange, einer noch größeren Aufgabe seine ordnende und leitende Thätigkeit zu widmen. „Sind auch“, äußert er gegen Knebel, „Dinge, die mir nicht anstehen, so komme ich darüber gar leicht weg, weil es ein Artikel meines Glaubens ist, daß wir durch Standhaftigkeit und Treue in dem gegenwärtigen Zustande ganz allein der höhern Stufe eines folgenden werth und sie zu betreten fähig werden, es sei nun hier zeitlich oder dort ewig“. Eine mannigfaltige Thätigkeit dünkte ihm ein Bedürfniß seines Lebens, und er war von sich überzeugt, „in dem geringsten Dorfe und auf einer wüsten Insel eben so betriebsam sein zu müssen, um nur zu leben“. Manchmal fällt es ihm schon schwer aufs Herz, „daß das Leben so stark vorrücke“, und es leidet die ernstere Stimmung seltener eine Unterbrechung. Diesmal war ihm daher die „Narrenrolle“, welche die Carnevalszeit ihm aufzwang, mehr als je zuwider.

Die Wintervergnügungen waren im Beginn dieses Jahrs sehr glänzend und rauschend, weil mehrere hohe Gäste, unter ihnen der Prinz August von Gotha und der regierende Herzog von Meiningen, die in Weimar längere Zeit verweilten, vom Herzog mit gewohnter Gastlichkeit bewirthet und auf ausgesuchte Weise unterhalten wurden. „Seit Anfang des Jahres", schreibt Goethe an Knebel, „hat es viel Treibens zur Komödie und Redouten gegeben, da ich denn freilich meine Hand, den Kreisel zu treiben, habe hergeben müssen, die von andern Expeditionen oft schon herzlich müde ist". Zu den sechs Redoutenaufzügen wurden von ihm mehrere Programme entworfen, und einige poetische Gaben, die sich jetzt unter seinen Gedichten finden, dienten zur festlichen Ausstattung. In dem Aufzug der weiblichen Tugenden (am 1. Febr.) hatte er Gelegenheit, der Herzogin Luise eine Artigkeit zu erweisen, indem die weiblichen Tugenden in einem Reihen, nachdem jede es zu thun abgelehnt hatte, ihr durch die Bescheidenheit Kränze überreichen ließen, die mit dem Bande, worauf Goethe's Gedicht stand, geflochten waren. Der Aufzug der vier Weltalter, mit einem gehaltvollen Gedicht, ward veranstaltet, auch der Aufzug des Winters wiederholt.

Zum Geburtstage der Herzogin ordnete Goethe ein Ballet, das größtentheils von Kindern gegeben wurde. Aus einem Bericht des Fräuleins von Göchhausen erfahren wir den nähern Inhalt: „Eine Fee und ein Zauberer hatten einen mächtigen Geist beleidigt, und ihnen wurde dadurch das Vorrecht, ewig jung zu bleiben, geraubt. Sie wurden alt mit allen Feen und Zauberern, die ihnen ergeben waren. Diese Strafe sollten sie dulden, bis in gewissen Bergklüften der große Karfunkel gefunden würde, dem das verzaubert war, was ihnen allen fehlte. Diesen Stein zu erhalten, vereinigten nun die Fee und der Zauberer ihre Macht. Die

Berggeister wurden beschworen; Feen, Gnomen und Nymphen thaten durch wunderbare Zaubereien ihr Bestes, und das Abenteuer wurde bestanden, der große Karfunkel herbeigeschafft, geöffnet, und — Amor sprang heraus. In diesem Augenblick gingen die großen Verwandlungen vor sich, und aus einem ganzen Theater voll alter Mütterchen und Gnomen wurden lauter schöne Mädchen und Jünglinge. Diese Verwandlungen gingen sehr gut, und Decoration und Musik waren recht artig. Das Ganze war mit Gesang und Tänzen gemischt und endigte mit einem großen Ballet". Zum Schluß brachte Amor der Herzogin ein Band mit dem lieblichen Begrüßungsgedichte, das unter den Maskenzügen aufbewahrt ist. Goethe hat noch andere Programme von Kinderballets verfaßt, welche ebenfalls verloren gegangen sind, unter andern „die Weiber von Weinsberg". Aus dem „Rattenfänger von Hameln" ist eine Ballade übrig geblieben.

Mehrere Aeußerungen in Goethe's Briefen lassen erkennen, daß ihm bei alle dem nicht froh zu Muthe war. Noch nie hatte er das Ende des Carnevals so sehnlich wie diesmal herbeigewünscht, und mit Verlangen kehrte er zurück „zu den Wohnungen der Weisheit und Güte". Ueberdies war seine Gesundheit leidend; schon am 8. Februar schreibt der Herzog an Knebel, Goethe gehe gelb und bleich umher und flicke an sich herum. Es war daher für Geist und Körper heilsam, daß im März ihn die übliche Rundreise im weimarischen Lande, wenn gleich zu „dem albernen Geschäft der Rekrutenaushebung", aus der Stadt entführte. In den ersten Tagen der Reise vollendete er das Gedicht auf Mieding's Tod, des unermüdlichen Theatermaschinisten, der am 27. Januar gestorben war. Diese Elegie, voll tiefen Sinns in anspruchsloser Form, geht, gleich wie „Hans Sachs poetische Sendung", von einem beschränkten Kreise aus, um ihn vor uns zu einer allgemein menschlichen Lebenssphäre zu

erweitern, und wir finden hier im Kleinen die für Goethe's künstlerisches Verfahren charakteristischen Grundzüge wieder. Nicht nur der Tod macht Alle gleich; auch im Leben haben Hohe und Niedere darin ein gleiches Geschick, daß jedem die Aufgabe gestellt ist, seinen Wirkungskreis durch treue Thätigkeit auszufüllen. Indem er dem wackeren Mieding Worte der Anerkennung widmet, wird ihm die Dichtung die „eigene Parentation“, und eine höhere Wehmuth, als die Todtenklage um den aus engem Kreise des Wirkens Geschiedenen, schlingt die bescheidenen Blumen zu einem schönen Kranze liebevollen Andenkens zusammen. Zugleich fand er Gelegenheit, der Anmuth und dem Talent der Corona Schröter eine poetische Huldigung darzubringen. Die weimarische Gesellschaft war über dies Gedicht wahrhaft entzückt. „Ich bin mir“, äußert er an Knebel, „noch keiner so schönen Sensation bewußt, als dies Gedicht in unserm Kreis gemacht hat.“

Kaum war am 16. März dies abgeschlossen, als Goethe nächsten Tages wieder den Egmont vornahm, worin ihm „der fatale vierte Act“, den er ganz umarbeiten mußte, noch immer zu schaffen machte. Um noch mehr historische Züge darein zu verweben, studirte er Strada's Werk über den niederländischen Krieg und „fand gar treffliche Schilderungen von Personen“ darin. „Zum Egmont“, schreibt er am 20. März, „habe ich Hoffnung, doch wird's langsamer gehen, als ich dachte. Es ist ein wunderbares Stück. Wenn ich's noch zu schreiben hätte, schriebe ich es anders und vielleicht gar nicht. Da es nun aber dasteht, mag es stehen; ich will nur das allzu Aufgeknöpfte, Studentenhafte der Manier zu tilgen suchen, das der Würde des Gegenstandes widerspricht“. Goethe brachte dies Drama gewissermaßen zum Abschluß, obwohl er sich auch jetzt noch nicht recht befriedigt fühlte. Als er eine Abschrift an Justus Möser übersandte, schrieb er unter dem 5. Mai an dessen Tochter: „Sie erhalten hier

einen Versuch, den ich vor einigen Jahren gemacht habe, ohne daß ich seit der Zeit so viel Muße gefunden hätte, um das Stück so zu bearbeiten, wie es wohl sein sollte. Legen Sie es, wie es ist, Ihrem Herrn Vater vor, und denn bitte ich Sie, recht aufrichtig und ausführlich zu sein und mir umständlich zu melden, was er darüber sagt. Mir ist eben sowohl um sein Lob als um seinen Tadel zu thun. Ich wünsche zu wissen, von welcher Seite er es ansieht". So bescheiden, so streng gegen sich selbst waren unsere größten Dichter, so unermüdlich rangen sie danach, die Gebilde ihrer Kunst in möglichster Vollendung ihrer Nation und der Nachwelt zu übergeben.

An jene Geschäftsreise schloß sich, nach einer nur dreitägigen Rast in Weimar, am 28. März eine zweite nach dem Fürstenthum Eisenach, wo er mit dem Herzog, der damals den Wunsch hegte, sich mit diesem etwas vernachlässigten Landestheile näher bekannt zu machen, in dem abgebrannten Kreuzburg zusammentraf und mit ihm und dem Landcommissarius Bätty mehrere Ortschaften bereiste. Die Zerstreuungen und Störungen dieser beschwerlichen Reise ließen an die größeren poetischen Arbeiten nicht denken, und nur einige flüchtige Eingebungen des Augenblicks wurden in poetische Form gefaßt. Es entstanden die ersten jener Epigramme, in denen Goethe die antike Form nachzuahmen suchte, wahrscheinlich veranlaßt durch die ihm im März übersandte Tobler'sche Uebersetzung von Gedichten der griechischen Anthologie. Sie sind nebst einigen späteren unter der Ueberschrift "Antiker Form sich nähernd" seinen Gedichten eingereiht. "Ich bin", schreibt er, "auf dieser Wanderung auf den Geschmack von Inschriften gekommen, und es werden bald die Steine zu reden anfangen". Es wurden auch wirklich mehrere derselben als Inschriften im Weimarer und Tiefurter Park angebracht. Einem Stein in dem traulichen Gärtchen

des Dichters ward das Epigramm „Erwählter Fels“ eingegraben, als ein Denkmal der glücklichen Stunden, wo „der Liebende im Stillen der Geliebten gedachte“. Wie dieses, erhalten auch andere ihren zarten dichterischen Hauch von der Liebe zu der Freundin; die Gedichtchen „Versuchung“ und „Ferne“ waren Briefen an sie beigelegt. Vielleicht sind auch die Oden „Ganymed“, „Grenzen der Menschheit“, „das Göttliche“ in diese Frühlingstage zu setzen; jedenfalls gehört die letztere in das Jahr 1782. An die Stelle des früheren Prometheischen Trotzes tritt in diesen Gedichten das Gefühl des demüthigen, der Schranken des Daseins bewußten Hingebens an das Ewige und Göttliche, das in den Gesetzen der Natur und dem Wirken der Menschheit waltet, und dem der Mensch sich dadurch nähert, daß er, „hülfreich und gut, unermüdet das Nützliche und Rechte schafft“.

Dieses durch sein eigenes Wirken wahr zu machen, sehen wir ihn auf seinen Kreuz- und Querzügen durch das weimarische Ländchen treulich bemüht. Von Eisenach aus schreibt er am 2. April an seine Freundin: „Von Gotha, wo es mir so weich wie einem Schooßkinde ergangen, komme ich hierher, wo mich die Sorgen wie hungrige Löwen anfallen. Hätte ich die Angelegenheiten unseres Fürstenthums auf so einem guten Fuß, als meine eignen, so könnten wir von Glück sagen, und wäre alsdann das Glück uns so treu und hold, als Du mir bist, würde man uns vor dem Tode selig preisen können. Liebste Lotte, daß doch der Mensch so viel für sich thun kann und so wenig für Andre! Daß es doch ein fast nie befriedigter Wunsch ist, Menschen zu nutzen! Das Meiste, dessen ich persönlich fähig war, hab' ich auf den Gipfel des Glücks gebracht oder sehe vor mir, es wird werden. Für Andre arbeit' ich mich ab und erlange nichts. Für mich mag ich kaum einen Finger rühren, und es wird mir Alles auf einem Kissen überreicht“.

Er beschäftigte sich während seiner Reisen angelegentlich mit landwirthschaftlichen Plänen; auch in dem Epigramm „dem Ackersmann“ finden wir die sinnige Betrachtung des Landbaus wieder. Er hatte ein tiefes Mitgefühl für die mühevolle Lage der niedern Stände; allein er erkannte mehr und mehr, daß der Wurzel des Uebels nicht beizukommen sei. Indem er am Schluß der Reise in einem Briefe an Knebel (17. April) seine Freude ausspricht, daß er jetzt von jedem Berg und jeder Flur Rechenschaft zu geben wisse, — auch gegen die Freundin äußert er, daß er in Beurtheilung des Bodens und der Landesart immer zunehme — fügt er ein offnes wehmüthiges Bekenntniß hinzu, das schon die ernste resignirende Stimmung ausdrückt, der wir von jetzt an häufiger begegnen. „So steige ich durch alle Stände aufwärts, sehe den Bauersmann der Erde das Nothdürftige abfordern, das doch auch ein behäglich Auskommen wäre, wenn er nur für sich schwitzte. Du weißt aber, wenn die Blattläuse auf den Rosenzweigen sitzen und sich hübsch dick und grün gesogen haben, dann kommen die Ameisen und saugen ihnen den filtrirten Saft aus den Leibern. Und so geht's weiter, und wir haben's so weit gebracht, daß oben immer in einem Tage mehr verzehrt wird, als unten in Einem beigebracht werden kann“.

Zu solchen Betrachtungen fühlt er sich jetzt um so mehr aufgelegt, als mit seiner Rundreise auch ein mehrtägiger Aufenthalt erst am gothaischen, später am meiningischen Hofe verbunden war. Er genoß hier eine auszeichnende Aufnahme. Stets bemüht, jede Stellung, die ihm das Leben auferlegte, als eine Kunstaufgabe zu behandeln, hatte er auch in den letzten Jahren die Maximen des feinen Umgangs, „des Welthabens“, über die er mit der Freundin wiederholt theoretisirt hatte, mehr und mehr praktisch auszuüben gesucht, und scheint in den fürstlichen Kreisen die Rolle des eleganten Hofmanns

gewandt durchgeführt zu haben, so daß er sich in dem Bewußtsein „glücklich fühlte, an jedem Orte in richtigem Verhältniß zu seinem und Anderer Vergnügen existiren zu können". Doch fügt er für die Freundin bei nächster Gelegenheit hinzu: „die Seele aber wird immer tiefer in sich selbst zurückgeführt, je mehr man die Menschen nach ihrer und nicht nach seiner Art behandelt; man verhält sich zu ihnen wie der Musicus zum Instrument, und ich könnte es nicht acht Tage treiben, wenn mein Geist nicht in der glückseligen Gemeinschaft mit dem Deinigen lebte". Daher muß er auch bekennen, recht zu einem Privatmenschen erschaffen zu sein und nicht zu begreifen, wie ihn das Schicksal in eine Staatsverwaltung und eine fürstliche Familie habe einflicken mögen. Zur Erläuterung dieser elegischen Gemüthsstimmung dienen die charakteristischen Worte, die er unterm 26. Juli 1781 an Plessing schrieb: „So viel kann ich Sie versichern, daß ich mitten im Glück in einem anhaltenden Entsagen lebe und täglich bei aller Mühe und Arbeit sehe, daß nicht mein Wille, sondern der Wille einer höhern Macht geschieht, deren Gedanken nicht meine Gedanken sind."

Eine neue Excursion oder vielmehr diplomatische Mission an die kleinen thüringischen Höfe in der ersten Hälfte des Mai's gab ihm aufs neue Gelegenheit, sich mit Geschick in den parquetirten Sälen der Fürstenschlösser zu bewegen. Er meldet darüber am 12. Mai seiner Freundin von Meiningen aus: „Meine Sachen gehen ordentlich und gut; es ist freilich nichts Wichtiges noch Schweres; indessen da ich, wie Du weißt, Alles als Uebung behandle, so hat auch dies Reiz genug für mich. Ich habe als Gesandter eine förmliche Audienz bei beiden Herzogen gehabt, die Livreen auf dem Saal, der Hof im Vorzimmer, an den Thürflügeln zwei Pagen und die gnädigen Herrn im Audienzgemach. Morgen geh' ich nach Koburg, dieselbe Komödie zu spielen,

will in Hildburghausen mich auch an Hof stellen, und gegen Ende der Woche nach Rudolstadt gehen, da ich einmal auf dem Wege bin und hiermit alle thüringischen Höfe absolvire". Als einen glücklichen Tag aber bezeichnet er den, wo er mit dem Bergrath Baum zu Friedrichsrode „in den Eingeweiden der Erde herumkroch und sich recht was zu Gute that." Das Wirken dieses tüchtigen Mannes in einem engen, doch sehr mannigfaltigen Kreise dünkte ihm fast beneidenswerth. „Er versicherte, es ginge nichts über das Vergnügen ein Bergmann zu sein, und wenn er auch die Gaben hätte und er könnte Minister sein, würde er es ausschlagen, meint er, und ich glaube es gerne — besonders wenn er recht wüßte, was das hieße, Minister sein". Diesen Contrast, die vom Hofceremoniell umgebene Excellenz und den nach der Einfachheit der Natur sich sehnenden Dichter, zeichnet ein kleines nach der Koburger Hofcomödie hingeworfenes Scherzgedicht, durch dessen Lächeln der Ernst hindurchblickt:

Man lauft, man drängt, man reißt mich mit!
Was hat das zu bedeuten?
Sechs Pferde mit gemess'nem Schritt
Erblick' ich schon von weiten.
Ein Dichter, der so Manches litt,
Fährt her, begafft von Leuten,
Steigt aus und kommt mit stolzem Tritt,
Begrüßt von allen Seiten.
Doch kommt ein Wurm im Herzen mit
Und läßt ihn Vieles leiden.
Er muß bei stolzem Tritt und Schritt
Ein armes Volk beneiden.
O Pegase! o nimm ihn mit
In der Begeist'rung Weiten;
Er giebt gewiß für Einen Ritt
Das Sechsgespann mit Freuden.

Gerade in diesen Tagen beschäftigten sich seine Gedanken mit einem Abschiedsgedicht an seinen Garten, dessen ländliche

Stille er in diesem Frühling mit einer städtischen Wohnung vertauschte. Die zunehmenden Geschäfte hatten die Veränderung längst nöthig gemacht; doch zögerte er so lange als möglich, weil er es sich „ärger als den Tod“ dachte, sich von seinem Garten zu trennen. Er gab endlich den freundlichen Vorstellungen der Herzogin Amalie nach, die ihm zugleich versprochen hatte, „da er so fein artig sei“, ihm einen Theil der Möbeln für die neue Wohnung machen zu lassen. Am 1. Juni zog er in die nach weimarischem Maßstabe „geräumige und prächtige“ Wohnung ein. Nicht nur für seine Staatsgeschäfte, sondern auch für seine Kunst- und Naturaliensammlungen war ihm der größere Raum von vielem Nutzen. Daher freute er sich bald des neuen (anfangs nur gemietheten) Quartiers, in welchem er sich, wie Wieland bemerkt, auf ministerialischen Fuß einzurichten begann; sein Garten ward jetzt häufig die Zuflucht seiner Mußestunden. Es wünschte ihn damals jemand zu kaufen; aber „jede Rose sagte zu mir: und du willst uns weggeben? In dem Augenblick fühlt' ich, daß ich diese Wohnung des Friedens nicht entbehren könnte.“

Bald nach seinem Einzuge in die neue Wohnung erhielt er das Diplom, womit Kaiser Joseph II. ihn in den Adelsstand erhob; die Absicht des Herzogs, dies zu erwirken, war ihm schon gegen Ende des vorigen Jahres mitgetheilt worden, da nach den damaligen Verhältnissen seine öffentliche Stellung den Adelsrang nothwendig machte. Wie wenig Werth er indeß auf seine Standeserhöhung legte, sieht man aus den Worten an Frau von Stein er sei so wunderbar gebaut, daß er sich nichts dabei denken könne. In späteren Jahren äußerte er: „Wir Frankfurter Patricier hielten uns immer dem Adel gleich, und als ich das Diplom in Händen hielt, hatte ich in meinen Gedanken eben nichts weiter, als was ich längst besessen“. In der weimarischen Gesellschaft machte die Sache nicht viel Aufsehen, weil sie nicht unerwartet kam, und man

gleich darauf sich über ein wichtigeres Hofereigniß zu verwundern hatte. Der Kammerpräsident von Kalb wurde auf einmal (jedoch „aufs ehrenvollste“!) entlassen. „Jeden Tag, je tiefer ich in die Sachen eindringe“ — äußert Goethe gegen Knebel — „sehe ich, wie nothwendig dieser Schritt war. Als Geschäftsmann hat er sich mittelmäßig, als politischer Mensch schlecht, und als Mensch abscheulich aufgeführt“. Kalb, der sein Vermögen durchgebracht hatte, wird beschuldigt die öffentlichen Kassen angegriffen zu haben. „Der Schlag“ — schreibt Wieland an Merck — „kam ihm so unerwartet, als dem Publico, welches sich noch nicht davon erholen kann. Goethe, heißt es, soll einstweilen die Kammerpräsidentenstelle nur versehen. Man nenne es aber, wie man wolle, so wird er, ohne seine Stelle im Geheimen Conseil aufzugeben, in der Kammer präsidiren“; darauf folgt noch einiges Achselzucken, ob man z. B. dem Homer das Commando einer Flotte übergeben hätte, woraus wir auf die bedenklichen und neidischen Gesichter der Residenz schließen mögen. Eine Ernennung Goethe's zum „Kammerpräsidenten“, dem die Verwaltung der Finanzen oblag, hat nicht stattgefunden, obwohl er es thatsächlich in den nächsten Jahren war. Das herzogliche Rescript an die Kammer vom 11. Juni (ein Erlaß an den geheimen Rath Goethe ist von gleichem Inhalt) bezeichnet die Anordnung als interimistisch und fährt dann fort:

„Die Geschäfte Eures Departements gehen vorerst in der zeitherigen Ordnung und in dem hergebrachten gewöhnlichen Gang unter der Leitung des jedesmal vorsitzenden geheimen Kammerraths fort. Ihr zusammen expedirt die currenten und ordinären, durch Etat und andere Vorschriften bestimmten Angelegenheiten, so wie zeither geschehen. So viel hingegen alle etwas beträchtlicheren, aus der gewöhnlichen Bahn herausschreitenden, eine Abweichung von dem, was

obgedachtermaßen durch Etat und sonst festgesetzt ist, mit sich führenden Vorfallenheiten anbelangt, geht Unsere Intention dahin, daß, da wir Unserem geheimen Rath Goethe Gelegenheit, sich mit denen Kammer-Angelegenheiten näher bekannt zu machen und Uns in diesem Fach in der Folge nützliche Dienste zu leisten, verschaffen wollen, Ihr über alle dergleichen Vorfallenheiten mit demselben Rücksprache halten, ihm, wenn er, so oft es seine übrigen Dienst-Verrichtungen gestatten, denen Sessionen Eures Collegii beiwohnen will, so wie außer denselbigen, mit allen ihm nöthig scheinenden Informationen an Handen gehen, die von ihm verlangten Acten ihm verabfolgen und alle Auskunft geben lassen sollet".

Wenn Goethe auch wohl scherzend äußerte, es gehe ihm wie dem Treufreund in seinen Vögeln, ihm werde ein Stück des Reichs nach dem andern auf einem Spaziergang übertragen, so fühlt er doch den ganzen Ernst seines neuen Berufs, dem er alle seine Kräfte „aufopfernd" zu widmen bereit steht. Gegen Knebel spricht er sich am offensten darüber aus: „Nun hab' ich von Johanni an zwei volle Jahre aufzuopfern, bis die Fäden nur so gesammelt sind, daß ich mit Ehren bleiben oder abdanken kann. Ich sehe aber auch weder rechts noch links..... Dabei bin ich vergnügter, als jemals; denn nun habe ich nicht mehr, wenigstens in diesem Fache, das Gute zu wünschen und halb zu thun, und das Böse zu verabscheuen und ganz zu leiden; was nun geschieht, muß ich mir selbst zuschreiben, und es wirkt nichts dunkel durch den Dritten und Vierten, sondern hell gerade auf mich. Daß ich bisher so treu und fleißig im Stillen fortgearbeitet habe, hilft mir unendlich. Ich habe nun anschauliche Begriffe fast von allen nothwendigen Dingen und kleinen Verhältnissen, und komme so leicht durch. Du kannst denken, daß ich über diese Dinge mit niemandem spreche, und also bitt' ich Dich auch keinen Gebrauch hiervon, selbst zu meinem Vortheile,

zu machen. Die Menschen müssen verschieden über solche Vorfälle urtheilen, und man muß thun, was man muß".

Die Einsprache, welche der Dichter in ihm gegen die neue Amtsbürde erhob, hat er in der Romanze „der Sänger" („Was hör' ich draußen vor dem Thor" 2c.) aufs anmuthigste eingekleidet: „die goldne Kette gieb mir nicht" —. Sie entstand in diesem oder dem vorhergehenden Jahre nebst andern romanzen- und balladenartigen kleineren Gedichten, die zu den Perlen Goethe'scher Poesie gehören. Theils wurden sie in die ersten Bücher des Wilhelm Meister eingeschaltet, theils zu dem Singspiel die Fischerin verwendet. Anregung und Motive zu diesen Balladen verdankte er mehrfach der Herder'schen Sammlung von Volksliedern, die seit ihrem ersten Entstehen seinen Zug zur volksmäßigen Dichtung genährt hatte und von ihm daher mit vielen Beiträgen ausgestattet worden war; schon im Jahr 1771 hatte er an Herder elsassische Volkslieder übersandt. Dort findet sich auch das Motiv zum „Erlkönig"; doch nur der Poesie Goethe's konnte es gelingen, das gespenstische Bild durch die Schauer der nächtlichen Waldeinsamkeit so ergreifend zu beleben. Die Ballade „vom Wassermann" sowie die den Schluß des Singspiels bildenden Brautlieder sind, mit Ausnahme des Schlußverses, wörtlich daher entnommen. Daher sandte er es am Tage vor der Aufführung Herder und seiner Frau mit einer herzlichen poetischen Zuschrift als Einladung zu und bat zu verzeihen, daß er „kühn und ungefragt", was dem Volke entnommen sei, dem Volke zurückgegeben habe.

Zu der Ausarbeitung der Fischerin hatte Goethe noch mitten unter den Zerstreuungen der ersten Hälfte des Jahres Zeit und Stimmung gefunden, so daß am 1. Juli die erste Probe stattfinden konnte; Corona Schröter hatte die Rolle des Dortchen Goethe spielte nicht mit); das Stück war zur Vorstellung auf der Naturbühne im Tiefurter Park ein-

gerichtet, wo es mit überraschendem Effect am 22. Juli zum erstenmal aufgeführt und am 18. September schlechter wiederholt wurde. Die Zuschauer saßen in der Mooshütte, die als ein bedecktes Amphitheater ausgebaut war, wovon man die Wand gegen das Wasser ausgehoben hatte, so daß sie den sich schlängelnden Fluß vor sich sahen. Als nun in der Mitte des Stücks der Vater die Nachbarn herbeiruft, um das verschwundene Dortchen aufzusuchen, „sah man erst Fackeln sich in der Nähe bewegen; auf mehreres Rufen erschienen sie auch in der Ferne; dann loderten auf den ausspringenden Erdzungen flackernde Feuer auf, welche mit ihrem Schein und Widerschein den nächsten Gegenständen die größte Deutlichkeit gaben, indessen die entferntere Gegend ringsumher in tiefer Nacht lag. Selten hat man eine schönere Wirkung gesehen; sie dauerte unter mancherlei Abwechselungen bis an das Ende des Stücks, da denn das ganze Tableau noch einmal aufloderte“. Eine unwillkommene Schlußscene der ersten Vorstellung hätte leicht schlimm ablaufen und die gute Laune verderben können: die von Neugierigen überlastete Ilmbrücke brach zusammen, und Viele stürzten in den Fluß. Da sie aber mit dem Schrecken und dem kalten Bade davon kamen, ohne daß jemand Schaden genommen, so machte dieser Unfall die Ergötzlichkeit des Schauspiels nur noch vollkommener.

Dem Dichter schien von der Aufführung nichts übrig zu bleiben, als der Verdruß, daß seine „liebe Lotte“ es nicht mit angesehen hatte. Ein Mißverständniß, wie sich nachher ergab, drohte gerade um die Zeit der ersten Vorstellung ihn um ihre Liebe zu bringen. Es wird uns solch ein Moment beachtenswerth, weil wir in seinen schmerzvollen Herzensergießungen den weichhinschmelzenden Dichter des Tasso wiederfinden und zugleich erkennen, welch ein Schatz ihm eine Liebe sein mußte, deren leiseste Störung „ein Erdbeben in den innersten Festen der Tiefe seines Herzens“ erregte.

„So tief deine Liebe drang und mir wohl machte, so tief hat der Schmerz die Wege gefunden und zieht mich in mir selbst zusammen; ich kann nicht weinen und weiß nicht wohin“. Als nach wenig Tagen der Einklang der Seelen sich hergestellt hatte, schreibt er ihr: „Du bist herzlich gut und lieb, aber Du kannst auch nicht zu viel thun; denn nur ein Hauch, nur ein Laut, der nicht stimmend von Dir zu mir herüberkommt, verändert die ganze Atmosphäre um mich“. Sie ist ihm „die Seele seines Lebens, Treibens und Schreibens“ geworden. Er gab ihr um diese Zeit durch die Uebernahme der Erziehung ihres damals neunjährigen Sohnes Fritz, den er in sein Haus aufnahm, einen neuen Beweis seiner hingebenden Liebe und seiner uneigennützigen Aufopferung für das Wohl Anderer. „Unendlich war die Sorge und Liebe“, — äußert nachmals der dankbare Zögling, — „mit der er mich behandelt, und ich verdanke ihm sehr viel in dieser glücklichen Epoche von 1782—1786, wo er nach Italien reiste“.

Wilhelm Meister ward gleichfalls in diesem Jahre rascher gefördert. Nachdem er im Juni das zweite Buch ziemlich zum Abschluß gebracht hatte, machte ihm die Bearbeitung des dritten viele frohe Stunden, in denen er wieder lebhaft inne wurde, daß er eigentlich zum Schriftsteller geboren sei; denn es gewähre ihm mehr als jemals eine reine Freude, wenn er etwas nach seinen Gedanken gut geschrieben habe. Einige Abschnitte wurden der Freundin in die Feder dictirt. Dem herzoglichen Paare las er am 23. August das zweite Buch vor, und „es ward gut aufgenommen“. Eben so munterte ihn die Herzogin Amalie durch ihre anhängliche Anerkennung auf. Goethe schenkte ihr zu ihrem Geburtstage eine Abschrift von allen seinen ungedruckten Schriften. Indem sie Knebel davon berichtet, fügt sie hinzu: „Sollte das einem nicht schmeicheln, lieber Knebel? Ich bin aber auch ganz stolz darüber“.

Nachdem die Zerstreuungen des Spätsommers vorüber waren, wo Goethe, besonders während der Septemberreise des Herzogs nach Dessau und nach Dresden ins Lustlager des Kurfürsten von Sachsen, für die Unterhaltung des lange Zeit in Weimar verweilenden Prinzen August von Gotha zu sorgen hatte, folgte für ihn eine ruhige Zeit, wo er sich wieder ganz auf sich selbst zurückzog und „fast niemand sah, als wer ihn in Geschäften zu sprechen hatte". Er fühlte, daß er mit dem Schluß dieses Jahres an die Grenze einer inhaltsreichen Lebensepoche gelangt sei; in gesammelter Stimmung beschäftigten ihn die Rückblicke auf den zurückgelegten Lebensweg. Einigen Einfluß auf die Betrachtung des eigenen Lebens hatte ohne Zweifel die Lectüre von Rousseau's Bekenntnissen und Briefen, für welche er ein begeistertes Interesse ausspricht. „Alle Briefe an mich seit 72" — äußert er unter dem 21. Nov. in einem Briefe an Knebel — „und viele Papiere jener Zeiten lagen bei mir in Päcken ziemlich ordentlich gebunden. Ich sondere sie ab und lasse sie heften. Welch ein Anblick! mir wird's doch manchmal heiß dabei. Aber ich lasse nicht ab, ich will diese zehn Jahre vor mir liegen sehen, wie ein langes durchwandertes Thal vom Hügel gesehen wird. Meine jetzige Stimmung macht diese Operation erträglich und möglich. Ich seh' es als einen Wink des Schicksals an. Auf alle Weise macht's Epoche in mir".

Um diese Zeit knüpfte er auch den freundschaftlichen Verkehr mit Friedr. Jacobi durch herzliche Worte wieder an und wälzte dadurch ein drückendes Gefühl vom Herzen. Erfreut, daß Jacobi die dargebotene Hand der Versöhnung ergriff, sandte er ihm (17. Nov.) die Iphigenie: „daß sich mein Geist mit dem Deinigen unterhalte, wie mir das Stück mitten unter kümmerlichen Zerstreuungen vier Wochen eine stille Unterhaltung mit höhern Wesen war". Jacobi antwortete mit jenem jugendlichen Liebesenthusiasmus, wie ihn die

Freunde empfanden, als sie, an einander gelehnt, auf den im Mondschein zitternden Spiegel des Rheins niederblickten und in der Unendlichkeit des Geistes und der Liebe schwelgten. „Ich habe Dein Paquet, Du Lieber! und ich hang' an Deinem Halse. O, ganz anders, wie ehemals, Bruder! Unaussprechlich! Wortlos, bildlos, begrifflos, heißt Dich mein tiefstes Inneres: Bruder! — So viel ich wollte, könnt' ich weinen, aber ich mag der Thränen nicht los sein, die mir wie Saft und Blut durch alle Nerven und Adern dringen". So entbehrte Goethe denn auch diese Freundschaft nicht, um die Erinnerung der Jugend ganz und rein genießen zu können.

Wenn er gerade im Beginn seiner neuen Berufsthätigkeit an den Rückblicken auf die glückliche Zeit der Jugendträume so innige Freude hat und es ihm vorkommt, als fange er an „sich selber wieder zu leben und sich wieder zu erkennen", so hat daran zugleich die schon durch manches frühere elegische Wort hindurchblickende Resignation auf die Ausführung seiner Reformpläne nicht geringen Antheil. Er erkannte deutlicher als je, daß der Herzog trotz seiner guten Anlagen und Absichten doch nur bis zu einem gewissen Puncte mit ihm zu gehen Willens war, und die fürstliche Laune sich ihre eigenen Wege vorbehielt. Die unmuthigen Worte an Knebel (21. Nov. 1782) sprechen deutlich genug: „Der Wahn, die schönen Körner, die in meinem und meiner Freunde Dasein reifen, müßten auf diesen Boden gesät, und jene himmlischen Juwelen könnten in die irdischen Kronen dieser Fürsten gefaßt werden, hat mich ganz verlassen, und ich finde mein jugendliches Glück wieder hergestellt. Wie ich mir in meinem väterlichen Hause nicht einfallen ließ, die Erscheinungen der Geister und die juristische Praxin zu verbinden, eben so getrennt lass' ich jetzt den Geheimderath und mein andres Selbst, ohne das ein Geh. R. sehr gut bestehen kann. Nur im Innersten meiner Plane und Vorsätze und

Unternehmungen bleib' ich mir geheimnißvoll selbst getreu und knüpfe so wieder mein gesellschaftliches, politisches, moralisches und poetisches Leben in einen verborgenen Knoten zusammen.“

Es ist somit leicht zu errathen, was ihm gerade damals, wo er an einem Wendepunct seines innern Lebens stand und die Gefühlswelt seiner Jugendjahre sich in ihm wieder belebte, seinen Werther in die Hand gab und ihm Lust machte, seine Jugenddichtung in ihrem ursprünglichen Sinn und Geist zu überarbeiten und zu ergänzen. Mit Recht nannte er dies Geschäft ein delicates und gefährliches; auch dürfte kaum behauptet werden, daß der Roman, kleine Verbesserungen des gereifteren Geschmacks abgerechnet, durch die Vervollständigung gewonnen habe [93]). Die Milderung des Verhältnisses zwischen Albert und Lotte, dessen frühere Schilderung das Kestner'sche Ehepaar verletzt hatte, hat der Dichtung etwas von dem leidenschaftlichen Schwunge genommen, der ihr so wesentlich ist, und die Einschaltung der Geschichte des Bauerburschen, welcher aus Eifersucht einen andern Knecht erschlägt, bringt ein fremdes Element hinein, das den reinen lyrisch-elegischen Eindruck stört und als Motiv zu Werthers Katastrophe entbehrlich ist. Es erinnert uns diese Erzählung, die dem Dichter vielleicht durch einen wirklichen Vorfall nahe gelegt wurde, an ein ernstes Wort, das er von Ilmenau aus unterm 9. Septbr. 1780 in einem Briefe an seine Freundin äußerte: „Heute früh haben wir alle Mörder, Diebe und Hehler vorführen lassen und sie alle gefragt und confrontirt. Ich wollte anfangs nicht mit, denn ich fliehe das Unreine —; es ist ein groß Studium der Menschheit und der Physiognomik, wo man gern die Hand auf den Mund legt und Gott die Ehre giebt, dem allein ist die Kraft und der Verstand ꝛc. in Ewigkeit. Amen“. Gleich darauf hatte er ein langes Gespräch mit dem Herzog über den Werth und Unwerth menschlicher Thaten. Hiermit betrat er wieder das

Gebiet seines Werther, und da er kurz zuvor seinen Roman zum erstenmal ganz gelesen und ihn wieder lieb gewonnen hatte, so mochte Werthers Vertheidigung des offenkundigen Verbrechens ihm schon damals als eine nothwendige Ergänzung zu der einseitigen Auffassung, mit der dieser, als entschiedener Gefühlsmensch, die menschlichen Verhältnisse betrachtet, erscheinen. Aber was uns in jener Erzählung verletzt, ist eben — das Unreine.

Mit der Arbeit am Werther, die vor dem neuen Abdrucke im Jahre 1786 noch einmal wieder vorgenommen und abgeschlossen wurde, hängt das Fragment von Werther'schen Reisebriefen, welches, als erste Abtheilung der Briefe aus der Schweiz, erst 1806 den Werken Goethe's eingereiht wurde, dem Geiste und wahrscheinlich auch der Zeit nach zusammen. Es sollten diese aphoristischen Betrachtungen „das Herankommen Werthers bis zur Epoche, wo seine Leiden geschildert sind, einigermaßen darstellen und den Widerstreit des von seinem jugendlichen Wahn geforderten Naturlebens mit der bürgerlichen Ordnung und gesetzlichen Beschränkung schildern". Nach einer mündlichen Aeußerung des Dichters wollte er, um objectiv zu werden, die Briefe unter Mehrere vertheilen. Daß er sie in den einleitenden Worten für Mittheilungen aus Werthers Papieren ausgiebt, ist vielleicht eine Hindeutung, daß manche Blätter aus Goethe's Jugendperiode, welche ihm die damalige Durchsicht seiner älteren Papiere in die Hand gab, eingeschaltet oder bei der Ausführung benutzt sein mögen. Manchmal werden wir an Lenz erinnert. Auf die Dauer vermochte ein solcher Plan ihn nicht zu fesseln, und es ist wohl kein Gewicht auf seine Aeußerung zu legen, er habe die beabsichtigte Fortsetzung unterlassen, weil die Schweizer sehr unwillig darüber geworden seien; denn außer dem zweiten der Fragmente ist von der Schweiz kaum die Rede, und eben so wenig war die Fortsetzung jener

Romanbriefe ihrer bezeichneten Tendenz nach von der Localität und den Zuständen der Schweiz abhängig.

Die naturwissenschaftlichen Studien hatten nebenher ihren ununterbrochenen Fortgang. Er spricht seine Freude aus, daß er seine Osteologie an den Fingern herzuzählen und bei jedem Thierskelett die Theile nach den Namen, welche man den menschlichen beilegt, sogleich zu finden und zu vergleichen wisse; er berichtet in einem Briefe an Knebel, die Kosmogonie und die neuesten Entdeckungen darüber, die Mineralogie und neuestens der Beruf, sich der Oekonomie zu nähern, die ganze Naturgeschichte umgebe ihn wie Bacon's großes Salomonisches Haus. Aus einer Aeußerung an die Freundin unterm 10. October, daß er sich nur mit Mühe vom Aristoteles losgerissen habe, um zu Pachtsachen und Triftangelegenheiten überzugehen, dürfen wir schließen, daß er sich damals angelegentlich mit der Naturgeschichte des großen griechischen Naturforschers beschäftigt habe. Für seine geognostischen Zwecke ließ er die Charpentier'sche mineralogische Karte erweitern, so daß sie vom Harz bis an den Fichtelberg, von dem Riesengebirge bis an die Rhön reichte, und machte den Versuch, darauf nach Charpentier's Vorgang die Gebirgsarten mit symbolischen Zeichen einzutragen, um sich dadurch eine klare Uebersicht des Ganzen zu verschaffen. Da er sich stets durch das Bemühen, Andern seine wissenschaftlichen Resultate zu verdeutlichen, in Einsicht und Zusammenhang gefördert fand, so übte er bei der Freundin sein didaktisches Talent, und manche der Abendstunden, die er ihr nach vollendeten Geschäften des Tages zu widmen pflegte, ward mit geologischen Erörterungen ausgefüllt.

Gegen Weihnachten machte er mit dem Herzog, den er im September, obgleich „sehr freundlich eingeladen“, wahrscheinlich um nicht mit dem großen Hofgefolge zu ziehen, zu begleiten abgelehnt hatte, eine Reise nach Leipzig. Er ver-

weilte dort noch einige Tage länger als der Herzog und kehrte am 2. oder 3. Januar nach Weimar zurück. „Seit 69 [1768], da ich von hier wegging" — heißt es in einem Briefe an Charlotte von Stein vom 27. Decbr. — „bin ich nie über ein Paar Tage hier gewesen; auch habe ich nur meine alten Bekannten besucht, und Leipzig war mir immer so eng, wie jene ersten Jahre. Diesmal mache ich mich mit der Stadt auf meine neue Weise bekannt, und es ist mir eine neue kleine Welt". Einige Tage später läßt er sich noch weiter darüber aus: „Ich wünschte mich ein Vierteljahr hier aufhalten zu können; denn es steckt unglaublich viel hier beisammen. Die Leipziger sind als eine kleine moralische Republik anzusehn. Jeder steht für sich, hat einige Freunde und geht in seinem Wesen fort; kein Oberer giebt einen allgemeinen Ton an, und jeder producirt sein kleines Original, er sei nun verständig, gelehrt, albern oder abgeschmackt, thätig, gutherzig, trocken oder eigensinnig, und was der Qualitäten mehr sein mögen. Reichthum, Wissenschaft, Talente, Besitzthümer aller Art geben dem Ort eine Fülle, die ein Fremder, wenn er es versteht, sehr wohl genießen und nutzen kann". Er rühmt, daß man ihm mit großer Achtung begegne, wogegen auch er freundlich, aufmerksam, gesprächig und zuvorkommend gegen jedermann sei. Er nahm Theil an einem glänzenden Ball, war im Concert, „sah und hörte viel", besonders suchte er sich den Genuß der in Privatbesitz befindlichen Kunstsachen zu verschaffen, wobei ihm sein alter Oeser wieder getreulich an die Hand ging. Es gemahnt uns wie ein Blatt aus den ersten Jugendjahren, wenn er an die Freundin schreibt: „Wie süß ist es, mit einem richtigen, verständigen, klugen Menschen umzugehn, der weiß, wie es auf der Welt aussieht und was er will, und der, um dieses Leben anmuthig zu genießen, keinen superlunarischen Aufschwung nöthig hat, sondern in dem reinen Kreise sittlicher und sinnlicher Reize lebt. Denke Dir hinzu, daß der

Mann ein Künstler ist, hervorbringen, nachahmen und die Werke Anderer doppelt und dreifach genießen kann, so wirst Du wohl nicht einen glücklichern denken können. So ist Oeser, und was müßte ich Dir nicht sagen, wenn ich sagen wollte, was er ist. Wir haben ein Portefeuille aus Winkler's Cabinet zusammen durchgesehn. Bei jedem Blatt hab' ich Dich herbeigewünscht, immer eins köstlicher, als das andre". Blickt er dann zurück auf die Zeit vor 15 Jahren, so muß er ausrufen: „Was sich der Mensch kümmerlich durch Stufen hinaufarbeiten muß!" So knüpfte er auch bei diesem Aufenthalt an der Stätte glücklicher Jugendtage den Abschluß einer reichen Lebensepoche mit dem Anfang zusammen.

Sechstes Capitel.

Von 1783 bis zur italienischen Reise, 1786.

Nach seiner Rückkehr fand Goethe in Weimar eine ruhige Zeit. Der Januar, sonst mit Hoflustbarkeiten angefüllt, die sein erfinderisches Talent in Anspruch zu nehmen pflegten, verfloß geräuschlos; der 30. Januar ward diesmal nicht, wie sonst, durch dramatische Aufführungen gefeiert, sondern Goethe nahm nur an der stillen Feier des Geburtstages der regierenden Herzogin in Amaliens Abendcirkel Theil. Weimar harrte gespannt des Ereignisses, das in der Frühe des zweiten Februars Stadt und Land in die freudigste Bewegung versetzte. Die Hoffnung des Landes war endlich erfüllt, der Erbprinz war geboren. Der Jubel war über die Maßen groß; die Ankunft des Prinzen, äußert Wieland, hat allen Leuten den Kopf verrückt. „Kaum erscholl", heißt es in Herder's Dankpredigt, „die langerwünschte Nachricht, so ging die allgemeine Freude schon dem Morgen voraus; die dunkle Nacht ward Licht und Regung. Mit Ungeduld erwartete man die öffentlichen lauten Zeugen davon ins Land, und Haufen drängten sich am frühen Morgen in den Tempel, um Gott durch Lieder und stille Gebete zu danken". Am 5. Februar fand die feierliche Taufe **Karl Friedrichs** statt, zu der die gothaischen und dessauischen Herrschaften herüber-

gekommen waren. Wieland's Cantate ward gesungen, und Herder hielt die herrliche Taufrede, von der Wieland sagt, er habe geredet, wie ein Gott. Am Sonntage darauf war kirchliche Feier, welche durch eine Cantate von Herder erhöht wurde, und am Abend ein Fackelzug der Bürger. Auch zum Kirchgange der Herzogin am 9. März wurden Festlichkeiten angeordnet. Verschiedene Festzüge geleiteten sie in die Kirche; des Abends erschienen zwei Fackelzüge, sowohl von der herzoglichen Jägerei als von den jenaischen Studenten. Tags darauf führte der Herzog die berittenen Jäger in festlichem Jagdaufzug bei Fackelschein und Musik durch die Stadt. Am 13. März ward ein öffentlicher Ritteraufzug und Cavalcade in Maskenkleidern veranstaltet, wobei 139 Personen und 89 Pferde erschienen, ein Fest, dessen sinnvolle Anordnung dem Sitz der Musen alle Ehre machte.

Der Freude des Herzogs, sich in einem Sohne und Erben verjüngt zu sehen, fehlte auch der tiefere sittliche Einfluß nicht. In dieser Beziehung schreibt Goethe an Knebel: „Die Ankunft des Erbprinzen, die größte Begebenheit, die sich für uns zutragen konnte, hat eine zwar nicht sichtbare, doch sehr fühlbare Wirkung. Die Menschen sind nicht verändert, jeder Einzelne ist, wie er war; doch das Ganze hat eine andere Richtung, und wenn ich sagen soll: er wirkt in seiner Wiege, wie der Ballast im Schiffe, durch die Schwere und Ruhe. Die Herzogin ist gar wohl und glücklich; denn freilich konnte der Genuß, der ihr bisher fehlte, ihr durch nichts Anderes gegeben werden.“ Der Herzog selbst spricht die edle Fürstengesinnung, die ihn jetzt ernster, als je vorher, beseelte, in den schönen Worten aus, womit er Merck's Glückwunschschreiben erwiderte: „Sie haben Recht, daß Sie Sich mit mir freuen; denn wenn je gute Anlagen in meinem Wesen waren, so konnte sich Verhältnisse halber bis jetzt kein sicherer Punct finden, wo sie zu verbinden waren; nun

aber ist ein fester Haken eingeschlagen, an welchen ich meine Bilder aufhängen kann. Mit Hülfe Goethens und des guten Glücks will ich sie so ausmalen, daß wo möglich die Nachkommenschaft sagen soll: auch Er war ein Maler! Wünschen Sie mir Glück zu diesem Vorhaben." Die thätigere Theilnahme Karl August's an den Landesangelegenheiten finden wir in Goethe's Aeußerungen wiederholt anerkannt. So schreibt er im Juni an Frau von Stein: "Der Herzog ist auf sehr guten Wegen; wir haben über viel Dinge gar gut gesprochen; es klärt sich Vieles in ihm auf, und er wird gewiß in sich glücklicher und gegen Andere wohlthätiger werden." Mit der Offenheit und Zartheit einer edlen Freundesseele stellte er in dem köstlichen Gedichte "Ilmenau, am 3. September", das dem Geburtstage des Herzogs gewidmet ward, die Zeichnung der gegenwärtigen Reise des strebenden Fürsten neben das entschwundene Traumbild seiner ungestümen Jugend, nicht schmeichelnd, sondern mit ernster Hinweisung auf das höhere Ziel fürstlicher Pflichten:

So wandle Du — der Lohn ist nicht gering —
Nicht schwankend hin, wie jener Sämann ging,
Daß bald ein Korn, des Zufalls leichtes Spiel,
Hier auf den Weg, dort zwischen Dornen fiel;
Nein! streue, klug und reich, mit männlich steter Hand
Den Segen aus auf ein geackert Land.
Dann laß es ruhn. Die Ernte wird erscheinen,
Und Dich beglücken und die Deinen.

Zu jener Art von Gelegenheitsdichtung, womit Goethe sonst die Feste des Hofes verschönert hatte, ließ er sich jetzt nur selten noch bereit finden und äußerte wohl gelegentlich der Freundin, er habe längst aufgehört "Großmeister der Affen zu sein." Bei den Festlichkeiten zur Geburt des Erbprinzen verhielt sich seine Muse auffallend schweigsam, so daß es seiner in vollem Entzücken über die glückliche Botschaft

schwelgenden Mutter unbegreiflich war und sie gegen die Herzogin Amalie bemerkte, ihr Sohn müsse sich mit den Musen überworfen haben. Mit dem Gedichtchen „zur Feier der Geburtsstunde des Erbprinzen“ gab er nur ein schwaches Lebenszeichen seiner Poesie. Ihn beschäftigte jedoch die Bearbeitung eines größeren Drama's.

Die Tragödie Elpenor war schon im August 1781 entworfen worden, als der Dichter gleichzeitig bemüht war, seiner Iphigenie mehr Harmonie im Stil zu geben. Die erneute Beschäftigung mit dem griechischen Drama führte ihn zu der Bearbeitung eines tragischen Stoffs, in welchem die Idee der antiken Tragödie sich durchführen ließ. Daß er jetzt die Fortsetzung des Tasso unterließ und einen Gegenstand, der seiner Subjectivität ferner lag, dramatisch zu bearbeiten unternahm, ist nur aus der ihm eigenthümlichen geistigen Beweglichkeit und Unruhe zu erklären, welche ihm selten ein consequentes Ausharren bei einer und derselben Arbeit gestattete. Treffend verglich er sich daher, als er die ersten beiden Acte des Tasso seinen Schweizer Freunden zusandte, den Verschwendern, „die in dem Augenblicke, wenn über Mangel an Einnahme, überspannte Schulden und Ausgaben geklagt wird, gleichsam von einem Geist des Widerspruchs außer sich gesetzt, sich in neue Verbindungen von Unkosten zu stürzen pflegen.“ Das neue Drama ward im März des Jahres 1783 bis zum Schluß des zweiten Acts geführt. Unstreitig beziehen sich darauf die Worte an Knebel (3. März): „Ich hatte gehofft, das Stück, dessen Anfang du kennst, auch noch bis zum Ausgange der Herzogin fertig zu schreiben, es ist aber unmöglich. Der alte Plan war fehlerhaft, und ich mußte es von vorn an neu umarbeiten. Ich fahre sachte daran fort, und ich denke, es wird ja nicht zu spät kommen.“ Es hatte nicht das Glück des Tasso, unter Italiens Himmel in des Dichters Seele sich neu zu gestalten und sich seinen

Meisterwerken anzureihen. Das den Goethe'schen Dramen eingereihte Bruchstück ist nach dem ersten Entwurf abgedruckt, ohne die überarbeitende Fürsorge des Dichters zu erfahren, nur daß die dem jambischen Maß sich nähernde rhythmische Prosa, in der es, ähnlich wie anfangs Iphigenie und Tasso, abgefaßt war, von einer andern Hand in Verszeilen abgetheilt ward, was indeß ein Mißgriff ist, da lückenhafte und fehlerhaft gemessene Verse mehr den Genuß stören, als die anspruchslos auftretende Prosa. Die Exposition des Drama's, welche die vorhandenen beiden Acte geben, ist sehr dramatisch und trägt den Stil der hohen Tragödie. Schwere Verbrechen des Fürstenhauses stehen, wie im Geschlechte der Tantaliden, im Hintergrunde. Der hoffnungsvoll in die Welt eintretende Jüngling erhält den Beruf sie zu rächen und zu sühnen, und legt in die Hände der Mutter das Rachegelübde ab. Die leidenschaftliche Steigerung der Handlung spannt auf eine erschütternde tragische Entwicklung. Allein eben hierdurch ward diese dramatische Arbeit dem Dichter entfremdet, der lieber das stille Natur- und Gemüthsleben oder die Kämpfe in den Tiefen der Seele, als die tragische Handlung schilderte.

Uebrigens hielt auch die Last der neu übernommenen Amtsgeschäfte, „die Rolle des Alhafi", in den nächsten Jahren Goethe's poetische Thätigkeit nieder. In allen seinen Briefen und Aeußerungen fühlt man eine gedrücktere Stimmung durch, als unter den früheren Geschäften, wo er heiter von sich sagte, daß ihn das Lumpige nicht um seinen guten Humor bringe. Nicht mehr mit solchem scherzhaften Tone wirft er jetzt eine Beschwerde hin, z. B. er sei von Arbeiten gesotten und gebraten; es gehe ihm so viel durch den Kopf, daß er manchmal die Schiefertafel abwischen müsse, um wieder rechnen zu können; das Gegenwärtige dringe so auf ihn zu, daß er nur sehen müsse, wie er durchkomme. Noch unmuthiger äußert er einmal seiner Freundin, es sei ein

sauer Stückchen Brod, wenn man darauf angenommen sei, die Disharmonie der Welt in Harmonie zu bringen; das ganze Jahr suche ihn kein angenehmes Geschäft auf, und er werde von Noth und Ungeschick der Menschen hin und her gezogen. In sehr niedergeschlagener Stimmung ist der Brief der Theilnahme an Jacobi nach dem Tode der Frau (1784) geschrieben. „Ich bin“ — heißt es zum Schlusse — „ein armer Sklave der Pflicht, mit welcher mich das Schicksal vermählt hat; drum verzeihe, wenn ich trocken und träge scheine.“ Es spricht sich indeß diese Unbehaglichkeit nicht in einer bitteren Weise aus, sondern mehr als Wehmuth, die seinem Wesen eine große Milde verleiht und zuletzt in der Sehnsucht nach Italien ein bestimmteres Ziel erhält. Wer kennte nicht den unvergleichlich schönen, zarten Hauch sehnsüchtiger Wehmuth, „Wanderers Nachtlied“? Er schrieb es am 7. September 1783 mit Bleistift an die Wand eines Bretterhäuschens auf dem Gickelhahn bei Ilmenau, in welchem er übernachtete.

Ueber allen Gipfeln
Ist Ruh'.
In allen Wipfeln
Spürest du
Kaum einen Hauch.
Die Vögel schweigen im Walde.
Warte nur! balde
Ruhest du auch.

Seine Thätigkeit charakterisirt er durch „Stille und Ernst“, und in dieser Weise geht sie mit geringen Unterbrechungen in gleichem Schritt bis zur Reise nach Italien. Noch kurz vor derselben schreibt er an Jacobi: „Ich lebe in einer Einsamkeit und Abgeschiedenheit von aller Welt, die mich zuletzt stumm wie einen Fisch macht.“ Auch der Herzog spricht schon 1783 von der „Taciturnität seines Herrn Kammerpräsidenten“, die er froh ist durch Acquisition einer neuen

Handzeichnung oder eines Kupferstichs zuweilen „entrunzeln“ zu können. Dazu kam, daß die Leitung der Finanzsachen ihn manchmal in eine schwierige Stellung zum Hofe und persönlich zum Herzoge brachte. Goethe hielt „streng über seine Pläne und Grundsätze“; dahin gehörte namentlich, daß er den Herzog zu vermögen suchte, einen jährlichen Etat der Ausgaben festzusetzen, der nicht überschritten werde. Hierzu war indeß der Herzog nicht zu bewegen, und dies soll Goethe die Stelle eines Kammerpräsidenten am meisten verleidet haben. Dahin deutet auch eine Stelle in einem Briefe Wieland's an Merck (3. Jan. 1784): „Goethe schickt sich überaus gut in das, was er vorzustellen hat, ist im eigentlichen Verstande l'honnête homme à la cour; leidet aber nur allzu sichtlich an Seel' und Leib unter der drückenden Last, die er sich zu unserm Besten aufgeladen hat. Mir thut's zuweilen im Herzen weh, zu sehen, wie er bei dem Allen Contenance hält und den Gram gleich einem verborgenen Wurm an seinem Inwendigen nagen läßt. Seine Gesundheit schont er so viel wie möglich, auch hat er sie sehr vonnöthen.“ Da solche bedenkliche Berichte auch zu dem Ohr der Mutter gedrungen waren und sie mit Besorgniß erfüllt hatten, so beruhigte sie Goethe in einem Briefe am Schluß des Jahres 1783, der wenigstens die ernste resignirte Stimmung, die ihn jetzt beherrschte, nicht verbirgt:

„Sie haben mich nie mit dickem Kopf und Bauche gekannt, und daß man von ernsthaften Sachen ernsthaft wird, ist auch natürlich, besonders wenn man von Natur nachdenklich ist und das Gute und Rechte in der Welt will. Lassen Sie uns hübsch dieses Jahr daher als Geschenk annehmen, wie wir überhaupt unser ganzes Leben anzusehen haben, und jedes Jahr, das zurückgelegt wird, mit Dank erkennen. Ich bin nach meiner Constitution wohl, kann meinen Sachen vorstehen, den Umgang guter Freunde

genießen und behalte noch Zeit und Kräfte für ein' und andere Lieblingsbeschäftigung. Ich wüßte nicht mir einen bessern Platz zu denken oder zu ersinnen, da ich einmal die Welt kenne, und mir es nicht verborgen ist, wie es hinter den Bergen aussieht. Sie, von Ihrer Seite, vergnügen Sie Sich an meinem Dasein jetzt; und wenn ich auch vor Ihnen aus der Welt gehen sollte, ich habe Ihnen nicht zur Schande gelebt, hinterlasse gute Freunde und einen guten Namen, und so kann es Ihnen der beste Trost sein, daß ich nicht ganz sterbe. Indessen leben Sie ruhig; vielleicht giebt uns das Schicksal noch ein anmuthiges Alter zusammen, das wir denn auch mit Dank ausleben wollen."

Die Hoffnung ging in Erfüllung. Die Mutter bewahrte sich ihre liebenswürdige Heiterkeit bis in ein hohes Alter und um so ungetrübter, nachdem sie der Tod ihres Gemahls (24. oder 25. Mai 1782) von den Quälereien seines Trübsinns befreit hatte. Wie unerträglich seine mürrische Laune, die fast zur Gemüthskrankheit ward, in den letzten Jahren seines Lebens gewesen sei, läßt sich aus der herben Aeußerung des Herzogs in einem Briefe an Merck schließen: "Goethe's Vater ist ja nun abgestrichen, und die Mutter kann nun endlich Luft schöpfen".

Ein freudiger Moment in Goethe's amtlichen Wirksamkeit war es, daß die Vorbereitungen zur Wiederaufnahme des Ilmenauer Bergbaus, für die er seit Jahren thätig gewesen war, endlich nach Beseitigung vieler Schwierigkeiten so weit gediehen waren, daß am 24. Februar 1784 die Eröffnung des neuen Johannisschachts stattfinden konnte. Als die Bergleute eintraten, um die fürstliche Commission zu den Feierlichkeiten abzuholen, hielt Goethe die Festrede, welche aus seinem Nachlasse jetzt unter seine Schriften aufgenommen ist. Beinahe wäre ihm der Versuch, ohne Hülfe des Concepts zu reden, mißlungen. Mitten in ihrem Laufe stockte plötzlich

die geläufige Rede, und eine ängstliche Pause trat ein; doch der Redner war nicht verlegen, sondern blickte fest und ruhig im Kreise umher, bis er den Faden wiederfand, worauf er die Rede wieder in raschem Fluß zum Ende führte. Der Stil dieser Eröffnungsrede ist herzlich und lebendig, obwohl ohne Wortfülle, indem Goethe auch in der rhetorischen Form nicht von der edlen Simplicität ließ, die seiner Prosa wie seiner Dichtung eigen ist. Bescheiden schweigt er von dem, was sein Eifer für dies Unternehmen gewirkt hat und weist die Ehre desselben allein seinem Herzoge zu; er erwähnt nur in Bezug auf sich, daß er diesem Augenblicke seit acht Jahren, als so lange er diesem Lande angehöre, mit Sehnsucht entgegengesehen habe und sich jetzt mit einem jeden freue, der heute sich zu freuen die nächste Ursache habe. Die Hoffnung für die Zukunft spricht er gegen den Schluß in schönen Worten aus: „Jede neue Anstalt ist wie ein Kind, dem man mit einer geringen Wohlthat forthilft, für die ein Erwachsener nicht danken würde, und so wünsche ich, daß ein jeder die unsrige ansehen möge. Es thue ein jeder, auch der Geringste, dasjenige, was er in seinem Kreise zu deren Beförderung thun kann, und so wird es gut gehen. Gleich zu Anfange, jetzo, meine Herren, ist es Zeit, dem Werke aufzuhelfen, es zu schützen, Hindernisse aus dem Wege zu räumen, Mißverständnisse aufzuklären, widrige Leidenschaften zu unterdrücken, und dadurch zu dem gemeinen Besten mitzuwirken. Kommt dereinst der Bergbau in einen lebendigen Umtrieb, wird die Bewegung und Nahrung dadurch in diesen Gegenden stärker, erhebt sich die Stadt Ilmenau wieder zu ihrem alten Flor, so kann ein jeder, er sei, wer er wolle, er habe viel oder wenig gethan, zu sich sagen: auch ich bin nicht müssig geblieben, und auch ich habe mich dieses Unternehmens, das nunmehr zu einer männlichen Stärke gereift ist, als es noch ein Kind war, liebreich angenommen; ich habe es nähren, schützen, erziehen helfen, und es wird nun zu meiner Freude

uns die Nachkommenschaft für das, was wir von heute an thun werden, segnen, und die Unsrigen diesen Segen genießen!“ Nicht ohne Erfolg wurde einige Jahre hindurch der Bau im Flötzgebirge der Sturmhaide von der neuen Gewerkschaft betrieben, bis elf Jahre später ein bedeutender Stollenbruch dem dortigen Bergbau, auf den „so viel Zeit, Kraft und Geld verwendet worden“, ein Ende machte.

Hatte er in Ilmenau die Freude genossen, ein lange vorbereitetes Werk zu Stande gebracht zu sehen, um der Natur etwas abzugewinnen, so wurde sie, wenige Tage nach seiner Rückkehr, durch ein Ereigniß getrübt, in welchem ihm die zerstörende Kraft der Elemente vor die Augen trat. In Folge eines Eissturzes war die Saale aus ihren Ufern getreten, so daß in einem Theile von Jena das Wasser zwei bis drei Ellen hoch in Häusern und Straßen stand. Während der Wassersnoth brannte ein Dorf ab, wobei sechs Menschen das Leben verloren. Wir haben schon bei ähnlichen Unglücksfällen Goethe's entschlossene und gewandte Thätigkeit kennen gelernt; auch diesmal giebt ihm der Herzog selbst in einem Briefe an Merck das Zeugniß, er habe sich bei der Gefahr sehr brav gehalten und die besten Anstalten getroffen.

Da zu Goethe's Geschäftskreis die oberste Verwaltung der herrschaftlichen Einkünfte gehörte, die vornehmlich in dem bestanden, was Berg und Flur eintrugen, so leuchtet ein, daß zwischen seiner amtlichen Stellung und seiner Liebe zu den Naturstudien eine enge Verbindung stattfand. Sie legten in den einförmigen Geschäftsgang ein höheres geistiges Interesse, ohne welches Goethe sich nicht einer Sache mit Eifer hinzugeben vermochte, und was als dilettantische Beschäftigung begonnen war, wuchs bald aus unscheinbarem Keime zu umfangreichen Forschungen empor. Die geologisch-mineralogischen Untersuchungen blieben vor der Hand sein

Lieblingsfach, und mit jeder neuen Gebirgswanderung wuchs das Material und die Einsicht.

Im September 1783 machte Goethe eine Reise in den Harz, begleitet von seinem Zögling, dem zehnjährigen Fritz von Stein, dem „Pfand“ von seiner geliebten Lotte; denn stets „leitet ihn ihre Liebe wie ein bekanntes Gestirn“, dessen Glanz auch nicht neben der schönen Branconi erblich, welche er zu Langenstein, ihrem damaligen Aufenthaltsorte, besuchte. „Ich werde Dir“ — schreibt er von Klausthal aus — „viel von der schönen Frau erzählen; sie wußte nicht, woran sie mit mir war, und gern hätte ich ihr gesagt, ich liebe, ich werde geliebt, und habe auch nicht einmal Freundschaft zu vergeben übrig.“ Den ersten schönen Reisetag hatte er am 11. Septbr. an der Roßtrappe. „Nachdem ich mich oben umgesehen hatte, stiegen wir ins Thal herunter, wo ich Dich hundertmal hingewünscht habe, als ich mit Fritzen auf einem großen in den Fluß gestürzten Granitstück zu Mittag aß“. Nachdem er darauf wieder die Baumannshöhle besucht hatte, wandte er sich nach Halberstadt, um am 14. September mit der Herzogin Amalie und dem braunschweigischen Hofe, der sie bis dahin begleitete, zusammenzutreffen; er war sehr begierig, den Herzog von Braunschweig kennen zu lernen und brachte einen Tag in seiner Nähe zu. Am 18. kam er nach Klausthal, durchwanderte die Umgebung des Brockens und erstieg ihn am 21. September; diesmal übernachtete er auf der Höhe. Für die mineralogischen Sammlungen ward reiche Ausbeute gewonnen. „Ich habe mich recht mit Steinen angefüttert; sie sollen, denke ich, wie die Kiesel dem Auerhahn, zur Verdauung meiner übrigen schweren Winterspeise helfen“. Im nächsten Winter schrieb er eine Abhandlung über den Granit.

Er reiste darauf nach Göttingen, um die Bekanntschaften mehrerer Professoren zu machen, und, von Fritz getrieben,

„der besonders den Riesen auf dem Winterkasten zu sehen" wünschte, noch bis Kassel. Hier ging er auch an den Hof und wurde sehr gut aufgenommen. Besonders erfreute ihn der Umgang mit dem gelehrten Naturforscher Sömmering, mit dem er sich über Osteologie unterhielt und dem er bei Füllung einer aërostatischen Kugel behülflich war, — Experimente, die damals durch den Reiz der Neuheit die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zogen —, so wie mit Georg Forster, welcher im nächsten Jahre, dem Rufe an die Universität zu Wilna folgend, auch in Weimar einen Besuch machte. Forster fand ihn „ernsthafter, zurückhaltender, blässer und magerer." Am 5. October reiste Goethe von Kassel ab und rasch über Eisenach nach Weimar zurück, wo sogleich neben vielen Geschäftsarbeiten ihn die Festlichkeiten am Hofe in Beschlag nahmen, indem der Herzog Karl von Kurland und gleich darauf der Markgraf und der Erbprinz von Baden dort einige Wochen verweilten.

Im nächsten Jahre unternahm Goethe wiederum eine mineralogische Harzwanderung in Begleitung des Malers Kraus, der ihm „alle Felsarten, nicht malerisch, sondern wie sie dem Mineralogen interessant sind, nach einer geheimen wissenschaftlichen Regel charakteristisch zeichnete". Diese schönen Zeichnungen, meist in Groß-Folioblättern, befinden sich noch unter den nachgelassenen Goethe'schen Sammlungen. An Merck schrieb er kurz vor der Reise: „Ich komme nunmehr wieder auf den Harz und werde meine mineralogischen und oryktologischen Beobachtungen, in denen ich bisher unermüdet fortgefahren, immer weiter treiben. Ich fange an auf Resultate zu kommen, die ich auch bis jetzt noch für mich behalte, damit sie mir nicht weggeschnappt werden". Das Ziel seiner Forschungen war die Entdeckung der Grundgesetze der geologischen Bildungsepochen.

Bei einer so entschiedenen Richtung auf wissenschaftliche Untersuchung der Natur machte es ihm wenig Behagen, aus

den geliebten Bergen in die drückende Hofatmosphäre gezogen zu werden. Er konnte nicht umhin, der Einladung Karl Augusts folgend, um die Mitte des August in Braunschweig mit ihm zusammenzutreffen. Sie verweilten dort zwei Wochen, länger als anfangs bestimmt war; die Reise stand ohne Zweifel mit der Gründung des deutschen Fürstenbundes in Beziehung, den sich der Herzog sehr angelegen sein ließ. Indeß fühlte sich Karl August in der Hofluft keineswegs wohl, obschon man durch glänzende Hoftafel, Bälle und Opernvorstellungen die weimarischen Gäste auf alle mögliche Weise zu unterhalten suchte; er mußte stets mit den fürstlichen Personen verkehren und die Hofetikette einigermaßen respectiren, so daß ihm selbst seine geliebte Tabackspfeife versagt war. Goethe klagt am meisten über die „schrecklichen" sechs Stunden, die er täglich an der fürstlichen Tafel zuzubringen hatte; er beobachtete sein zurückhaltendes Wesen, und selbst die Damen hatten keine Veranlassung, sein verbindliches Benehmen zu rühmen. Uebrigens machte es ihm Freude, vielfache Gelegenheit zu Beobachtungen und Reflexionen über Welt und Menschen zu finden. Wie freudig jedoch eilte er, einem Freigelassenen gleich, mit dem 1. September in die Gebirgsgegend zurück, wo er wieder mit Kraus zusammentraf; er bestieg den Brocken und die Roßtrappe, versäumte auch nicht, zwei Tage in Langenstein bei der schönen Frau („la fée de Langenstein“) zu verweilen, und war am 16. September wieder in Weimar.

In Gesellschaft Knebel's durchforschte er um Pfingsten 1785 den Saalgrund und machte mit ihm gegen Ende des Juni eine mineralogische Reise durchs Fichtelgebirge. Sie tranken aus der Quelle des Main's und erstiegen mehrere Höhen, auch den Ochsenkopf. Aus den in Knebel's Briefen enthaltenen Berichten von diesen Wanderungen geht hervor, daß es mit den mineralogischen Untersuchungen auf allen Schritten ganzer Ernst war und viel Gestein gesammelt wurde;

indeß tauchten daneben auch andere Interessen hervor. Goethe entwarf mehrere Zeichnungen, las seinen Freunden in den Abendstunden die zuletzt fertig gewordenen Abschnitte des Wilhelm Meister vor und unterhielt sich lebhaft über Shakspeare's Hamlet, den sie zusammen lasen. Ueber Wunsiedel und Eger langten sie am 5. Juli in Karlsbad an, wo sie die Herzogin Luise, Frau von Stein, Herder's und andere Weimarer Notabilitäten antrafen. Knebel machte noch eine Reise nach Bayern und Tyrol, von wo er, in mineralogischen Forschungen fortfahrend, anziehende Berichte einsandte. „Du siehst", — erwidert ihm Goethe — „wie nothwendig jene ersten großen Begriffe sind, auf denen ich ruhe und zu ruhen empfehle, um über große und neue Gegenstände der Natur und Cultur richtig und leicht zu urtheilen. Der Mensch ist mit seinem Wohnort so nahe verwandt, daß die Betrachtung über diesen auch uns über den Bewohner aufklären muß". Goethe blieb länger als die übrige weimarische Gesellschaft in Karlsbad und setzte seine mineralogischen Untersuchungen im Erzgebirge fort. Am 28. August befand er sich in Johanngeorgenstadt. Die Bergwerke bei Schneeberg zu besteigen, wurde ihm diesmal nicht gestattet; doch sah er im folgenden Jahre bei einem Ausfluge von Karlsbad aus seinen Wunsch erfüllt. Karlsbad wurde ihm seitdem sehr lieb; er fühlte sich nach dem Gebrauch dieses Bades so gesund und wohl, daß er bekannte, ihm eine ganz andere Existenz schuldig zu sein. Er kehrte daher auch im nächsten Jahre dahin zurück.

Neben der Mineralogie begann auch die Botanik mehr und mehr Goethe's Interesse auf sich zu ziehen. Schon in den ersten Jahren seines Weimarer Aufenthalts hatte das Leben in der freien Natur, die Beachtung der Cultur des Bodens, des Wiesenbaus und des Forstwesens ihn nach und nach mit der Pflanzenwelt oberflächlich bekannt gemacht. Zur Förderung eines wissenschaftlichen Studiums diente die An-

legung eines botanischen Gartens bei Weimar, wozu der Herzog die Kenntnisse des tüchtigen Apothekers Dr. Bucholz benutzte, dessen gründliche Naturstudien für Goethe vielfach anregend und belehrend wurden. Um über botanische Gegenstände mehr Aufklärung zu erlangen, arbeitete Goethe sich in die Schriften Linné's hinein, von dem er bekennt, daß er nach Shakspeare und Spinoza die größte Wirkung auf seine geistige Entwicklung gehabt habe. Er trat zu jenem in ein ähnliches Verhältniß, wie zu diesen. Unfähig, ein Ueberliefertes in sich aufzunehmen, mußte er sich ihm gegenüber productiv verhalten. „Indem ich" — sagt Goethe in dem Aufsatze "Geschichte meines botanischen Studiums" — „sein scharfes, geistreiches Absondern, seine treffenden, zweckmäßigen, oft aber willkürlichen Gesetze in mich aufzunehmen suchte, ging in meinem Innern ein Zwiespalt vor; das, was er mit Gewalt auseinander zu halten suchte, mußte nach dem innersten Bedürfniß meines Wesens zu Vereinigung anstreben". Viel verdankte er auch den botanischen Schriften Rousseau's, dessen minder strenge, mehr übersichtliche Methode dem Dilettanten vornehmlich zusagen mußte. Auch die Nähe der Universität Jena wußte Goethe, wie wir schon aus Früherem wissen, für seine wissenschaftlichen Studien zu nutzen. Besonders förderte ihn der Verkehr mit dem Hofrath Büttner, der von Göttingen nach Jena gezogen war, indem der Herzog dessen reiche Privatbibliothek, die dem Sammler noch für Zeit seines Lebens zur Benutzung überlassen blieb, angekauft hatte. Indem Goethe die Anordnung und Aufstellung der Bibliothek zu leiten hatte, brachte ihn dies in ein näheres Verhältniß zu dem gelehrten Manne, der sich über Botanik mit besonderer Vorliebe unterhielt. Die botanischen Excursionen fähiger Jünglinge machten ihn gleichfalls mehr und mehr mit der Landesflora bekannt. Einen muntern Burschen aus Ziegenhayn, Namens Dietrich, der in der Gewächskunde sich viel praktische Erfahrung gesammelt hatte, nahm er mit sich nach Karlsbad.

In gebirgigen Gegenden immer zu Fuße, brachte dieser mit eifrigem Spürsinn alles Blühende zusammen und reichte ihm die Ausbeute wo möglich an Ort und Stelle sogleich in den Wagen herein, indem er die Linnéischen Bezeichnungen dabei ausrief. In Karlsbad selbst war er mit Sonnenaufgang im Gebirge und brachte Goethe eine reichliche Sammlung an den Brunnen, ehe er noch seinen Becher geleert hatte. Dies erregte die Aufmerksamkeit kundiger Botaniker und leitete Unterhaltungen mit ihnen ein, aus denen Goethe manche wissenschaftliche Belehrung gewann. Wie beschränkt nun auch noch die Kenntniß des Einzelnen sein mochte, sie erregte doch in Goethe's Geist sogleich den Trieb, in dem Mannigfaltigen die Einheit zu finden, und dieser hängt mit den Grundsätzen seiner gesammten geistigen Thätigkeit zusammen. Wenn er gegen Merck von „hübschen Entdeckungen und Combinationen in der Botanik“ spricht, wenn er seine Freude ausdrückt über sein „Gewahrwerden der wesentlichen Form, mit der die Natur gleichsam nur immer spielt und spielend das mannigfaltige Leben hervorbringt“, so ist damit schon die Entdeckung des Grundprincips der Pflanzenentwickelung angedeutet, welches er seitdem Jahre lang in den Forschungen über die Metamorphose der Pflanzen weiter verfolgte und ausbildete. Dieselbe Idee leitete ihn bei seinen osteologischen Untersuchungen. Das Buch der Natur ward ihm mehr und mehr „lesbar.“

Seitdem sich Goethe unter Loder's Anleitung eifrig mit Anatomie und Osteologie beschäftigte, war sein Bemühen darauf gerichtet, einen allgemeinen Knochentypus zu finden. Er „mußte deßhalb annehmen, daß alle Abtheilungen des Geschöpfes, im Einzelnen wie im Ganzen, bei allen Thieren aufzufinden sein möchten, weil ja auf dieser Voraussetzung die schon längst eingeleitete vergleichende Anatomie beruht. Hier trat nun der seltsame Fall ein, daß man den Unterschied

zwischen Affen und Menschen darin finden wollte, daß man jenem ein os intermaxillare [Zwischenknochen der obern Kinnlade], diesem aber keines zuschrieb. Da nun aber genannter Theil darum hauptsächlich merkwürdig ist, weil die oberen Schneidezähne darin gefaßt sind, so war nicht begreiflich, wie der Mensch Schneidezähne haben und doch des Knochens ermangeln sollte, worin sie eingefugt stehen". Goethe suchte daher nach Spuren desselben und glaubte ihn zu entdecken, nur daß „dieser Knochen, der bei Thieren so außerordentlich vorgeschoben ist, sich bei Menschen auf ein sehr kleines Maß zurückzieht". Die Entdeckung machte er in den ersten Frühlingstagen der Jahres 1784, wo er sich nach Jena begeben hatte, und arbeitete seine Ansicht im Verkehr mit Loder bei mehrmaligen Besuchen in Jena wissenschaftlich durch. Erst im October entwickelte er sie in der Abhandlung: „Dem Menschen wie dem Thiere ist ein Zwischenknochen der oberen Kinnlade zuzuschreiben". Indem er in einem Briefe an Knebel (November 1784) den Grundgedanken dieser Schrift auseinandersetzt, charakterisirt er mit wenig Worten seine Naturanschauung: „Eine jede Creatur ist nur ein Ton, eine Schattirung einer großen Harmonie, die man auch im Ganzen und Großen studiren muß; sonst ist jedes Einzelne ein todter Buchstabe. Aus diesem Gesichtspunct ist die kleine Schrift geschrieben, und das ist eigentlich das Interesse, das darinne verborgen liegt". Herder, dem er die Abhandlung vorlas, äußerte sich beifällig und nannte sie gegen Knebel einfach und schön; „der Mensch", fügt er hinzu, „geht auf dem rechten Naturwege, und das Glück geht ihm entgegen". Sömmering indeß, dem er eine Abschrift zusandte, nahm die Sache sehr gleichgültig auf; dies befremdete Goethe nicht; „einem Gelehrten von Profession", schreibt er an Merck, „traue ich zu, daß er seine fünf Sinne abläugnet; es ist ihnen selten um den lebendigen Begriff der Sache zu thun, sondern um das, was man davon gesagt hat". Er war sehr

begierig auf das Urtheil des berühmten holländischen Anatomen Peter Camper, dem er den Aufsatz in schöner Handschrift mit beigefügter lateinischer Uebersetzung durch Merck mittheilte. Dieser lobte zwar Arbeit und Bemühung, versicherte aber nach wie vor, der Mensch habe keinen Zwischenknochen [94]). Erst die jüngere Naturforschung hat der Goethe'schen Auffassung Gerechtigkeit widerfahren lassen, und ihre Richtigkeit wird nicht mehr bezweifelt. Die Ansprüche, welche Oken auf die Priorität der Entdeckung gemacht hat, sind als beseitigt anzusehen.

Der Ernst und die Zurückgezogenheit, in der Goethe jetzt lebte, theilte sich der ganzen höheren weimarischen Gesellschaft mit. Sobald er aufhörte, sie mit dem Zauberstabe seines genialen Humors zu berühren, sobald er nicht mehr Spiel und Fest mit Poesie und Decoration ausschmückte und dem geselligen Leben mit erfindungsreicher Kunst den Reiz des Neuen und Ungewöhnlichen gab, ward es in Weimar und Tiefurt sehr still; die Herzogin Mutter sagte: „sie schlafen alle!“ Sie bewahrte sich noch ihre muntere Laune und vergnügte sich damals mit den Scherzen des Aristophanes, indem sie ihr Studium des Griechischen so weit gebracht hatte, um unter Wieland's Anleitung das griechische Lustspiel im Original genießen zu können. „Ohne sie“, — schreibt Wieland im Januar 1785 — „würde Weimar nach weniger Zeit wieder ein so unbedeutendes, langweiliges und seelentödtendes Nest werden, als irgend eins in deutschen oder wälschen Landen.“ Auch der Herzog klagt um dieselbe Zeit gegen Knebel, die öffentliche Gesellschaft sei so insipid, als möglich, und fügt als Grund hinzu, daß die, welche sonst durch Jugend und Schönheit den Kreis des Hofes belebt hatten, nun älter geworden seien, und der weibliche Theil sich größtentheils verheirathet habe. Hatten doch auch bei ihm die Jahre eine Aenderung hervorgebracht. Er wid-

mete sich mehr den Geschäften, und in Wintertagen trat an die Stelle der abenteuerlichen Jagdfahrten die „Leidenschaft fürs l'Hombre“. Das Liebhabertheater, sonst der Mittelpunct der Hofvergnügungen, hörte auf. Da man sich indeß des Genusses theatralischer Vorstellungen nicht entwöhnen konnte, so engagirte man, anfänglich für die ersten drei Monate des Jahres 1784, die Schauspielertruppe eines Wiener Unternehmers Bellomo, welche bis 1791, wo die Hofbühne errichtet ward, in Weimar blieb und im Sommer in dem Badeorte Lauchstädt spielte. „Die Gesellschaft“ — berichtet der Herzog an Knebel — „ist eben nicht ausnehmend gut, doch hat sie das Glück, ziemlich gute Stimmen zu besitzen und sehr guten Geschmack in Auswahl der komischen Opern zu haben; sie spielen meistens italienische Musik, deren Schönheit die Güte des Spiels und der Uebersetzung ersetzt“.

Bei Goethe ging keine geistige Anregung verloren. Während Geschäfte und wissenschaftliche Forschungen seinen Geist eingeengt zu haben schienen, machte die unversiegbare Quelle seines dichterischen Genius sich immer wieder dazwischen Raum. Gleichzeitig mit der Abhandlung vom Knochenbau hatte er noch Laune genug, ein komisches Singspiel im italienischen Genre, Scherz, List und Rache, zu dichten: die Mystification und Ueberlistung eines geizigen Pedanten durch die Schlauheit Scapins und Scapinens, ein Süjet, das in italienischen und französischen Operetten häufig wiederkehrt. Er schrieb das Stück vornehmlich in der Absicht, seinen Freund Kayser in Zürich dadurch zu fördern, indem er aus dessen Briefen von seiner italienischen Reise schloß, daß er den Geist der komischen Oper gut gefaßt habe. Kayser griff die Composition ernsthaft an, und Goethe trat mit ihm in lange briefliche Verhandlungen, in denen er ausführlich in die Einzelheiten der musikalischen Composition einging; Riemer bemerkt, daß die Bekanntmachung dieser Briefe

das beste Zeugniß von Goethe's musikalischen Einsichten geben würde. Am Schlusse des Jahre 1784 hatte der Dichter bereits zwei Acte in Händen, welche bei den Proben den größten Beifall aller Musikverständigen fanden. Goethe baute darauf die besten Hoffnungen für seinen Freund. Ein Brief an Knebel (30. Decbr. 1785), der sich damals in München aufhielt, ist der schönste Beweis seiner treuen freundschaftlichen Fürsorge: „Was sagst Du aber dazu? Wenn das Stück fertig wäre, wollte ich ihn nach München schicken; er sollte dort vor Kennern und Liebhabern nur in Concerten einzelne Arien ohne Prätension produciren, da er selbst ein trefflicher Clavierspieler ist, sich hören lassen, ohne den Virtuosen zu machen, ohne sich bezahlen zu lassen, solle sich empfehlen, den Geschmack des Publici studiren, mir seine Gedanken schreiben, und ich könnte ihm alsdann, wenn ich besonders durch Deine Bemerkungen, was dort gefällt, was von Ernst und Scherz am meisten Effect macht, genugsam unterrichtet wäre, ein Stück machen, das gewiß wirken sollte. — Ein Aehnliches habe ich auf Wien mit ihm vor. Er kann und wird sich poussiren. Du thust mir einen wesentlichen Dienst, wenn Du ihm Freunde vorbereitest und Dich um die Verhältnisse des Virtuosenwesens erkundigst, damit er in ein bekannt Land komme...... Dies ist's, was mir jetzo sehr am Herzen liegt; hilf mir es ausführen!“ Diesen Erwartungen entsprach der Erfolg nicht. Kayser hatte, Goethe's Urtheil zufolge, die Composition nach altem Schnitt zu ausführlich, wenn auch stellenweise glücklich und mit Anmuth im Ganzen, behandelt; dadurch häuften sich die Musikstücke dergestalt, daß drei Personen sie nicht zu leisten vermögen. Auch fehlte der Chor; der Gesang stieg nicht weiter, als bis zum Terzett, und man hätte, sagt Goethe, zuletzt die Theriaksbüchsen des Doctors gern beleben mögen, um einen Chor zu gewinnen. „All unser Bemühen daher, uns im Einfachen und Beschränkten abzuschließen, ging verloren, als Mozart auftrat

Die Entführung aus dem Serail schlug Alles nieder, und es ist auf dem Theater von unserm so sorgsam gearbeiteten Stück niemals die Rede gewesen“. Einen Theil der Schuld des Mißlingens schiebt er auf das Süjet, indem ein solcher frecher Betrug, wie er hier vorgestellt wird, für einen rechtlichen Deutschen keinen Reiz habe, wenn Italiener und Franzosen sich daran wohl ergötzen möchten, bei uns könne die Kunst den Mangel des Gemüths nicht wohl entschuldigen. Uebrigens hatten Oper und Singspiel für ihn eine solche Anziehung, daß er auf einem Ritt nach Ilmenau, am 7. November 1785, einen ältern Entwurf wieder vornahm und weiter ausbildete, wahrscheinlich das unvollendet gebliebene Singspiel „die ungleichen Hausgenossen“, aus welchem einige Arien und Lieder unter seine Gedichte aufgenommen sind.

Außerdem fuhr Goethe fort, seine Ansichten über dramatische Dichtung und theatralische Darstellung in die Schilderungen seines Wilhelm Meister zu verweben, dessen Bearbeitung ihn während der Jahre, von denen wir reden, in poetischen Mußestunden vornehmlich beschäftigte. Das vierte Buch ward am 12. November 1783 beendigt, gerade ein Jahr, nachdem er es angefangen hatte. Im October 1784 wurde das fünfte, im November des folgenden Jahrs das sechste Buch vollendet. Es wurde darauf der Entwurf zu sechs folgenden Büchern gemacht, von denen ihn das siebente im Frühling des Jahres 1786 beschäftigte. Von den Freunden, denen er einzelne Abschnitte mittheilte, erntete er reichlichen Beifall; doch fühlte und bekannte er selbst, daß er wegen der häufigen Unterbrechungen, unter denen das Werk nur langsam vorrückte, weit hinter seiner Idee zurückbleibe und nicht im Stande sei, das Ganze zu übersehen. Im Jahre 1785 war er mit der Auslegung des Hamlet beschäftigt, ohne daß wir bestimmt erfahren, daß er damals schon beabsichtigte, sie in die Erzählung zu verflechten. Bei der späteren

Ueberarbeitung des Romans wurde die Handschrift um ein Drittheil verkürzt, und es ist aus einzelnen Hindeutungen zu schließen, daß der vor der italienischen Reise vollendete Theil jetzt die ersten vier Bücher nebst dem Anfang des fünften umfaßt.

Diese dichterischen Productionen Goethe's konnten indeß auf seine nächste Umgebung nur geringen Einfluß äußern, da sie nicht auf augenblickliche Wirkung berechnet waren, und seine Muse nicht mehr der Ergötzung des Augenblicks diente. Dagegen zog seine Liebe zur Naturwissenschaft mehr und mehr die Geister nach sich; er konnte schon gegen das Ende des Jahres 1783 die Bemerkung machen, Welt- und Naturgeschichte „rase" in der weimarischen Gesellschaft. „Wir sind jetzt" — schreibt er am 14. Nov. 1783 an Knebel — „ganz in Welt- und Naturgeschichte, Reisebeschreibungen und was dahin gehört, ausgegossen", und fügt die Bitte hinzu, er möge ihm aus Nürnberg einen ausgesuchten Homannischen Atlas der zur Zeit neuesten und besten Karten und einen Globus senden, worauf die neuesten Entdeckungen verzeichnet wären. Goethe suchte „Proselyten zu machen" und hatte die Freude, mehrere, selbst ältere Männer für die Naturwissenschaften zu gewinnen. In den mineralogischen Forschungen schloß sich mit ernstem wissenschaftlichen Eifer Hofrath von Voigt an ihn an, welcher seit 1783 in der Direction des Ilmenauer Bergbaus ihm als College zur Seite stand. Karl August ging mit lebhaftem Interesse auf diese Studien ein und ward durch die Gründung und Förderung nützlicher Anstalten in Weimar und Jena unter Deutschlands Fürsten einer der ersten Beschützer der naturwissenschaftlichen Studien. Man hört den Zögling Goethe's reden, wenn er in einem Briefe an Knebel (Dec. 1784) äußert: „Die Naturwissenschaft ist so menschlich, so wahr, daß ich jedem Glück wünsche, der sich ihr auch nur etwas ergiebt. Sie fängt an leicht zu werden,

so daß auch gern trägere Menschen sich eher dazu einladen lassen. Sie ist so leicht wahr zu behandeln, daß sie den Geschmack zum Unwahren überwiegen kann; sie beweist und lehrt so bündig, daß das Größte, das Geheimnißvollste, das Zauberhafteste so ordentlich, einfach, öffentlich, unmagisch zugeht; sie muß doch endlich die armen unwissenden Menschen von dem Durst nach dem dunklen Außerordentlichen heilen, da sie ihnen zeigt, daß das Außerordentliche ihnen so nahe, so deutlich, so unaußerordentlich, so bestimmt wahr ist. Ich bitte täglich meinen guten Genius, daß er auch mich von aller andern Art von Bemerken und Lernen abhalte und mich immer auf dem ruhigen bestimmten Wege leite, den uns der Naturforscher so natürlich vorschreibt".

Herder, der mit Goethe jetzt in innigster Geistesgemeinschaft lebte, arbeitete in jenen Jahren an den ersten Bänden seiner Ideen zu einer Philosophie der Geschichte der Menschheit und trat ebenfalls der Naturforschung näher. Die spöttischen Bemerkungen über die Beschäftigung mit dem "Gestein" können nicht erheblich gewesen sein bei einem Manne, der wiederholt von sich äußerte: "Wenn ich mein eigener Herr wäre, ich würde mich wo einschließen und eine Zeitlang ausschließlich mit Naturwissenschaften beschäftigen". Goethe las mit ihm zusammen die ersten Capitel, welche er, wie er gegen Knebel (Decbr. 1783) bemerkt, köstlich fand, und nach der Vollendung des zweiten Theils schreibt er an Herder: "Zu dem ganzen Inhalte sage ich Ja! und Amen! und es läßt sich nichts Besseres über den Text: Also hat Gott die Welt geliebt, sagen". "An sehr guten Abenden" verhandelte er mit ihm die anziehendsten Probleme des Denkens und trieb sich, wie er sagt, durch Disputiren in seinen Naturansichten immer weiter. Manches ist von Goethe's Naturansichten in Herder's Werk übergegangen. Caroline Herder erzählt in einem ihrer Briefe von dem Beisammensein in einer schönen Mondnacht,

wo Goethe sich über den Zustand der Seele nach dem Tode aussprach, „nur ein wenig nicht schwärmerisch genug für das überirdische Licht, in dem wir dahingleiteten.“ Goethe war über den regen geistigen Verkehr mit Herder sehr erfreut. „Von meinem Leben ist es wieder ein schönes Glück“ — schreibt er unterm 12. Nov. 1783 an Jacobi —, „daß die leidigen Wolken, die Herdern so lange von mir getrennt haben, endlich und, wie ich überzeugt bin, auf immer sich verziehen mußten“. Ihn und Frau von Stein bezeichnet er als die einzigen Capitalien in Weimar, von denen er Interessen ziehe. Eben so anerkennend spricht sich Herder's freundschaftliche Gesinnung aus, wenn er (2. März 1785) an Knebel schreibt: „Er (Goethe) trägt seinen Kopf und sein Herz immer auf der rechten Stelle und ist in jedem Schritt seines Lebens ein Mann. Wie viele giebt's solcher?“ Aehnlich sprach sich Herder gegen Schiller (1787) bei dessen ersten Besuchen in Weimar aus; er nannte Goethe einen allumfassenden Geist und wollte ihn mehr noch als Geschäftsmann, denn als Dichter bewundert wissen; er habe einen klaren universalischen Verstand, dabei das wahrste und innigste Gefühl, die größte Reinheit des Herzens; Alles, was er sei, sei er ganz, und er könne, wie Julius Cäsar, Vieles zugleich sein. Ueberhaupt war jetzt in Weimar so sehr die Stimme des Mißwollens verstummt, daß Schiller an Körner berichten konnte, Goethe werde von sehr vielen Menschen mit einer Art von Anbetung genannt und mehr noch als Mensch, denn als Schriftsteller, geliebt und bewundert.

Friedrich Jacobi, der gemeinschaftliche Freund Goethe's und Herder's, die beide einen Briefwechsel mit ihm unterhielten, folgte im September 1784 der wiederholt an ihn ergangenen Einladung zu einem Besuch in Weimar und „verlebte dort selige Tage“. Mit Goethe verknüpfte ihn wieder ein Band offener und herzlicher Freundschaft, wie es die Jünglinge umschlungen hatte. Es war ein wehmüthiger Abschied. Als er auf

der Rückreise, das weiche Gemüth voll freudiger Erinnerung, von Coblenz rheinabwärts fuhr, breitete sich das Mondlicht wieder über den klaren Spiegel des Stroms und vergegenwärtigte ihm die schönsten Stunden der Jugendfreundschaft. „Ich habe Dich also wiedergesehen“ — so beginnt der erste Brief nach seiner Rückkehr (Düsseldorf, 13. October) — „und viel mehr als das! Als ich wegging, war es mir nicht, als ob ich Dich verließe; ich war innig glücklicher, froher, heiterer, als da ich kam. Du weißt, wie ich Eindrücke annehme und sie in mir haften. Auch die leiseste Berührung, die ich kaum im Augenblick selbst gewahr wurde, entwickelt sich im Stillen und wächst zu vollem Leben auf. So bin ich jetzt noch im seligsten Genusse Deiner und weiß von nichts, das mir vergangen wäre. Erhalte mich so! Du kannst es — Du weißt es!“

Jacobi war um jene Zeit mit Mendelssohn über Lessing's Spinozismus in Streit gerathen. Daher war über die Lehre des Spinoza vorzugsweise in Gesprächen mit Herder und Goethe verhandelt, wovon eine nachhaltige Wirkung auch für den Letzteren nicht ausblieb; in einem Briefe vom 3. Dec. 1784 äußert er: „Du scheinst uns auch Lust und Liebe zur Metaphysik zurückgelassen zu haben“. Er liest die philosophischen Abhandlungen Hemsterhuysens mit großem Antheil und berichtet seinem Freunde, daß er sich am Spinoza übe und ihn wieder und wieder lese; er sei mit Herder in diesen Materien einverstanden, müsse jedoch, ehe er eine Sylbe Metaphysisches schreibe, erst die Physica besser absolvirt haben. „Ich kann nicht sagen“ — bekennt er in Bezug auf Spinoza (9. Juni 1785) — „daß ich jemals die Schriften dieses trefflichen Mannes in einer Folge gelesen habe, daß mir jemals das ganze Gebäude seiner Gedanken völlig überschaulich vor der Seele gestanden hätte. Meine Vorstellungs- und Lebensart erlauben's nicht. Aber wenn ich hineinsehe, glaub' ich ihn zu verstehen, das heißt, er ist mir nie mit sich selbst in Widerspruch, und ich kann für meine Sinnes- und Handelnsweise

sehr heilsame Einflüsse daher nehmen". Jacobi's Schrift "über die Lehre des Spinoza", worin er im Herbst 1785 die Correspondenzacten seines Streits mit Mendelssohn über Lessing's Spinozismus veröffentlichte, wurde von Herder wie von Goethe mit lebhaftem Interesse aufgenommen. Goethe fand, daß die Idee, welche Jacobi darin von der Lehre des Spinoza gebe, der Ansicht, die er sich davon gebildet, um Vieles näher rücke, als nach dessen mündlichen Aeußerungen zu erwarten gewesen, und glaubt, sie würden im Gespräch völlig zusammenkommen. Insbesondere aber protestirt er dagegen, daß sein Freund Spinozismus mit Atheismus zusammenwirft: "Spinoza beweist nicht das Dasein Gottes; das Dasein ist Gott, und wenn ihn Andere deßhalb Atheum schelten, so möchte ich ihn theissimum und christianissimum nennen und preisen". Gegen die Schmähschrift, womit Mendelssohn Lessing's Ehre gegen die Beschuldigung des Spinozismus retten zu müssen glaubte, schrieb Jacobi die Replik: Wider Mendelssohn's Beschuldigungen in dessen Schreiben an die Freunde Lessing's (1786). Goethe nahm an dem übermüthigen Ton, womit in dieser Schrift die Gegner abgefertigt wurden, Anstoß, und indem er die Selbstzufriedenheit und Selbstüberhebung seines Freundes in etwas herber Weise ahndete — "wenn Selbstgefühl sich in Verachtung Anderer, auch der Geringsten, ausläßt, muß es widrig ausfallen..... was sind wir denn alle, daß wir uns viel erheben dürfen?" — stellte er im Gegensatz zu der Jacobi'schen Glaubensphilosophie den Standpunct seines Spinozistischen Realismus fest: wenn Jacobi sage, man könne an Gott nur glauben, so halte er dagegen viel aufs Schauen und fühle in Spinoza's Worten eine Ermuthigung, sein ganzes Leben der Betrachtung der Dinge zu widmen, die er erreichen und von denen er sich eine entsprechende Idee bilden könne, ohne sich im mindesten zu bekümmern, wie weit er kommen könne und was ihm zugeschnitten sei. "Uebrigens" — fügt er hinzu — "bist Du ein

guter Mensch, daß man Dein Freund sein kann, ohne Deiner Meinung zu sein; denn wie wir von einander abstehen, habe ich erst wieder aus dem Büchlein selbst gesehen“ [95]). Die Wahrheit dieser Aeußerung bestätigte sich nachmals mehrfach im Verlauf ihres Lebens und ist auch in Goethe's Worten an Eckermann (1827) ausgesprochen: „Er hatte mich persönlich lieb, ohne an meinen Bestrebungen Theil zu nehmen oder sie wohl gar zu billigen; es bedurfte daher der Freundschaft, um uns aneinander zu halten“.

Noch ein anderer Genosse schwärmerischer Jugendstunden hatte ihn im Jahre 1784 begrüßt. Friedrich Leopold Stolberg, mit seiner Familie und seinem Bruder auf einer Reise durch Thüringen und Sachsen begriffen, kam im Mai nach Weimar und verweilte dort einige Tage, auch am Hofe wohl aufgenommen. Zwischen ihm und Goethe war keine Abneigung eingetreten, vielmehr drückt Goethe seine Freude aus, „noch einmal in jenen Seen der Jugend durch die Erinnerung gebadet worden zu sein“. Nach seiner Abreise schreibt er an die Freundin: „Leopold hat mir von Stund zu Stund besser gefallen, und ich hätte wohl gewünscht mit ihm eine Zeitlang zu leben; in den ersten Tagen, wenn man mit alten Bekannten wieder zusammenkommt, sieht man doch nur das alte Verhältniß, bis alsdann ein weiterer Umgang entwickelt, inwiefern sich Menschen verändert haben oder dieselben geblieben sind“. Stolberg's Gedicht „der Traum“ nennt er ein recht himmlisch Familienstück und fügt die Worte hinzu: „Man muß sie kennen, sie zusammen gesehen haben, um es recht zu genießen“.

Dagegen löste sich in diesen Jahren das freundschaftliche Verhältniß zu Lavater, das Jahre lang ein Band der höchsten Verehrung und Seelenvereinigung gewesen war. Der erste Keim des Zerwürfnisses lag in der Verschiedenheit ihrer Religionsansichten. Lavater konnte sich nicht dabei beruhigen, wie Goethe wünschte, die beiderseitigen Glaubensbekenntnisse

„in zwei Columnen neben einander zu setzen und darauf einen Friedens- und Toleranzbund zu errichten". Er suchte seinem Freunde wiederholt den Zusammenhang seines christlichen Offenbarungsglaubens darzulegen, welchen Goethe auf seinem Standpuncte mit eben derselben Entschiedenheit von sich ablehnte, so sehr er ihn auch als individuelle Religionsansicht an Andern ehren und lieben konnte. Er will kein Widerchrist, kein Unchrist sein, aber bezeichnet sich als einen decidirten Nichtchristen. „Deinen Christus" — schreibt er 1781 — „habe ich noch niemals so gern als in diesen Briefen angesehen und bewundert. Es erhebt die Seele und giebt zu den schönsten Betrachtungen Anlaß, wenn man Dich das herrliche krystallhelle Gefäß mit der höchsten Inbrunst fassen, mit Deinem eigenen hochrothen Trank schäumend füllen sieht. Ich gönne Dir gern dieses Glück, denn Du müßtest ohne dasselbe elend werden. Bei dem Wunsch und der Begierde, in einem Individuo Alles zu genießen, und bei der Unmöglichkeit, daß dir ein Individuum genugthun kann, ist es herrlich, daß aus alten Zeiten uns ein Bild übrig blieb, in das Du Dein Alles übertragen und in ihm Dich bespiegeln, Dich selbst anbeten kannst". Goethe sieht das Göttliche als eine der ganzen Menschheit zugetheilte und in ihr fortwirkende Offenbarung an. „Wir geben uns" — fährt er fort — „einer jeden durch Menschen und dem Menschen offenbarten Weisheit zu Schülern hin und beten als Söhne Gottes ihn in uns selbst und allen seinen Kindern an. Ich weiß wohl, daß Du Dich darin nicht verändern kannst, und daß Du vor Dir Recht behältst; doch finde ich es auch nöthig, da du Deinen Glauben und Lehre wiederholend predigest, Dir auch den unsrigen als einen ehernen bestehenden Fels der Menschheit wiederholt zu zeigen, den Du und eine ganze Christenheit mit den Wogen eines Meeres vielleicht einmal übersprudeln, aber weder überströmen noch in seinen Tiefen erschüttern könnt." Bald darauf gab Lavater den Pontius Pilatus heraus, wo-

von er im Frühjahr 1782 Goethe die ersten Bogen zusandte. In diesem seltsamen Werke ist die phantastische Subjectivität der Lavater'schen Religionsansicht auf die Spitze getrieben; er wollte darin eine Darstellung der Höhe und Tiefe, der Würde und des Verfalls der menschlichen Natur geben, „ein Magazin menschlicher, christlicher, poetischer, sittlicher Bemerkungen und Gefühle über den Menschen“. Er gesteht selbst von diesem Buche, daß es ohne das Medium seines Ich ungenießbar sei; daß, wer es hasse, auch ihn hassen, wer es liebe, auch ihn lieben müsse. Auf Goethe machte es einen „widrigen“ Eindruck; es war ihm ein schlagender Beweis, „wie sich bei Lavater der höchste Menschenverstand und der grasseste Aberglauben durch das feinste und unauflöslichste Band zusammenknüpfe“. Auch Karl August bekannte in einem Briefe an Knebel, nicht zu begreifen, wie so etwas Albernes, ganz Geschmackloses, so zu sagen Uebelriechendes aus einem so wohlduftenden Lavater kommen könne.

Mit dem Jahre 1782 ging das herzliche Verhältniß zu Ende; im folgenden Jahre werden die Briefe zu kleinen Blättchen; darin trifft man die Aeußerung: „ich fühl' erst jetzt, wie weit wir auseinander gekommen; ich kann Dir nichts schreiben“. Lavater kam jedoch 1786 auf seiner Rückreise von Bremen, wo man ihm eine Predigerstelle angetragen hatte, in Begleitung des Fürsten von Dessau am 18. Juli nach Weimar und brachte eine Nacht unter Goethe's Dache zu; auch lud sein gastlicher Wirth ihm zu Ehren eine Abendgesellschaft, an welcher der Herzog, Herder, Wieland und Bode Theil nahmen. Sicherlich hatte Lavater keine Ahnung, daß sein Besuch den Riß ihrer Freundschaft nur erweitert hatte, statt ihn zu heilen; er bemerkt bloß: er habe Goethe „älter, kälter, weiser, fester, entschlossener, politischer“ gefunden. Dagegen tritt Goethe's entschiedene Abneigung in seinen Aeußerungen an die damals in Karlsbad verweilende Freundin scharf hervor: „Kein herzlich, vertraulich Wort ist unter uns

gewechselt worden, und ich bin Haß und Liebe auf ewig los. Er hat sich in den wenigen Stunden mit seinen Vollkommenheiten und Eigenheiten so vor mir gezeigt, und meine Seele war wie ein Glas rein Wasser. Ich habe auch unter seine Existenz einen großen Strich gemacht und weiß nun, was mir per saldo von ihm übrig bleibt". Goethe hatte es seitdem kein Hehl, daß er Lavater für den "studirtesten Heuchler" halte.

Es lag in Goethe's Wesen der Drang, aus dem Widerstreit der Meinungen sich mit Hülfe der Dichtkunst zu retten und sich auf eine poetische Höhe zurückzuziehen, welche ihm Ruhe und freien Umblick gewährte. Daher erwuchs aus den religionsphilosophischen Erörterungen mit Lavater, Jacobi und vor Allem aus der innigen Freundschaftsverbindung mit Herder das epische Gedicht die Geheimnisse, in das als ein lyrischer Faden die treue Liebesneigung zu seiner Freundin und die ideale Weiblichkeit, die er in ihr verehrte, verschlungen ward. An Herder und Charlotte von Stein ist die Zueignung gerichtet, welche, anfänglich zur Einleitung der größeren Dichtung bestimmt, jetzt die Sammlung der lyrischen Gedichte eröffnet. In den Bergen Jena's entworfen, ward die unvergleichlich schöne Dichtung am 8. August 1784 in Dingelstedt niedergeschrieben, als der Dichter auf der Reise in den Harz durch einen Bruch am Wagen dort einen Tag aufgehalten wurde. "Es war mir gar angenehm", schreibt er der Freundin, "Dir auf diese Weise zu sagen, wie lieb ich Dich habe". Nur langsam rückte die Dichtung vor, so daß im April 1785 nicht mehr als etwa 50 Stanzen vollendet waren (das gedruckte Fragment, aus dem einige Stanzen weggelassen sind, enthält 44). Damit zog der Dichter die Hand von seinem Werke. Es kam leider! nicht über den vielversprechenden Eingang hinaus, sonst würden wir ein Goethe'sches Seitenstück zum Nathan besitzen. Der fromme Bruder Marcus, so wird uns hier erzählt, trifft, nachdem er in einer gebirgigen Gegend um-

hergeirrt ist, zuletzt im freundlichen Thal ein herrliches Gebäude an, dessen Sinnbild an der Pforte, das mit Rosen umschlungene Kreuz, auf Wohnung von frommen geheimnißvollen Männern deutet. Er findet dort zwölf Ritter, welche nach überstandenem mühe- und gefahrvollen Leben hier Gott im Stillen dienen und einem Oberen sich angeschlossen haben, der den Namen Humanus führt. — Ueber den weiteren Plan hat Goethe sich in späteren Jahren ausgesprochen. Indem der Dichter einen Verein der trefflichsten Männer hier versammelte, von denen jeder Gott auf seine Weise im Stillen verehrte, wollte er an ihnen „die verschiedensten Denk- und Empfindungsweisen, welche in dem Menschen durch Atmosphäre, Landstrich, Völkerschaft, Bedürfniß, Gewohnheit entwickelt oder ihm eingedrückt werden“, zur Anschauung bringen. Sie haben sich um Humanus als ihren Obern versammelt, indem sie sämmtlich eine Aehnlichkeit, eine Annäherung zu ihm fühlen; die Idee der höchsten humanen Ausbildung bestreben sich alle zu verwirklichen, wenn auch einzeln unvollkommen. „Hier würde sich dann gefunden haben, daß jede besondere Religion einen Moment ihrer höchsten Blüthe und Frucht erreiche, worin sie jenen obern Führer und Vermittler sich angenaht, ja sich mit ihm vollkommen vereinigt. Diese Epochen sollten in jenen zwölf Repräsentanten verkörpert und fixirt erscheinen, so daß man jede Anerkennung Gottes und der Tugend, sie zeige sich auch in noch so wunderbarer Gestalt, doch immer aller Ehren, aller Liebe würdig müßte gefunden haben“.

Die hier ausgesprochene Achtung vor der Religiosität als schöner Individualität, eine Auffassung, welche Goethe ungeachtet seiner persönlichen Ablehnung des positiven Offenbarungsglaubens an Fräulein von Klettenberg und Lavater gefesselt hatte, zog ihn auch zu der Fürstin Amalia von Galizin hin. Er lernte diese seltene Frau, welche mit mehreren der hervorragendsten Geister Deutschlands in einem lebendigen geistigen Verkehr stand, kennen, als sie auf ihrer Reise in

Hemsterhuys' und Fürstenberg's Begleitung im Juni 1785 Weimar berührte und nochmals im September mehrere Tage dort verweilte. In ähnlicher Weise, wie die Klettenberg, hatte sie das glänzende Leben der großen Welt mit frommer Zurückgezogenheit vertauscht. „Sie kam“ — lauten Goethe's Worte von ihr — „früh zu dem Gefühl, daß die Welt uns nichts gebe, daß man sich in sich selbst zurückziehen, daß man in einem beschränkten Kreise um Zeit und Ewigkeit besorgt sein müsse. Als die schönste Vermittelung zwischen beiden Welten entsproßte Wohlthätigkeit, die mildeste Wirkung einer ernsten Ascetik; das Leben füllte sich aus mit Religionsübung und Wohlthun“. In seinen Briefen an Jacobi nennt er sie eine herrliche, eine kostbare Seele, von der es ihn nicht Wunder nehme, daß sie die Herzen so anziehe; sie habe ihn durch ihre Gegenwart in mancherlei Gutem geweckt und gestärkt. Wahrscheinlich gab diese Bekanntschaft die nächste Veranlassung zu den Bekenntnissen einer schönen Seele, welche jetzt das sechste Buch des Wilhelm Meister ausmachen. Idee und Entwurf scheinen aus jener Zeit zu stammen, wenn gleich die genauere Ausführung der späteren Bearbeitung vorbehalten blieb. Er legte die Lebensschicksale des Fräuleins von Klettenberg zum Grunde, deren Bild in der edlen weiblichen Erscheinung der Fürstin wieder vor ihm erstanden war.

Außer Wilhelm Meister, welcher mit bedächtigem Schritt seine Wanderung durch den Markt des Lebens fortsetzte und zu neuen Bildungsstufen emporstieg, war in der letzten Zeit keine der größern Dichtungen dem Abschluß näher gebracht. Goethe's productive Kraft war gelähmt; seinem Innern fehlte es an jener Harmonie und dichterischen Schwingung, welche die Iphigenie und die Entwürfe des Tasso, des Elpenor und der Geheimnisse hervorgerufen hatte. Es war daher für ihn ein geeigneter Zeitpunct, auf die vollbrachte Bahn zurückzublicken, das Vorhandene zu ordnen, zu überarbeiten und

dem Publicum, das des Dichters vergessen zu wollen schien, als die erste Sammlung seiner „Schriften“ zu übergeben.

Gegen den Sommer des Jahres 1786 ging er ernstlich ans Werk. Wieland und besonders Herder standen ihm mit ihrem Freundesrath und kritischen Urtheil getreulich bei. Im Juni ward der „Triumph der Empfindsamkeit“ umgearbeitet, „Stella“ wurde vorgenommen, die kleineren Gedichte und Epigramme wurden verbessert und geordnet. Dem Götz und dem Werther widmete er aufs neue eine solche Sorgfalt, daß er sie in Gemeinschaft mit den Freunden durchging und bis ins Kleinste seinen jetzigen Anforderungen Genüge zu thun suchte. Bei Zurücksendung des Götz schrieb ihm Herder die liebewarmen Zeilen: „Lieber Bruder! Hier hast Du Deinen Götz, Deinen ersten einigen ewigen Götz mit innig-bewegter Seele“. Und nachdem er bemerkt, daß er den heiligen Martin [Wieland] meistens zurückcorrigirt habe, schließt er mit den schönen Worten: „Gott segne Dich, daß Du den Götz gemacht hast, tausendfältig“.

Als Goethe am 24. Juli nach Karlsbad abreiste, war er mit der Revision so weit vorgerückt, daß er die vier ersten Bände, welche den größten Theil der schon gedruckten Schriften umfassen sollten, an die Göschen'sche Verlagshandlung abzuschicken im Stande war. Es ist kaum zu erklären, was Goethe in dem Berichte von seiner italienischen Reise zu der Aeußerung veranlaßte, durch die er sich selbst sehr Unrecht thut, er sei im Begriff gewesen, es mit den übrigen Bänden eben so zu machen und sie gleichfalls nachzusenden. Sicherlich bedurfte es nicht erst der Zureden Herder's, „er möge vor Allem der Iphigenie noch einige Aufmerksamkeit schenken, und anstatt taubes Gestein zu klopfen, seine Werkzeuge an diese Arbeit wenden“. Im Gegentheil spricht er es bei Vollendung der Durchsicht der ersten Bände aus, die vier letzten würden ihm mehr Mühe machen. An der Iphigenie hatte er bereits sorgfältig gefeilt und war entschlossen, an diese Dichtung zu-

nächst die letzte Hand zu legen. Den ganzen gedruckten und handschriftlichen Vorrath seiner dichterischen Werke nahm er mit sich nach Karlsbad in dem Vorsatze, daran fortzuarbeiten, weßhalb er sich auch, um dictiren zu können, von dem Schönschreiber Vogel begleiten ließ. Wir möchten anzunehmen berechtigt sein, daß der Anblick so vieler Entwürfe und fragmentarischen Arbeiten, welche ihm das Geschäft der Sammlung seiner Schriften aufs neue in die Hände gab, nicht wenig dazu beigetragen habe, den Entschluß zu einer Reise, wo er ganz seinem Genius leben könne, zur Reife zu bringen. Die Freunde in Karlsbad, denen er mehrere der angefangenen Dichtungen vorlas, hielten ihr Bedauern nicht zurück, daß so vieles Schöne nur Bruchstück geblieben sei, und ließen es an Ermunterungen zur Fortsetzung nicht fehlen. An seinem Geburtstage erhielt er von ihnen mehrere Gedichte im Namen seiner unternommenen, aber aufgegebenen Werke, worin jedes nach seiner Art Beschwerde führte. Darunter zeichnete sich ein Gedicht im Namen der Vögel aus, worin eine an Treufreund gesandte Deputation diesen inständig bat, er möchte das ihnen zugesagte Reich nunmehr gründen und einrichten. Unstreitig hatte Goethe schon beim Beginn der Sammlung seiner Werke die Absicht, sie in Italien abzuschließen.

Das Verlangen unsers Dichters, Italien zu sehen, wohin schon seit seiner Kindheit sein Wunsch gerichtet war, und dort eine längere Mußezeit im Genuß der Natur und dem Studium der dort aufgehäuften Kunstschätze zu verleben, hatte sich zu einer heißen, fast krankhaften Sehnsucht gesteigert. Er mußte einige Jahre her die alten römischen Schriftsteller meiden, weil es ihn in eine schmerzliche Stimmung versetzte, wenn das Bild Italiens in ihm lebhaft wurde; Herder scherzte, daß er all sein Latein aus dem Spinoza lerne. Er hatte jetzt in Weimar eine Reihe von Lehrjahren durchgemacht, im Leben nach verschiedenen Seiten sich erprobt, in Kunst und Wissen in mannigfachen Richtungen sich versucht. Aber,

unbefriedigt durch das Erreichte, fühlte er, daß die höchste Stufe der Ausbildung, wozu sich der Ruf in seinem Innern ankündigte, ihm unter den bisherigen, den Geist nach und nach abstumpfenden, Verhältnissen zu erreichen verwehrt sei, daß er nur unter Italiens Himmel aus der Verworrenheit zur Klarheit, aus dem unsichern Hin- und Herschwanken zu einem festen Haltpunct gelangen werde. „So Alles zur rechten Zeit!“ — was er bei einem andern Anlaß ausspricht, erfüllte sich auch diesmal. In der Jugendperiode würde der Aufenthalt in Italien mehr aufregend und verwirrend auf ihn gewirkt haben. Jetzt wandte er sich, von jedem falschen Streben befreit, sittlich und geistig geläutert, dahin. Er hatte sich durch vielseitige Studien so vorbereitet und vorgebildet, daß er von diesem Aufenthalt, als der hohen Schule seines Geistes, den größten Nutzen, der für ihn erreichbar war, ziehen konnte. Obwohl er Italien mit Recht das Land seiner Wiedergeburt nennt, hat es ihn doch nicht umgewandelt, nicht in neue Bahnen hineingetrieben; es hat nur die schon begonnene Richtung zu dem Ziel hingeführt, dem sie schrittweise entgegengegangen war. Es sind die Wanderjahre, die sich in naturgemäßer Entwickelung an die Lehrjahre anschließen, um die Bildung zur Meisterschaft zu vollenden. Daher erklärt es sich auch, weßhalb er in Italien keine neuen Dichtungen schuf, sondern nur den Werken der letzten Jahre, die ihm mehr als Studien oder flüchtige Entwürfe erschienen, eine vollendetere Gestalt gab.

Mit Goethe's Reiseproject war nur der Herzog vertraut; der hochsinnige Fürst, welcher nie vergaß, daß er in Goethe noch einen ganz andern Schatz zu hegen hatte, als den fleißigen Geschäftsmann, stellte seinen Absichten kein Hinderniß entgegen. Vor den übrigen Freunden, selbst vor Herder, der ebenfalls in Karlsbad verweilte, hielt Goethe seinen Plan noch verborgen und verrieth erst vom italienischen Boden aus das Geheimniß. Er mußte fürchten, daß sich ihm eine Reisebegleitung zugeselle, die ihm in der Verfolgung seiner nächsten

Zwecke hinderlich werde. Zu den Studien, die er beabsichtigte, war ihm ungestörte Freiheit nothwendig; nicht einmal von einem Bedienten ließ er sich begleiten. Daß jedoch Frau von Stein, die Vertraute aller seiner Gedanken und Absichten, ins Geheimniß gezogen worden sei, läßt sich kaum bezweifeln. Die Worte in seinem letzten Briefe aus Karlsbad (23. August): „Und dann werde ich in der freien Welt mit Dir leben und in glücklicher Einsamkeit ohne Namen und Stand der Erde näher kommen, aus der wir genommen sind“ — hat man als den Wunsch einer ehelichen Verbindung mit ihr, wo er in Zurückgezogenheit von der Welt, frei von den Fesseln des Hoflebens, seiner schriftstellerischen Thätigkeit zu leben gedenke, zu deuten gesucht. Allein sie beziehen sich eben auf die bevorstehende Reise, wo er im Andenken an sie „mit ihr zu leben“ d. h. ihre Seelengemeinschaft fortzusetzen und im glücklichen Incognito, „in der freien Welt“, das reinste menschliche Dasein zu genießen hofft.

Karl August verließ schon vor ihm Karlsbad. Von dem jugendlichen Humor, den sie in den heitern Stunden des ungebundenen Badelebens wiedergefunden hatten, ist uns ein Zeugniß geblieben in dem launigen Gedichte Goethe's, womit er den Herzog beim Abschiede durch die Bäuerinnen von Engelhaus, einem Dorfe in der Nähe von Karlsbad, begrüßen ließ; in den Schlußworten: „so laß in Deines Herzens Schrein die Freunde desto fester sein!“ drückte er den eigenen Herzenswunsch aus. Goethe mußte, um Aufsehen zu vermeiden und seine Pläne nicht zu verrathen, noch die Feier seines Geburtstages in Karlsbad abwarten; denn Herder's waren noch nicht abgereist. Am 3. September Morgens 3 Uhr stahl er sich, wie er sich ausdrückt, in einer Postchaise fort und eilte dem Süden zu.

Anmerkungen.

[1]) Ueber Goethe's Mutter s. Dorow's Reminiscenzen, 1842; K. G. Jacob in Raumer's hist. Taschenb. Neue Folge. 5. Jahrg. 1843; Düntzer in den Frauenbildern aus Goethe's Jugendzeit, S. 406—588. — Die Geschichtchen aus Goethe's Kindheit, welche Bettina von Arnim in dem Briefwechsel Goethe's mit einem Kinde, angeblich nach Mittheilungen der Frau Rath, berichtet, tragen so sehr das Gepräge der Erfindung oder doch der phantastischen Ausschmückung, daß der Biograph davon keinen Gebrauch machen darf, wenn er sie nicht durch Goethe's Erzählung bestätigt findet. Die Enthüllungen über die Geburtsstunde, welche die jungfräuliche Hand so leicht, und wie es scheint, ohne Erröthen der jungen Correspondentin, aufs Papier wirft, konnte die Frau Rath unmöglich dem unreifen Mädchen vorschwatzen, und dies muß von vornherein gegen die Quelle der Berichte bedenklich machen. Ich ließ deßhalb auch das Gretchen von Offenbach unerwähnt.

[2]) Der Besuch einer öffentlichen Schule wird von Düntzer (a. a. O. S. 130) ohne hinlänglichen Grund in Zweifel gezogen.

[3]) S. Mittheilungen aus einem Original-Manuscript der Frankfurter Stadtbibliothek, hgg. von Weismann, 1846. Döring, Goethe in Frankfurt am Main, 1839.

[4]) Genaue Notizen über sie hat Düntzer a. a. O. S. 126—207 zusammengestellt.

[5]) Manche von den Vergnügungspartieen, welche Goethe's Schilderung in das letzte Jahr vor seiner Abreise zur Universität verlegt, scheinen in die von ihm sehr kurz und flüchtig geschilderte Zeit nach seiner Rückkehr aus Leipzig zu fallen (s. Düntzer a. a. O. S. 137 ff.), was indeß im Grunde gleichgültig ist, da es sich nur um gesellige Zerstreuungen handelt.

[6]) Ueber Goethe's Aufenthalt in Leipzig, besonders sein Verhältniß zu Käthchen Schönkopf s. Goethe's Briefe an seine Leipziger Freunde, herausgegeben von Otto Jahn, 1849.

[7]) Nach „Katakombe“ heißt es nach Horn's Abänderung:

Wenn dann ein Autor dich uns im Kothurne zeigt,
Und du Sentenzen sprichst, wird unser Herz erweicht.
Wär' es dem Marmor gleich, so darfst du nur erscheinen,
Wie Medon uns erschien, und Myriaden weinen.

Die Veröffentlichung dieser harmlosen Parodie war Goethe sehr unlieb. Er schreibt 1769: „Seitdem Clodius freundschaftlichere Gesinnungen gegen mich blicken läßt, ist mir ein großer Stein vom Herzen; ich habe mich stets vor Beleidigungen gehütet“. Abgedruckt wurde dies Gedicht mit den auf Clodius' Medon bezüglichen Erweiterungen in der Vorrede zu J. C. Rost's vermischten Gedichten [von Schmid], 1769.

[8]) Hiermit stimmt auch, daß Goethe bei der ersten Aufführung des Stücks in Ettersburg (1779) äußerte, er habe es „in seinem achtzehnten Jahre“ gemacht. Wenn er bei Erwähnung der Bühnenaufführung 1805 bemerkt, diese kleine Production sei damals vierzig Jahr alt gewesen, so bedient er sich einer runden Zahl.

[9]) Abgedruckt in A. Schöll's Briefen und Aufsätzen von Goethe aus den Jahren 1766 bis 1786, S. 11—19.

[10]) Goethe's ältestes Liederbuch, hgg. von Tieck, 1844. Die Vermuthung Viehoff's und Varnhagen's, daß ein Druck von 1768 vorhanden sei, ist nicht gegründet, obwohl Varnhagen ihn meint gesehen zu haben. „Nach den noch vorhandenen Breitkopfischen Druckereibüchern sind die Lieder zwischen Ostern und Michaelis des Jahres 1769 gedruckt und im October 1769 ausgegeben worden.“ Hirzel, Fragm. aus einer Goethe-Bibl. [1849], Anmerk. zu S. 1. Ein genaues Verzeichniß s. ebendas. S. 2. Die Abschrift für Friederike Oeser befindet sich in Hirzel's Besitz. Goethe schreibt im Febr. 1769 an Friederike Oeser: „Meine Lieder, davon ein Theil das Unglück gehabt hat, Ihnen zu mißfallen, werden auf Ostern gedruckt“, — und im Juni 1769 an Käthchen: „Meine Lieder sind noch immer nicht gedruckt; ich wollte Ihnen gerne, wenn sie fertig wären, ein Exemplar davon schicken.“ Die, welche Goethe später mit einigen Veränderungen unter seine Gedichte eingeschaltet hat, sind: „Die schöne Nacht“, „Glück und Traum“, „lebendiges An-

denken“, „Glück der Entfernung“, „an Luna“, „Brautnacht“, „Schadenfreude“, „Unschuld“, „Scheintod“, „die Freude“, „Wechsel“. Andere haben die Herausgeber seiner Werke nachmals hinzugefügt.

[11]) Ich kam zu Dir, ein Todter aus dem Grabe,
Den bald ein zweiter Tod zum zweitenmal begräbt,
Und wem er nur einmal recht nah' ums Haupt geschwebt,
Der bebt
Bei der Erinnerung gewiß, so lang' er lebt.
Ich weiß, wie ich gezittert habe;
Doch machtest Du mit Deiner süßen Gabe
Ein Blumenbeet mir aus dem Grabe,
Erzähltest mir, wie schön, wie kummerfrei,
Wie gut, wie süß Dein selig Leben sei,
Mit einem Ton von solcher Schmeichelei,
Daß ich, was mir das Elend jemals raubte,
Weil Du's besaßst, selbst zu besitzen glaubte.
Zufrieden reist' ich fort, und was noch mehr ist, froh,
Und ganz war meine Reise so.

(In der Epistel an Fr. Oeser, 6. Nov. 1768).

[12]) Goethe's Ansicht von der Wahrheit der Poesie spricht sich in einem Briefe an Friederike Oeser vom Jahre 1769 schon eben so entschieden aus, wie später nach dem Verkehr mit Herder in den Frankfurter Recensionen, indem er bei Gelegenheit der Kretschmann-schen Bardenpoesie äußert: „Es ist ein Ding, das gar nicht interessirt, ein Gewäsche, das nichts taugt, als die Zeit zu verderben, forcirte Gemälde, weil der Hr. Verf. die Natur nicht gesehen hat, einige egale Wendungen. — Und was geht mich der Sieg der Deutschen an, daß ich das Frohlocken mit anhören soll? Macht mich was empfinden, was ich nicht gefühlt, was denken, was ich nicht gedacht habe, und ich will Euch loben. Aber Lärm und Geschrei statt dem Pathos, das thut's nicht. Flittergold, und das ist Alles. — — Was an einem Gemälde am unerträglichsten ist, ist Unwahrheit, ein Märchen hat seine Wahrheit und muß sie haben, sonst wäre es kein Märchen. — —“

[13]) Das Nähere s. in Düntzer's Frauenbildern S. 147 ff.

[14]) Besonders ist er [der Arzt] drauf bedacht,
Durch Ordnung wieder einzubringen,
Was Unordnung so schlimm gemacht,
Und heißt mich meinen Willen zwingen.

„Bei Tag und sonderlich bei Nacht
Nur an nichts Reizendes gedacht!“ —
Welch ein Befehl für einen Zeichnergeist,
Den jeder Reiz bis zum Entzücken reißt!
Des Bouchers Mädchen nimmt er mir
Aus meiner Stube, hängt dafür
Mir eine abgelebte Frau
Mit riesigem Gesicht, mit halbzerbrochnem Zahne,
Vom fleißig kalten Gerhard Dow
An meine Wand, langweilige Tisane
Setzt er mir statt des Weins dazu. (Epistel an Fr. Oeser).

15) Vgl. Lappenberg, Reliquien d. Fräul. v. Klettenberg, S. 266 ff. Nach Anderen verrichtete diese Wunderkuren der Arzt Joh. Friedr. Metz († 1782); s. Düntzer's Frauenbilder, S. 160.

16) Abgedruckt in Goethe's Briefen an Leipz. Freunde von Otto Jahn und in den Bl. für literar. Unterhaltung 1850. (Jan.) nach dem ältesten Abdruck von 1769.

17) „Dies wird die letzte Thrän' nicht sein,
Die glühend Herz aufquillet,
Das mit unsäglich neuer Pein
Sich schmerzvermehrend stillet.
O! laß doch immer hier und dort
Mich ewig Liebe fühlen!
Und möcht' der Schmerz nicht also fort
Durch Nerv und Adern wühlen!
Könnt' ich doch ausgefüllt einmal
Von dir, o Ew'ger, werden —
Ach! diese lange tiefe Qual,
Wie dauert sie auf Erden!“ —
(In Ewald's Urania von 1793 und Hirzel's Fragm. rc. S. 8.)

18) Ueber ihn s. der Actuar Salzmann, Goethe's Freund und Tischgenosse in Straßburg, eine Lebensskizze nebst Briefen von Goethe, Lenz rc., hgg. von Aug. Stöber, 1855. Er war geboren den 26. März 1722 und starb in hohem Alter den 20. August 1812.

19) Es ist nicht zu bezweifeln, daß die in Freimund Pfeiffer's „Goethe's Friederike“ (1841), S. 13, abgedruckten französischen Verse (auch in Boas Nachträgen I, S. 11, Viehoff's Leben Goethe's

I. S. 311, Schöll's Briefen und Aufsätzen von Goethe rc. S. 67), gleich wie andere in diesem Buche befindliche angebliche Anekdota, unecht sind.

[20]) S. Heinrich Stillings Wanderschaft, eine wahrhafte Geschichte, 1778, S. 158 f.

[21]) „Ephemeriden. Was man treibt, heut dies und morgen das, 1770", abgedruckt in: A. Schöll, Briefe und Aufsätze von Goethe rc. S. 63—140.

[22]) Vgl. Stöber, der Dichter Lenz und Friederike von Sesenheim, 1842. Düntzer, Goethe und Friederike, in den Blättern für lit. Unterh. 1848. Nro. 92—96, und in den Frauenbildern S. 1—125. Eine Abbildung des Pfarrhauses findet sich in Stöber's Schrift, und eine genaue Beschreibung der Sesenheimer Localitäten in „Näke's Wallfahrt nach Sesenheim", 1840.

[23]) Abgedruckt bei A. Schöll a. a. O. S. 51 ff.

[24]) S. Eckermann's Gespräche mit Goethe, II. S. 136.

[25]) Es beruht auf einer Verwechselung oder ist absichtliche Dichtung, wenn Goethe einer Tafel mit der Inschrift „Friederikens Ruhe" gedenkt.

[26]) Nach Goethe's Handschrift nebst den übrigen noch erhaltenen Liedern des Sesenheimer Liederbuchs abgedruckt in der angeführten Schrift von A. Stöber. Das „Sesenheimer Liederbuch" in Fr. Pfeiffer's „Goethe's Friederike" (1841) ist, wie die ganze Schrift, eine Mystification, durch die sich unter Andern E. Boas (s. Nachträge zu Goethe's W. I. S. 9) hat täuschen lassen.

[27]) „Goethe fing Homer in Straßburg zu lesen an, und alle Helden wurden bei ihm so schön, groß und frei watende Störche. Er steht mir allemal vor, wenn ich an eine so recht ehrliche Stelle komme, da der Altvater über seine Leier sieht und in seinen ansehnlichen Bart lächelte." (Herder an Merck, in den Briefen an J. H. Merck, hgg. von Wagner, 1835, S. 44).

[28]) S. die biographisch merkwürdige Recension der „Gedichte von einem polnischen Juden" unter den Frankfurter Recensionen von 1772.

[29]) Goethe setzt es (Briefwechsel zwischen Goethe und Zelter, VI. S. 224) in das Jahr 1771, deutet jedoch mit Unrecht auf eine dichterische Anticipation Italiens hin. Die letzte Zeile erhielt es

erst 1772 in Wetzlar; doch war das Gedicht schon vorher im Darmstädter Freundeskreise bekannt, wie aus Herder's Briefwechsel mit seiner Braut Caroline Flachsland hervorgeht.

[30]) Die Theses, über die Goethe disputirte, (Positiones juris, quas auspice Deo inclyti jureconsultorum ordinis consensu pro licentia summos in utroque jure honores rite consequendi in Alma Argentinensi die VI. Augusti MDCCLXXI h. l. q. c. publice defendet Joannes Wolfgang Goethe, Moeno-Francofurtensis.) s. in Hirzel's Fragm. 2c. S. 4—7.

[31]) S. Lenzens Briefe bei Stöber a. a. O.

[32]) Daß die von Näke in der obenangeführten Schrift mitgetheilten Nachrichten aus grundlosen Verleumdungen geschöpft sind, ist als unzweifelhaft nachgewiesen. Im Obigen folgen wir den in der Augsb. Allg. Zeitung (1841), augenscheinlich von kundigster Hand, gegebenen Nachrichten, deren Verfasser sich bereit erklärt, sie durch urkundliche Beweise zu erhärten. Sie sind mir überdies durch einen nahen Verwandten Friederikens, dem ich auch die Notiz über ihr Grab verdanke, ausdrücklich bestätigt worden.

[33]) Noch im Jahre 1777 spricht Goethe's Tagebuch während seiner Reise im Harz von der seltsamen Empfindung, „aus der Reichsstadt, die in und mit ihren Privilegien vermodert, hier herauszukommen, wo vom unterirdischen Segen die Bergstädte fröhlich nachwachsen."

[34]) Zu dem Folgenden vgl. Herder's Briefwechsel mit Carol. Flachsland (aus Herder's Nachlaß, hgg. von Düntzer und F. G. v. Herder, 1856, Bd. 3) und über den Tod der Roussillon: Goethe's Brief an Kestner vom 21. April 1773. Den Felsweihegesang s. in den Briefen an Merck 2c. S. 115 ff. — Goethe's Briefe an Herder s. in „Aus Herder's Nachlaß 2c. I. S. 25—152. Ueber Leuchsenring vgl. Varnhagen's Denkwürdigkeiten und vermischte Schr. IV. S. 494 ff., eine allzu glimpfliche Beurtheilung.

[35]) Briefe an J. H. Merck von Goethe, Herder und Wieland und anderen bedeutenden Zeitgenossen. Mit Mercks biographischer Skizze herausgegeben von Karl Wagner, 1835. Briefe an und von J. H. Merck, hgg. von Karl Wagner, 1838. J. H. Merck, ein Denkmal, hgg. von A. Stahr, 1840.

[36]) So die einfache Erzählung Höpfner's nach glaubwürdiger mündlicher Ueberlieferung (s. Karl Wagner, Briefe aus dem Freundekreise von Goethe, Herder, Höpfner und Merck, 1847, Anmerk. zu

Nr. 88). In Goethe's Bericht (D. u. W. Buch XII.) ist poetische Zuthat. Auch ward dieser erste Besuch bei Höpfner in Gesellschaft Schlosser's, wie Düntzer (Studien zu G.'s Werken, S. 93) mit Recht vermuthet, sicherlich schon im Anfang des Jahres von Frankfurt aus gemacht, indem man sich über die Herausgabe der Anzeigen zu berathen hatte, zu denen Goethe schon im Februar Beiträge lieferte, nicht erst, wie man aus G.'s Erzählung schließen könnte, im Spätsommer von Wetzlar aus. Erst bei diesem oder einem andern späteren Besuch in Gießen mag der Scherz mit Chr. H. Schmid, Prof. der Dichtkunst in Gießen, einem flachen Vielschreiber, vorgefallen sein. Goethe verschmilzt gern ähnliche Ereignisse, um ein wirkungsvolleres Gesammtbild daraus zu gestalten.

[37]) So äußert er sich in einem Briefe an Herder, indem er hinzufügt: „Seit ich nichts von Euch gehört habe, sind die Griechen mein einzig Studium, erst Homer, dann Socrates erforscht im Xenophon und Plato, dann Theocrit, Anacreon, Pindar. — Ueber den Worten Pindar's ἐπικρατεῖν δύνασθαι ist mir's aufgegangen. Drein greifen, packen ist das Wesen jeder Meisterschaft."

[38]) Beiträge zum Göttinger Musenalmanache sandte Goethe erst im folgenden Jahre ein; denn die nähere Bekanntschaft mit den Göttinger Dichtern begann nicht von Wetzlar aus, noch ward sie durch Gotter vermittelt, der mit dem engern Bunde, welcher sich um Voß und die Stolberge erst im Herbst 1772 mit antifranzösischer Tendenz bildete, nicht in Verbindung blieb.

[39]) Das Folgende nach: Goethe und Werther. Briefe Goethe's mit erläuternden Documenten. Hgg. von Kestner. 1854. 2. Aufl. 1855. In Goethe's Darstellung sind die Farben sehr verblaßt.

[40]) „Mais voilà encore un Goetz de Berlichingen qui paroit sur la scène, imitation détestable de ces mauvaises pièces angloises, et le parterre applaudit et demande avec enthousiasme la répétition de ces dégoûtantes platitudes." Frédéric II. de la littérature allemande, pag. 47.

[41]) Vergl. Schönborn und seine Zeitgenossen (Hamburg bei Perthes) 1836. (Goethe's Briefe an ihn S. 53 ff.)

[42]) Sieh in diesem Zauberspiegel
Einen Traum, wie lieb und gut
Unter ihres Gottes Flügel
Unsre Freundin leidend ruht.

Schaue, wie sie sich hinüber
Aus des Lebens Woge stritt,
Sieh dein Bild ihr gegenüber,
Und den Gott, der für euch litt.

Fühle, was ich in dem Weben
Dieser Himmelsluft gefühlt,
Als mit ungeduld'gem Streben
Ich die Zeichnung hingewühlt.

[43]) Einige Briefe des Jacobi'schen Frauenkreises siehe in dem Briefwechsel zwischen Goethe und Jacobi, hgg. von Max Jacobi, 1846. Ueber Goethe's Freundschaftsverhältniß zu Jacobi vgl. Fr. H. Jacobi im Verhältniß zu seinen Zeitgenossen, besonders zu Goethe. Ein Beitrag ꝛc. von F. Deycks, 1848; Düntzer in den Bl. für lit. Unterh. 1848. Nro. 291 ff. und in den Freundesbildern ꝛc. S. 125—287.

[44]) S. das Nähere über ihn in Düntzer's Frauenbildern ꝛc. S. 139 ff. 256 ff.

[45]) Ein Brief von Merck an seine Frau (vom 29. Jan.) läßt uns klar in dies häusliche Verhältniß blicken. „C'est un assez singulier mariage. — C'est un homme assez jeune, mais chargé de 5 enfans. D'ailleurs assez riche, mais un négociant, qui a fort peu d'esprit au delà de celui de son état. C'étoit un triste phénomène pour moi d'aller chercher notre amie à travers des tonneaux de harengs, des fromages. — Goethe est déjà l'ami de la maison; il joue avec les enfans et accompagne le clavecin de Mme. avec la basse. Mr. Brentano, quoique assez jaloux pour un Italien, l'aime et veut absolument, qu'il fréquente la maison." Und am 14. Februar: „ — Il a la petite Mme. Brentano à consoler sur l'odeur de l'huile, du fromage et des manières de son mari."

[46]) A. Schöll, Briefe und Aufsätze von Goethe ꝛc. S. 144—146.

[47]) Ueber das Verhältniß zu Anna Sibylla Münch s. Düntzer's Frauenbilder, S. 208—261.

[48]) „So lang' ich lebe, sollen die Nichtswürdigen zittern, und sie sollen das Herz nicht haben, auf meinem Grabe sich zu freuen." Fragment des Cäsar bei Schöll a. a. O. S. 140. Zu Schöll's Vermuthung, daß in der Briefstelle „recht" statt „nicht" zu lesen sei, ist kein Grund.

[49]) Vergl. Danzel, über Goethe's Spinozismus. Hamb. 1843. (N. A. 1850.)

[50]) Goethe's Briefe an Lavater, herausg. von Hirzel. 1833.

[51]) Lavater's Lebensbeschreibung von Georg Geßner. 1802. Thl. 2. S. 126 ff. Vergl. Beiträge zur nähern Kenntniß Lavater's rc. von U. Hegner, 1836; Düntzer's Monatsblätter zur allg. Zeitung, 1847 S. 471 ff. und Freundesbilder rc. S. 1—124.

[52]) Heinrich Stilling's häusliches Leben, eine wahrhafte Geschichte, 1789. S. 53.

[53]) Diese Hymne, welche Goethe für verloren hielt, hat sich, von seiner Hand geschrieben, wiedergefunden. Schöll machte sie in den Briefen und Aufsätzen rc. 1846, (S 151) nebst einem Dialog zwischen M. und seiner Pflegemutter Halima zum erstenmal bekannt. Da sie den meisten unserer Leser noch unbekannt geblieben sein wird, lassen wir die schöne Dichtung hier folgen:

Mahomet (allein).

(Feld. Gestirnter Himmel.)

Theilen kann ich euch nicht dieser Seele Gefühl,
Fühlen kann ich euch nicht allen ganzes Gefühl.
Wer, wer wendet dem Flehn sein Ohr?
Dem bittenden Auge den Blick?

Sieh, er blinket herauf, Gad, der freundliche Stern.
Sei mein Herr du, mein Gott! Gnädig winkt er mir zu!
Bleib! Bleib! Wend'st du dein Auge weg?
Wie? Liebt' ich ihn, der sich verbirgt?

Sei gesegnet, o Mond, Führer du des Gestirns!
Sei mein Herr du, mein Gott! Du beleuchtest den Weg!
Laß, laß nicht in der Finsterniß
Mich irren mit irrendem Volk.

Sonn', dir glühenden weiht sich das glühende Herz.
Sei mein Herr du, mein Gott! Leit', allsehende, mich!
Steigst auch du hinab, herrliche?
Tief hüllet mich Finsterniß ein.

Hebe, liebendes Herz, dem Erschaffenden dich!
Sei mein Herr du, mein Gott! Du Alliebender, du,
Der die Sonne, den Mond und die Stern'
Schuf, Erde und Himmel und mich!

[54]) Vgl. Viehoff im Commentar zu Goethe's Gedichten (I. S. 248 f.) und in Goethe's Leben (II. S. 186 f.), und besonders Düntzer's gründliche Schrift: „Goethe's Prometheus und Pandora" (1850), wo er die Vermuthung aufstellt, daß diese Ode als Monolog zu einer zweiten Bearbeitung bestimmt gewesen sei; sie könnte auch als vereinzelter poetischer Erguß, der sich erst allmählich zu dramatischer Form entfaltete, vorangegangen sein.

[55]) Die gesammte Werther-Literatur findet sich verzeichnet: Nicolovius, über Goethe (1828) S. 19—25; Boas, Nachträge zu G.'s sämmtl. Werken, 1. S. 229—235, wo auch G.'s Spottgedicht „Nicolai auf Werther's Grabe" S. 13 abgedruckt ist; Düntzer in den Studien zu Goethe's Werken, S. 89 — 209; J. W. Appell, Werther und seine Zeit, 1855. Vergl. Anmerk. 39.

[56]) Goethe's Briefe an Auguste zu Stolberg, hgg. von Binzer in der Urania für 1839 (auch besonders abgedruckt, Leipzig 1839).

[57]) S. Nachgelassene Werke XVI. S. 63. Ausg. in 4. I. S. 68. Vgl. Düntzer's Frauenbilder, S. 248 ff.

[58]) Zu dem Folgenden vgl. den Aufsatz von Düntzer: Goethe's Lili, in den Blätt. für lit. Unterh. 1849. Nro. 237 — 246 und in den Frauenbildern, S. 262 — 405. Einige Familiennachrichten, besonders in Betreff der späteren Lebensverhältnisse Lili's, finden sich in der Schrift von Karl Jügel: „Das Puppenhaus, ein Erbstück in der Gontard'schen Familie. Bruchstücke aus den Erinnerungen und Familienpapieren eines Siebzigers, 1857". Ueber Goethe's Trennung von Lili geben sie keine weitere Aufklärung; eine gleichzeitige Aufzeichnung im Familienarchiv giebt die einfache Andeutung, daß die Mutter, „als eine durchaus praktische, von Allem sich Rechenschaft gebende Frau, bald die Ueberzeugung gewonnen habe, Goethe sei ungeachtet seines hohen Geistes und seiner glanzvollen Gaben keine passende Partie für ihre Lili." Vgl. Goethe's Briefe an Auguste zu Stolberg, in der Urania für 1839. S. 69 ff.

[59]) Nähere Erörterungen s. in Düntzer's Studien zu G. Werken, wo der Prometheus und die Gegenschrift abgedruckt sind.

[60]) Abgedruckt in Schöll's Briefen und Aufsätzen von Goethe :c. S. 158—161.

[61]) Düntzer hat es wahrscheinlich gemacht, daß die Benennung „Frau Aja" aus dem Roman von den Haimonskindern entlehnt war; s. Frauenbilder S. 456 ff.

[62]) Sie schreibt ein Jahr später an Auguste Stolberg: „Wir sind hier ganz allein, auf 30, 40 [3? 4?] Meilen ist kein Mensch zu finden. Meines Mannes Geschäfte erlauben ihm nur sehr wenige Zeit bei mir zuzubringen, und da schleiche ich denn ziemlich langsam durch die Welt, mit einem Körper, der nirgends hin als ins Grab taugt."

[63]) Das Verzeichniß der von Goethe herrührenden Abschnitte und Zusätze s. in Hirzel's Fragmenten aus einer Goethebibl. S. 11. 13. — An dieser Stelle verdient ein von Haugwitz an v. Beyme erzählte Anekdote, als charakteristisch für Goethe's geniale Gewandtheit, Erwähnung, daß nämlich Goethe eines Tages zu Lavater's Predigt, von welcher dieser nur den ersten Theil concipirt hatte, die beiden fehlenden Theile hinzuschrieb, welche Lavater darauf ohne Abänderung von der Kanzel hielt.

[64]) In dem „Lebensumriß des Grafen Friedrich Leopold zu Stolberg" (Zeitgenossen, Heft XXII.) heißt es jedoch: „Zwischen den Brüdern und Lavater schloß sich bald ein inniger Geistes- und Herzensbund. Mit ihm und Goethe machten sie die erste, ihnen unvergeßliche Fußreise nach Maria-Einsiedeln und um den Zürcher See." Hat Goethe's Erzählung vielleicht einen mit den Stolbergen gemachten Ausflug mit andern Reisen ins Gebirge verbunden, da er sich doch während seines Aufenthalts in der Schweiz wohl nicht mit einer kurzen Gebirgsreise von zwei Wochen begnügte? In D. und W. hat er die Reise auf den Gotthard in den Juli (statt Juni) verlegt. Meine Ansicht, daß die Gedichte „Hoffnung" und „An ein goldenes Herz" zu Goethe's damaliger Stimmung und Situation durchaus nicht passen, fertigt Düntzer nach seiner Gewohnheit kurz mit der Zurechtweisung ab, daß ich den Kern des Gedichts nicht erfaßt habe. Allein gerade in diesem finde ich schlagende Gründe. Goethe's Erzählung kann kein Gegenbeweis sein.

[65]) Goethe schreibt an Auguste Stolberg, der Abschied sei ihm schwer geworden. Vieles, was Goethe von den Stolbergen erzählt, auch wie er in Darmstadt Merck seinen Triumph habe gönnen müssen, daß er die baldige Trennung von ihnen vorausgesagt, beruht auf einer Täuschung. Eine längere Reise scheint von vornherein gar nicht beabsichtigt gewesen zu sein.

[66]) „Dein gut Wort wirkte in mir; da sprach's auf einmal in mir: sollt's nicht übermäßiger Stolz sein, zu verlangen, daß dich

ganz das Mädchen erkennte und so erkennend liebte, erkenn' ich sie vielleicht auch nicht, und da sie anders ist, wie ich, ist sie nicht vielleicht besser?" Br. an Aug. Stolberg, S. 103.

[67]) Vgl. zu dem Folgenden: W. Wachsmuth, Weimars Musenhof in den Jahren 1772 bis 1807. Berlin, 1844. Riemer's Mittheilungen über Goethe, Berlin 1841. 2 Bde. A. Diezmann, Goethe und die lustige Zeit in Weimar, 1857.

[68]) Ueber Bertuch s. Döring in den Zeitgenossen XI. 3. Ueber Wieland und Knebel, besonders in ihrem Verhältnisse zu Goethe, s. Düntzer's Frauenbilder rc. S. 288—414 und S. 415—620.

[69]) Ueber den Aufenthalt in Waldeck s. Düntzer's Aufsatz „Goethe in Waldeck" in Herrig's und Viehoff's Archiv III. 1. S. 237 f.

[70]) Nach Schöll's Erzählung im „Karl-August-Büchlein" 1857, der Böttiger's pikantere Version, als hätte der Herzog auf Goethe's Betrieb Bertuch den Garten fast mit Gewalt weggenommen, unter die Fabeleien verweist.

[71]) Diese Anekdote, von der ich nur so viel als einigermaßen glaubwürdig scheint, wiedererzählt habe, berichtet Falk in seinem Buche: Goethe aus näherem persönlichen Umgang dargestellt, 1832 (2. A. 1836), einer Schrift, die eben so unzuverlässig ist, wie Böttiger's Literarische Zustände rc. (2 Bde. 1838) und Bettina's Phantasiescenen. Gleichwohl macht sich der Anekdotenplunder, wenn er nur pikant ist, in den biographischen Schilderungen unserer Dichter noch immer sehr breit.

[72]) Kurzer Briefwechsel zwischen Klopstock und Goethe im Jahre 1776, Leipzig 1833. — Ein Baron Mondragone macht im allg. Anzeiger der Deutschen, 1831, Aug. Nro. 214 bekannt, daß er den Briefwechsel zwischen Kl. und G. 1787 in Wetzlar vom Reichskammergerichtsassessor v. Ditfurth erhalten und im Leipz. liter. Anz. 1799 Nro. 48 habe abdrucken lassen; die Echtheit sei nicht verbürgt. Die Briefe stimmen bis auf Kleinigkeiten im Abdruck überein; das Datum ist dort den 8. März, 21. März und 29. Mai, dagegen in dem Abdruck von 1833: den 8. Mai, 21. Mai, 29. Aug. Jene Data dürften die zuverlässigeren sein. Für die Authenticität sprechen Form und Inhalt.

[73]) Am 2. Juli 1781 schrieb Goethe aus Ilmenau an Charlotte von Stein: „Ich sehne mich recht von hier weg. Die Geister der

alten Zeiten lassen mir hier keine frohe Stunde. Ich habe keinen Berg besteigen mögen, die unangenehmen Erinnerungen haben Alles befleckt."

[74]) S. Peucer's Aufsatz im Weimaralbum S. 55 ff. „Das Liebhaber-Theater am Herz. Hofe zu Weimar, Tiefurt und Ettersburg."

[75]) S. Schöll in Prutz' deutschem Museum, 1851. Nro. 1. S. 7 ff.

[76]) Es ist nicht glaublich, was Riemer berichtet, daß Proserpina zum Geburtstage der Herzogin Luise gedichtet worden sei. Die Stelle aus Goethe's Briefe an Oeser, von dem er den Prospect eines Parks für sein „neues Stück" zu erhalten wünscht, ist unstreitig auf Lila zu beziehen. Es wäre doch unzart gewesen, zur Feier des Geburtstags der jungen Herzogin, die sich in die neuen Verhältnisse noch nicht finden gelernt hatte, die geraubte Proserpina vorzuführen, welche ihr Geschick bejammert, das sie von dem Orte der Freude und aus dem Kreis ihrer Gespielinnen zu der Einsamkeit des Tartarus verdammt hat, und den Zuruf der Parzen: „Du bist unser" — mit Ausbrüchen des Abscheus und Hasses gegen ihren Gemahl und ihre neue Umgebung erwidert! Der Zusatz in dem ersten Abdrucke (Lit. und Theaterzeitung I. 1. Berlin, 1778) „aufgeführt auf einem Privattheater in Weimar im Februar 1778" bestätigt ebenfalls meine Ansicht.

[77]) Ueber dies Verhältniß belehren uns die Briefe Goethe's an Frau von Stein, hgg. von A. Schöll, 3 Bände, 1848. 51. mit schätzbaren Einleitungen des Herausgebers. Eine sehr mißwollende Beurtheilung hat Frau von Stein in Stahr's „Weimar und Jena" (1852) erfahren.

[78]) Riemer's Worte, II. S. 42. In ähnlicher Weise spricht sich Goethe als Greis aus:

Uebermüthig sieht's nicht aus,
Hohes Dach und niedres Haus;
Allen, die daselbst verkehrt,
Ward ein guter Muth beschert.
Schlanker Bäume grüner Flor,
Selbstgepflanzter, wuchs empor.
Geistig ging zugleich alldort
Schaffen, Hegen, Wachsen fort.

[79]) S. Riemer II. S. 626; Düntzer in den Bl. für lit. Unterh. 1849, Nro. 23. 24.

[80]) Als Episode in Goethe's „Campagne in Frankreich“ eingeschaltet. Die dort sich findende Jahrzahl 1776 kann allenfalls für Plessing's ersten Brief ihre Richtigkeit haben.

[81]) In Plessing's Nachlasse fand sich ein Packet Briefe Goethe's an Plessing. Sollten diese nicht noch der Oeffentlichkeit übergeben werden? Vgl. über Plessing: F. A. Krummacher und seine Freunde, von Möller, 1849.

[82]) Goethe's Briefe an seinen Schützling s. in Schöll's Briefen und Aufsätzen rc. S. 165—189.

[83]) S. die Schilderung des Luisenfestes in Goethe's Werken unter den „biographischen Einzelheiten“, wo es fälschlich dem 25. Aug. zugetheilt ist, was Viehoff nicht hätte in Schutz nehmen sollen. Riemer hat das Richtige, was auch durch Wieland's Brief an Merck vom 3. Juli, der die Ueberschwemmung erwähnt, und Amaliens Brief vom 29. Aug., der nur von dem Souper am 22. Aug. und keinem andern Feste spricht, bestätigt wird.

[84]) Ueber das Verhältniß der Bearbeitungen der Iphigenie s. A. Stahr's Einleitung zu: Goethes Iphigenie auf Tauris in ihrer ersten Gestalt, Oldenburg 1839, und besonders H. Düntzer, die drei ältesten Bearbeitungen von Goethe's Iphigenie rc. 1854.

[85]) Ueber diese damals vielbesprochene Angelegenheit s. die Briefe von Jacobi und Johanne Schlosser in dem Briefwechsel zwischen Goethe und F. H. Jacobi S. 51 ff.

[86]) Die Materialien wurden später Woltmann überlassen, der die Biographie nach Goethe's Plan ausführen und (s. deutsche Briefe S. 80) 1799 sie in sein Journal aufnehmen wollte; später wurden deßhalb mit Luden Unterhandlungen angeknüpft (s. dessen Rückblicke in mein Leben S. 105 ff.). Goethe erlebte noch die Herausgabe des Werks: Herzog Bernhard der Große von Sachsen-Weimar, biographisch dargestellt von Dr. Bernhard Röse, Weimar 1828. 29. 2 Theile.

[87]) Das Nähere so wie die darauf bezüglichen Briefe Goethe's s. in dem Werke: „Ernst der Zweite, Herzog zu Sachsen-Gotha und Altenburg, von Aug. Beck, 1854“.